~~Eb VIII 82~~

Bg.o. 488.

Das Leben

des

Fürsten von Pückler-Muskau

von

Dr. August Jäger.

Mit dem Bilde des Fürsten.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Von der in unserem Verlage erscheinenden neuen Uebersetzung Shakspeares, mit Einleitungen und Erläuterungen, unter dem Titel:

Shakspeares Schauspiele

neu übersetzt und erläutert

von

Adelbert Keller und Moriz Rapp.

Acht Bände.

Im Taschenformat von Schiller's Werken. geh.

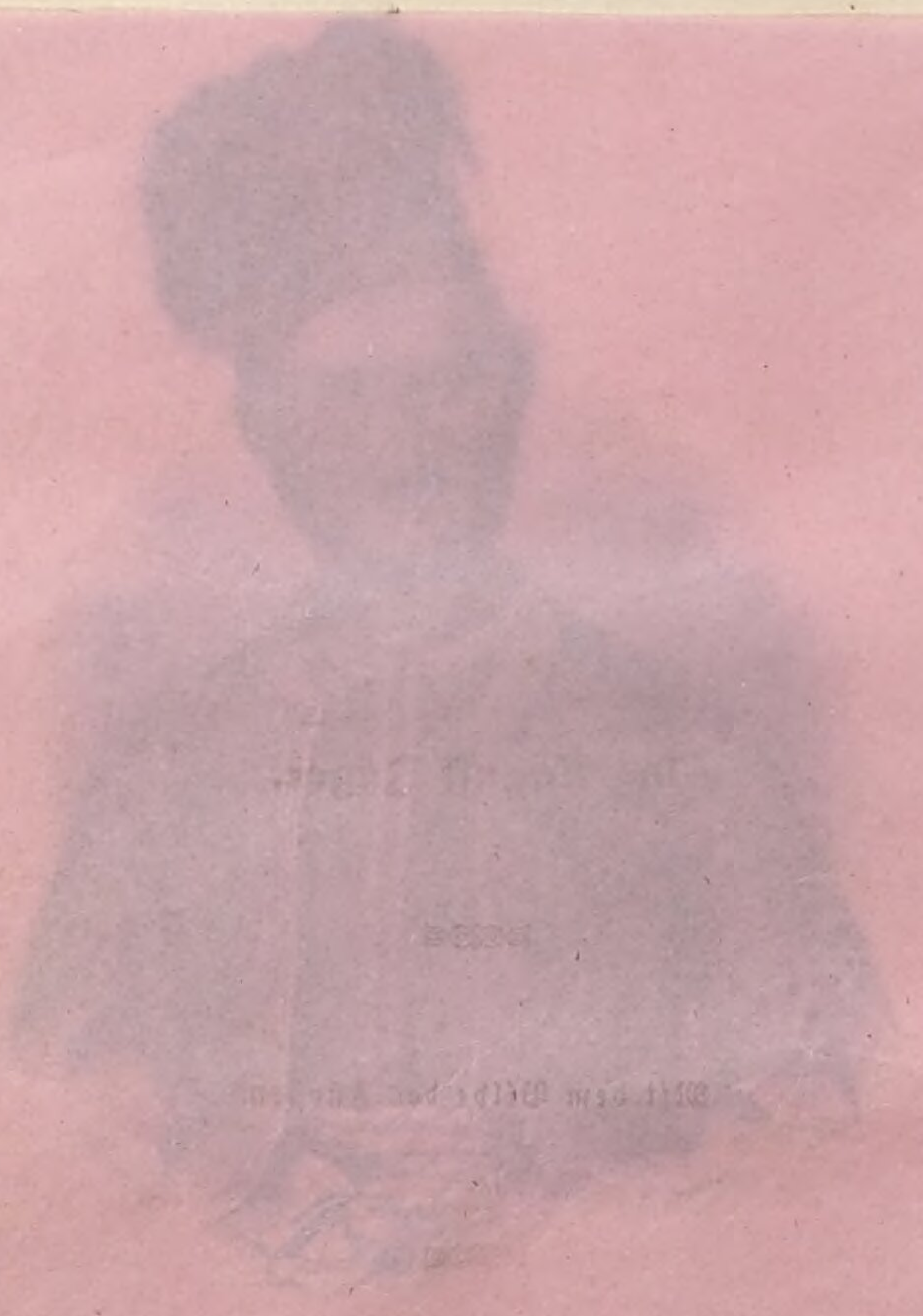
sind nunmehr folgende zwölf Stücke ausgegeben:

Othello. — Timon von Athen. — Cymbelin. — Titus Andronicus. — König Lear. — Pericles. — Verwechslungsstück. — Troilus und Cressida. — Viel Lärmen um Nichts. — Coriolan. — Vergeltungsrecht. — Julius Cäsar.

„Die beiden Herausgeber," heißt es im Vorworte, „haben sich mit der Verlagshandlung vereinigt, eine neue Uebersetzung sämmtlicher Shakspeare'scher Schauspiele zu publiciren. Bei den zahlreichen und bereits fast unzählbaren Versuchen, Shakspeare'sche Dramen in unsere deutsche Sprache zu übertragen, kann ein abermaliger Versuch dieser Art einerseits verwegen, andrerseits aber auch um so leichter gerechtfertigt erscheinen, je nachdem man das äußerliche Moment ins Auge faßt, ob das lesende deutsche Publicum schon mit hinlänglichen Vorräthen ähnlicher Versuche versehen sei, oder aber, ob die vorhandenen Arbeiten dieser Art in jeder Beziehung und in ihrer ganzen Ausdehnung den Anforderungen entsprechen, die man an eine solche zu machen sich berechtigt glauben mag. Ueber diesen Punkt sind die Ansichten bekanntlich noch im höchsten Grad getheilt und unentschieden. Wenn neben den Arbeiten der gründlichsten Kenner auf diesem Gebiet sich nur gar zu oft ein oberflächlicher Dilettantismus breit gemacht hat, so wird man es immer noch einigen Männern zu gute halten, die bei der höchsten Verehrung für den Dichter sein genaues Verständniß und das Studium seiner Sprache sich zu einer Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht haben, wenn solche zu dem Zweck zusammentreten, auch ihr Scherflein zu der großen Aufgabe nach Kräften herbeizubringen. Sie bilden sich gewiß nicht ein, die vorangegangenen Versuche nach allen Theilen übertreffen zu wollen; ein solches Ziel kann sich nur der Stümper stecken, der eben so wenig weiß, was andere können, als was er selber will; sie schmeicheln sich allein mit der Möglichkeit, daß ihre Arbeiten neben denen der Vorgänger nicht ihrer selbst sich sollen zu schämen haben, und wenn das gute Glück will, eine oder die andere ihrer Arbeiten vielleicht die Vorzüge mehrerer Vorgänger

FÜRST PÜCKLER-MUSKAU.

Druck v. J. Niederbühl, Stuttgart.



Druck v. J. Niederbühl, Stuttgart.

Das Leben

des

Fürsten von Pückler-Muskau

von

Dr. August Jäger.

Mit dem Bilde des Fürsten.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

I.

Die Aufgabe, das Leben eines Menschen zu beschreiben, bietet der Schwierigkeiten so viele, daß gelungene Biographieen zu den literarischen Seltenheiten gehören. Nur Autobiographieen, in denen eine Person ihre Meinungen und Gesinnungen, ihre Handlungen und Schicksale selbst erzählt, dürften auf Wahrheit, auf Treue und Glauben vollkommenen Anspruch machen, wenn der Selbstbiograph einen hohen Grad von Selbstkenntniß und Wahrheitsliebe besaß, wenn er im Gefühle seines innern Werthes den Muth hatte, seine Fehler und Schwächen offen zu gestehen. Aber wo findet man diese Tugenden? — und fände man sie, so würde man ihnen doch kaum Gerechtigkeit widerfahren lassen, eben weil sie so selten. Um wie viel schwieriger ist es aber, das Leben eines Andern zu beschreiben! Kann ein Sterblicher die Gedanken, die Gesinnungen, die Motive zu den Handlungen eines andern Menschen genau kennen? Ist man nicht allzu geneigt, nach den Erfolgen zu urtheilen, das

Innere nach dem Aeußern abzuwägen, Schein für Wahrheit zu nehmen? Wer giebt sich so ganz wie er ist? — Gestaltet erst unsere Verhältnisse, unsere Welt anders, und dann verlangt Engel statt Menschen!

Zur Abfassung einer vollkommenen Lebensbeschreibung wäre es erforderlich, daß der Autor in steter Gemeinschaft mit Demjenigen lebte, dessen Leben er beschreiben will, mindestens bei den hervortretendsten Handlungen des Letztern, bei den Hauptereignissen, die ihn betreffen, zugegen wäre; denn die Biographie hat es hauptsächlich auch mit den äußern Lebensverhältnissen, Veränderungen und Schicksalen eines Individuums zu thun: wenn sie sich lediglich auf das Innere, Dauernde desselben beschränkte, würde sie eine bloße Charakterschilderung seyn. Wie ist es aber möglich, daß der Biograph auf allen Tritten und Wegen dem folgt, dessen Leben er beschreiben will, daß er vereint mit ihm, gleichwie die Dioskuren, Alles durchlebt, mit ihm denkt, handelt und leidet, seine Gesinnungen durchschaut, das Bild seiner Seele stets in einem wahren und hellen Spiegel erblickt! Und wäre selbst ein solches Verhältniß denkbar, so würde der Eine oder Andere dieser Geistes- und Körperverwandten die geheimsten Regungen und Empfindungen seines siamesischen Zwillingsbruders aufzudecken entweder sich scheuen — wenn er nämlich treu

und wahr seyn wollte — oder dasjenige, was er mitzutheilen hätte, würde so unwesentlich, so uninteressant seyn, daß es sich der Mühe des Aufzeichnens nicht lohnen möchte. Denn Personen, deren Leben vorzugsweise einer Beschreibung werth ist, pflegen in der Regel keine intime, aufrichtige Freunde zu haben, und hätten sie deren ausnahmsweise, so werden sich diese wieder nur selten mit Ausarbeitungen von Biographieen beschäftigen. Denn nur hochstehende, sehr berühmte oder sehr berüchtigte Personen finden Biographen; die kleinen Lichter stellt man unter Scheffel.

Zu welchem Endzweck sollte sich Jemand der Mühe unterziehen, die Lebensgeschichte eines gewöhnlichen Menschen zu erzählen? Ich sehe hier von den Romanschreibern, Novellisten, Verfassern von lehrreichen und erbaulichen Jugendschriften, von Sittenlehrern u. A. m. ab, und will durchaus nicht in Abrede stellen, daß ein Vicar of Wakefield und ähnliche Arbeiten, wenn sie mit eben dem Geiste, wie jener, geschrieben und in eben dem Geiste gehalten sind, viel Verdienstliches haben: zum Vorwurf einer Biographie dagegen wählt man doch wohl einen andern Stoff, eine Person, welche durch vorzügliche Verdienste um ein Land oder um das ganze Menschengeschlecht sich berühmt gemacht hat, welche durch Rang oder äußere Glücksgüter excellirte, oder in Wissenschaft

und Kunst sich hervorthat, eine Person, welche denkwürdige Schicksale erfuhr, auf die Zeit, in welcher sie lebte, mächtig einwirkte — oder eine Person endlich, welche durch Sonderbarkeiten, durch Laster und Verbrechen sich der Art merkwürdig machte, daß, wie man dort ein Leben zum Beispiel und zur Nacheiferung, so es hier, um Abscheu zu erregen, aufstellt. So beschrieben uns schon Griechen und Römer das Leben ihrer Fürsten, ihrer Helden, ihrer Weisen, ihrer Künstler und ihrer Gelehrten, wie sie nicht minder das Leben ihrer Tyrannen, ihrer Thoren und ihrer Verbrecher beschrieben; immer aber wählten sie Personen, deren Leben anziehend und fruchtbar genug war, beschrieben zu werden, sey es, um zum Guten anzufeuern, oder vom Bösen abzuhalten.

Die Biographieen und Schaudergeschichten großer Verbrecher werden mehr und mehr aus der Literatur verdrängt und auf Jahrmärkte verwiesen und peripathetischen Bänkelsängern überliefert. Der gemeine Verbrecher kann auch das Interesse und vorzugsweise das Interesse der untern Klassen nur auf kurze Zeit fesseln; die Zeit der Ritter- und Räuberromane, des Schauerlichen, Gräulichen und Wunderbaren ist glücklich vorüber, nur hie und da taucht sie noch in jugendlich romantischen Köpfen auf, und es möchte wohl schwerlich noch jetzt ein gemeiner Verbrecher oder ein vollkommener Narr einen

Biographen finden, es sey denn, daß überwiegende Vorzüge und hohe Eigenschaften des Geistes und Körpers mit Lastern und Thorheiten sich paarten, oder daß man das Leben eines Regenten aufzeichnen wollte, in welchem jene gepaart sind, oder daß man ein Leben der Veröffentlichung werth erachtete, welches reich an ungewöhnlichen und denkwürdigen Schicksalen wäre, ohne frei zu seyn von Schwächen und Lastern.

Es ist, mit wenigen Worten das Gesagte zu wiederholen, also nur das Leben eines berühmten Menschen, ein Leben, welches zugleich interessant und lehrreich ist, der ausführlicheren Beschreibung werth. Biographieen, die aus andern Gründen und andern Absichten verfaßt sind, können eben so wenig auf allgemeinen Werth, als auf Verbreitung Anspruch machen, und verschwinden, als ephemere Erscheinungen, bald wieder. Lobenswerther erscheint die Absicht, hochverdienten Männern und Frauen durch und in deren Biographieen einen Ehrentempel zu errichten und der Liebe und Dankbarkeit zu weihen. Specielle derartige Zwecke dürfen jedoch nie die Hauptmotive zur Veröffentlichung einer Biographie, die für das gesammte Publikum bestimmt ist, bilden; hier muß der Hauptzweck des Autors seyn und bleiben: wahr und treu und frei von allen Nebenrücksichten das Leben einer Person zu beschreiben, welches über die Alltäglichkeit er-

haben und reich ist an interessanten Schicksalen, an einflußreichen Handlungen, an lehrreichen Ergebnissen, an hervorstrahlenden Eigenschaften und, in gewissen Beziehungen, auf seine Zeit von wesentlichem Einfluß war.

Es steht nun zu beweisen: ob das Leben desjenigen Mannes, dessen Leben, Handlungen und Schicksale ich im Nachfolgenden dem Publikum zu übergeben gedenke, den oben ausgesprochenen Erfordernissen entspricht, ob es einer ausführlichern Beschreibung werth ist. Obwohl der Leser diese Fragen nach Durchsicht der folgenden Blätter am besten sich selbst beantworten könnte, so halte ich es dennoch nicht für überflüssig, hier einige allgemeine Andeutungen über den Mann, dessen Biographie ich mir zur Aufgabe gestellt habe, voranzuschicken.

Der Fürst von Pückler-Muskau hat seit der Zeit seines öffentlichen Auftretens, besonders aber seit dem letzten Decennium, ein so allgemeines Interesse erregt, daß ihm in dieser Hinsicht kaum ein Anderer an die Seite gestellt werden dürfte. Seine ganze Erscheinung ist, namentlich für uns Deutsche, so neu, so piquant, erregt in so hohem Grade die Neugierde — zumal des schönen Geschlechts — und allgemeine Theilnahme, daß, abgesehen davon, was der Fürst gewirkt und in Wahrheit genützt hat, sein an Ereignissen, Abenteuern und ungewöhnlichen Situationen so reiches Leben allein

schon werth wäre beschrieben zu werden, und ohne Zweifel dann auch eine sehr interessante, oft lehrreiche Lectüre gewähren würde.

Mit hohen geistigen und körperlichen Gaben ausgestattet, stürzt sich der junge Graf in jugendlich sprudelndem Uebermuthe ins Leben und trinkt den Becher der Freude und des Genusses in vollen berauschenden Zügen, aber immer mit der Vorsicht — eine Eigenschaft, die ihn nie, in den schwierigsten Verhältnissen nicht verläßt — daß er den Becher nie bis auf die Hefen leert. Er bezieht in sehr jugendlichem Alter die Universität, tritt nach dem Triennium, welches viele Studenten, zumal die aus höheren Ständen, Studirens halber auf einer Universität zubringen, unter die sächsischen Gardes du corps, wo er sich durch persönlichen Muth, durch Absonderlichkeiten verschiedener Art, durch seine Fertigkeit in körperlichen Uebungen, durch Frivolitäten und Schwänke der Art auszeichnet, daß man ihn den „tollen Pückler" nennt, ihm aber nie das allgemeine Interesse versagen kann. Der Militärdienst im Frieden behagt dem Grafen nicht lange; er nimmt seinen Abschied, und führt ein freies, geniales, oft angefeindetes, durch Juden und Christen und durch die nächsten Anverwandten sogar eben so oft verbittertes, unstätes Leben bis zum Tode seines Vaters, in Folge dessen er als alleiniger männ-

licher Sproß zu dem Besitz der Standesherrschaft Muskau und eines beträchtlichen Vermögens gelangt. Bald nach dem Antritt seiner Besitzungen, die er zu verschönern und zu verbessern sich bestrebt, bricht der französisch-russische Krieg aus. — Im Jahr 1813 wird dem Grafen Pückler die Gelegenheit geboten, eine glänzende militärische Laufbahn sich zu eröffnen; weßhalb dies nicht geschah und geschehen konnte, wird später gezeigt und zugleich bewiesen werden, daß der Graf Pückler damals, obgleich das Gegentheil fälschlich behauptet und verbreitet worden, eben so ehrenvoll als aufopferungsfähig handelte. Er schloß sich, von einer langwierigen Krankheit hergestellt, in den Freiheitskriegen den russischen Kriegern an, ward darauf dem Großherzog von Sachsen-Weimar als Generaladjutant beigegeben, und trat später, da seine Herrschaft unter preußische Oberhoheit kam, in preußische Dienste. Wo es galt, zeichnete er sich während seiner militärischen Laufbahn ruhmvoll aus und bewies mehr als einmal hohen persönlichen Muth.

Nach dem Frieden und nach einem längeren Aufenthalte in England ließ sich der Graf Pückler von Neuem die Verschönerung seiner Besitzungen angelegen seyn, und was er in dieser Hinsicht geleistet, was er durch sein Beispiel und seine Mühen und Opfer genützt hat, verdiente allein ihn als den geschmackvollsten Landschafts-

gärtner Deutschlands mit ehrender Anerkennung auf die Nachwelt zu bringen. Das Streben des gereifteren Mannes, zu wirken, zu schaffen und zu nützen, trat mehr und mehr bei ihm hervor und ward nur selten noch von Ausbrüchen froher Lebenskraft und Lebensfülle, von Humor und Sarkasmus, wodurch man sich, wie bekannt, in der Regel keine Freunde erwirbt, überboten.

Der Graf Pückler, bereits mit einem hohen militärischen Range und vielen Orden bekleidet, der Besitzer einer ausgedehnten Herrschaft, der talentvolle, geniale Mann, ward von seinem Monarchen in den Fürstenstand erhoben und durch eine nahe Verbindung mit dem Alles vermögenden preußischen Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, in die höchste Sphäre der menschlichen Gesellschaft und in die Lage versetzt, in welcher es wieder nur von ihm abhing, die höchsten Stellen im Staatsleben einzunehmen. Den ihm angebotenen Gesandtschaftsposten in Konstantinopel schlug er uneigennützig aus und zog eine ehrenvolle Unabhängigkeit einem mühevollen, monotonen und in der Regel schlecht belohnten und gedankten Staatsdienste vor. Wie der Fürst jedoch nichts desto weniger auf viele hochwichtige Fragen jener Zeit mittelbar eingewirkt hat, läßt sich schon aus seinem intimen Verhältnisse zu dem Staatskanzler Hardenberg abnehmen und soll zu seiner Zeit evidenter bewiesen werden. Ge-

rade über jene Epoche, über die Jahre 1813—1826, sollte der Fürst sein Autobiograph werden, und würde mehr als jeder Andere im Stande seyn, uns die wichtigsten Aufschlüsse und interessantesten Daten mitzutheilen, wenn er mit seiner gewohnten Offenheit und Furchtlosigkeit zu Werke gehen wollte und vielleicht nicht Ursache hätte, höhere Rücksichten vorwalten zu lassen und einen Schleier nicht zu lüften, der schon eine Reihe von Jahren Vermodertes und Vergessenes deckt.

Meines Erachtens böte schon das Leben des Fürsten Pückler-Muskau bis hieher hinlänglichen Stoff zu einer Biographie, die weit interessanter seyn würde, als manche andere, die einem obscuren Biedermanne, einem einseitigen Gelehrten, einem Jubilar, der sein Leben sehr hoch brachte, oder selbst einem überschätzten Staatsmanne, einem vom Glück begünstigten Krieger u. A. m., so häufig nachgeschrieben und nachgesungen worden ist. Pückler war schon vor der Zeit, in welcher er als Schriftsteller und als Tourist sich einen so allgemeinen Ruf erwarb, eine interessante Erscheinung, eine liebenswürdige Persönlichkeit, ausgezeichnet durch Rang, durch Genie, durch Witz und Humor, ein ritterlicher Held, der durch Sarkasmen und Spott bereits mehr bewirkt hatte, als viele Sittenprediger durch ihre Reden und Schriften — er war schon berühmt als Parkomane, oder wählen wir

einen bezeichnenderen und edleren Ausdruck: als gründlicher Kenner und eifriger Beförderer der landschaftlichen Gartenkunst, die er rastlos auf seinen Besitzungen betrieb, in welcher er Andern mit einem lehrreichen Beispiele voranging, die er allgemein zu machen sich bestrebte, da sie Schönheit mit Nützlichkeit verbindet und die alten geschmacklosen Parkanlagen in Deutschland verdrängen sollte und gewiß auch verdrängen wird. Nennt man doch schon jetzt nahe und fern die Pflanzungen und Anlagen nach des Fürsten Methode „Pückler'sche Anlagen", für den Gründer oder doch Beförderer derselben die ehrendste und belohnendste Anerkennung!

Einen neuern, größern und allgemeinern Ruf erwarb sich der Fürst als genialer Schriftsteller. Die „Briefe eines Verstorbenen", denen in der Folge viele andere Werke sich anreihten, die insgesammt durch Genialität und Originalität sich auszeichnen und später an ihrem Orte näher besprochen werden sollen — erregten ein so allgemeines Interesse, wie in jüngster Zeit kein anderes Produkt der deutschen Presse. Es lag nicht allein darin, daß ein Fürst der Verfasser war, nicht darin, daß die höhern Sphären der menschlichen Gesellschaft durch ein Mitglied, durch einen genauen Kenner derselben und einen feinen Beobachter beschrieben und genau beleuchtet wurden, sondern vielmehr in der Schreib-

und Auffassungsart des Verfassers, in seiner Originalität, in seiner Offenheit, seiner Furchtlosigkeit und Keckheit. Mochten auch viele Stimmen sich dagegen erheben, das Publikum blieb dem bei weitem größten Theile nach auf Seiten des Fürsten und der glänzendste Erfolg krönte jedes seiner neuen Werke.

Den Ruf, welchen sich der Fürst bereits als genialer, weltmännisch gebildeter, humoristischer, bisweilen etwas extravaganter Mann, den er sich als edler Beförderer der höheren und verschönerten Landschaftsgärtnerei, den er sich endlich als origineller Schriftsteller erworben hatte, vermehrten in den letzten Jahren noch um Vieles seine höchst interessanten Reisen, seine Bemerkungen und Abenteuer während derselben und nicht minder auch die Bekanntschaften, welche er mit vielen der merkwürdigsten Personen der Jetztzeit schloß. Denn wie er schon früher den Umgang mit den geistreichsten Männern und Frauen vorzugsweise gesucht und cultivirt hatte — und wiederum seinerseits nicht minder von Jenen gesucht und gewürdigt worden war — so hatte er vorzugsweise auf seinen letzten ausgedehnten Reisen Gelegenheit, viele der interessantesten, einflußreichsten Personen kennen zu lernen. Aber nicht allein kennen lernen wollte er sie, sondern auch bekannt machen, was wir um so dankbarer aufnehmen sollten, da wir seiner gereiften Weltansicht, seiner

Menschenkenntniß, seiner Offenheit und — Naivetät mit geringen Ausnahmen unbedingt vertrauen dürfen.

Die Frage: ob das Leben des Fürsten Pückler-Muskau einer ausführlichern Beschreibung werth, glaube ich überzeugend beantwortet zu haben; es bleiben jedoch noch andere Punkte zu erledigen übrig. Einmal, wie ich es unternehmen durfte, bei Lebzeiten des Fürsten seine Biographie zu ediren, dann, ob ich auch befähigt sey und in den Stand gesetzt worden, eine solche zu schreiben.

Was das erste der beiden letztgenannten Bedenken betrifft, so scheint dasselbe theilweise schon im Vorhergehenden erledigt worden zu seyn. Es ist in der That Stoff, höchst interessanter Stoff zu einer Biographie des Fürsten Pückler in vollem Maße vorhanden und warum sollen wir da erst auf seinen Tod warten, um einen Abriß von seinem Leben zu erhalten? Wünschen wir vielmehr dem Fürsten noch ein recht langes Leben, während dessen er weiter wirken und schaffen und uns durch die Berichte über seine letzten Reisen und über so viele Erlebnisse und Beobachtungen aus frühern Zeiten erfreuen und belehren kann. Und alle Aussicht zur Verwirklichung jenes Wunsches ist vorhanden trotz der Behauptungen derjenigen, die den Semilasso für abgelebt, für eine schöne Ruine halten — möchten ihn diese zu Pferde sehen, ihn begleiten müssen auf einem sechs- und mehr-

stündigen Ritt, ihn sehen, wenn er in seinem ausgedehnten Parke mißt und ordnet und absteckt, möchten sie ihn endlich an der Tafel sehen, seinen gesunden Appetit, seine frohe, joviale Laune, seine Ausdauer und seine unvergleichliche Unterhaltung!

Und hätte eine Biographie bei Lebzeiten derjenigen Person, die man zum Vorwurf jener erwählt, gar nichts Verdienstliches? Der Verfasser einer solchen muß mindestens mit eben so viel Umsicht, Wahrheit und Treue zu Werke gehen, als der Autor, der nach dem Tode Jemandes dessen Leben schreibt, da Ersterer eher zu controliren, zu widerlegen und leichter zu ermitteln ist, ob er aus eigennützigen Absichten geschrieben hat. In mancher Beziehung möchte mein Verfahren sogar vorzuziehen seyn; denn wenn ich Falsches berichtet, so kann ich berichtigt, wenn ich blos gelobt, so kann ich mit mehr Fug und Recht getadelt, und wenn ich nach bestem Willen wahr und redlich bei Abfassung meiner Arbeit verfuhr und auch den Muth besaß, Nachtheiliges offen auszusprechen, so muß meine Arbeit um so mehr Anerkennung finden. De mortuis nil nisi bene! Und wenn gleich sich der Fürst Pückler schon einen Verstorbenen genannt hat, und ich daraus einen neuen Grund für die Herausgabe dieser Schrift entnehmen könnte, so will ich meinen Helden doch lieber schildern wie er leibt und lebt, wie

er denkt und handelt, wie er spricht und sich giebt, wie er schreibt und alles Lächerliche persiflirt. Möge ein Anderer nach mir des Fürsten Leben nach dessen Tode schreiben — da wir ja nun einmal Alle unser unwiderrufliches Todesurtheil schon bei der Geburt unterschreiben mußten — und gern dieses Werkchen als Vorarbeit benutzen; möge er dessen Fehler verbessern, und wenn sich ein anderes Urtheil über den Fürsten gebildet haben sollte, das frühere berichtigen und das spätere belegen; möge er eben so offen und wahr seyn, als ich mich bestreben werde es zu seyn, und den Verdiensten des Fürsten und seiner Sehergabe, wenn das, was er prophezeihet, oder wenigstens Vieles davon, eingetroffen ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ganz vorzüglich aber und mehr als alles Andere beschwichtigte meine Bedenken, die Biographie des Fürsten Pückler-Muskau bei dessen Lebzeiten zu veröffentlichen, die Erlaubniß, wenn auch gerade nicht die Billigung meines Unternehmens von Seiten des Fürsten. Schon früher war mir von spekulativen Verlegern angetragen worden, über Semilasso zu schreiben, und wenn ich es ablehnte, so geschah es nur in uneigennütziger Absicht und aus Rücksichten, die mir stets heilig seyn werden. Neuerdings jedoch, als ich meinen Aufenthalt für längere Zeit nach Muskau verlegt hatte, ward mir ein neues Aner-

bieten der erwähnten Art gestellt und zugleich bedeutet, daß, wenn ich nicht darauf eingehen wolle, ein anderer Literat die Arbeit übernehmen werde. Da fand ich mich bereit unter der Bedingung, daß Se. Durchlaucht, der Fürst Pückler-Muskau seine Einwilligung gäbe, was dann auch geschah, namentlich auf den Beweggrund hin, daß im Falle meines Rücktritts ein Anderer die Arbeit ausführen würde. Meiner Bitte um einige Materialien und Beiträge dagegen konnte der Fürst nicht willfahren, weil er in Wahrheit nichts der Art besitzt und es jedenfalls ein zu gewagtes Ansinnen gewesen wäre, daß der vielbeschäftigte Mann an seiner eigenen Biographie, deren Veröffentlichung er nicht einmal billigt, aber geschehen läßt, weil er sie nicht zu hindern vermag, Mitarbeiter seyn solle. Mit gewohnter Freundlichkeit versprach er jedoch in zweifelhaften Fällen, oder wo mir von einer Vorfallenheit oder einem Zeitabschnitte Notizen gänzlich fehlen sollten, mir Aufschlüsse, Berichtigungen und einzelne Daten auf meine deßfallsigen Anfragen nicht vorenthalten zu wollen.

Aus dieser Zusage des Fürsten, wie nicht minder aus seiner Erlaubniß zur Veröffentlichung dieses Werkes, leite ich einen Theil meiner Befähigung zur Abfassung desselben ab. Anführen kann ich zu dem Ende noch, daß ein Bruder von mir den Fürsten auf dessen Reisen

in den Orient längere Zeit als Secretär begleitete und ich schon damals das Glück genoß, von dem Fürsten mehrere Briefe, namentlich Empfehlungsbriefe während meines Aufenthalts in Paris, zu erhalten. Daß ich von Zeit an den Wohlthäter meines Bruders, den gefeierten Mann mit doppeltem Interesse auf seinen Reisen verfolgte, ihn in seinem Privatleben beobachtete, mich über sein früheres Leben unterrichtete und innigen Antheil nahm an Allem, was ihm widerfuhr, was er schaffte, was er schrieb, was über ihn gesprochen und geschrieben wurde, bedarf wohl keiner weiteren Versicherung, zumal seine Erscheinung, sein Wesen, sein Charakter, seine Handlungen stets mein ganzes Interesse in Anspruch nahmen und mich mächtig zu ihm hinzogen.

Von günstiger Vorbedeutung für mein Unternehmen erschien es mir überdem noch, daß ich einen großen Theil des Schauplatzes, auf welchem der Fürst gelebt und gewirkt, und den er durchreiset hat, aus eigener Anschauung kenne: ich war auf derselben Schule, auf derselben Universität, ich verlebte längere Zeit in Frankreich, in der Schweiz, in Nordafrika und in England, und kenne Muskau theils schon von früher her, theils werde ich es in Folge meines längeren jetzigen Aufenthalts noch näher kennen lernen.

Ich wäre sonach auch in den Stand gesetzt und

vor Vielen begünstigt, eine Lebensbeschreibung des Fürsten Pückler liefern zu können. Sollten meine anderweitigen Fähigkeiten zu einer solchen Arbeit nur geringe und schwach seyn — Gott ist zwar vorzugsweise der Schwachen Vormund — so werden guter Wille, Lust und Liebe zur Sache jenen Mangel theilweise ersetzen; — Stubengelehrte, engherzige, an Geist und Körper vertrocknete Geschäftsmänner, Feiglinge, Moralisten und Pietisten können übrigens des Fürsten Pückler Leben gar nicht schreiben, weil sie es nicht zu fassen vermögen!

II.

Wenn ein Herzog von Montmorency zum Beweise des Alters seines Geschlechts ein großes, noch heut zu Tage sichtbares Oelgemälde fertigen ließ, auf welchem sein Ahnherr in der Tracht, wie sie unter Ludwig XIV. Mode, und in einem Salon, ebenfalls nach damaligem Geschmack dekorirt, an einem Tisch lehnt, und durch die geöffneten Flügelthüren der Blick auf eine große Wassermasse schweift, auf welcher die Arche Noah schwimmt, und ein Diener Noahs, in die Farben des Hauses Montmorency gekleidet, eben in den Salon tritt und im Namen seines Herrn den Herzog, den ältesten Adeligen der Christenheit, einladet, in die Arche zu steigen —: so kann das nur unser Lachen und unser Mitleid erregen, wenn nicht etwa eine tiefe Ironie jenem Gemälde zu Grunde liegt. Ahnenstolz macht sich mehr oder weniger immer lächerlich, zumal wenn er zuweit getrieben und auf nichts basirt ist; oft könnte man den Ahnenstolzen recht hämisch daran erinnern, was seine Vorfahren gewesen und wie

er so sehr degenerirt. Dagegen ist es ein, Adeligen so wohl als Bürgerlichen und Jedem endlich, der sich selbst achtet und seine Familie liebt, inwohnendes wohlthuendes Gefühl, wenn seine Vorfahren ehrenwerthe, tüchtige oder gar ausgezeichnete Männer und Frauen waren, wenn man weit hinauf die Glieder seines Stammes verfolgen kann und stets nur Ursache hat, sich seiner Vorfahren und seiner Abstammung zu freuen. Adelige hielten und mußten von jeher mehr auf diese ihre Abstammung halten, als Bürgerliche; einmal, weil sie mehr Ursachen hatten sich ihrer Ahnherrn zu freuen und stolz auf sie zu seyn, da dieselben in der Regel reicher und gebildeter und bevorzugter waren, als die andern Klassen, und dann, weil sie in Folge ihrer Abstammung manche Vorrechte beanspruchen konnten. Man sollte es daher dem Adel, zumal dem alten, verdienten Adel, gar nicht so übel deuten, wenn er einen edlen Ahnenstolz besitzt; ich will auch lieber, daß meine Vorfahren Herren als Knechte, Unterdrücker als Unterdrückte, tapfer als feige waren, und Jedem endlich wird es schmeicheln, wenn in seiner Familie ausgezeichnete Männer und Frauen genannt und ihrer noch spät rühmend und ehrend gedacht wird. Adelstolz, der sich lediglich auf das Verdienst, oft nicht einmal auf dieses, oder das Alter der Vorfahren, welches oft so precär und schwer zu beweisen und so oft mit Halb-

und unreinem Blut durchkreuzt ist, stützt, wird sich allerdings lächerlich machen, und nur von Gleichgesinnten und Geistesarmen desselben Genre anerkannt werden: nichts destoweniger erscheint mir eine Geburtsaristokratie bei weitem vorzüglicher und nobler, als eine aufgeblasene Plutokratie, die auf schnell erworbenen, oft ohne Zuthun oder recht ignobel erworbenen Besitz stolz ist, der häufig eben so schnell wieder zerrinnt, wie er angefluthet kam. Hier herrscht nur roher Materialismus und starrer Egoismus, dort wenigstens noch einiger Edelsinn und Poesie. „Laßt dem armen, ausgedienten Adel seine Poesie" — ruft Pückler in seinem trefflichen Werke über Landschaftsgärtnerei Seite 178 aus — „das Einzige, was ihm übrig bleibt. Ehrt das schwache Alter, Spartaner!" Was soll man aber an einem reich gewordenen Krämer, Kornjuden, Lieferanten oder Wucherer ehren, zumal wenn sein Reichthum wieder geschwunden!

Jeder will sein Geschlecht so weit als möglich zurückführen, besonders wenn er es mit Ehren vermag, wenn er es von einem würdigen Stifter, einem berühmten Ahnherrn ableiten kann. Mit einiger Vorliebe hängt daher auch der Fürst Pückler-Muskau an dem Nibelungenliede, unserem Nationalepos, in welchem des „treuen Rüdiger von Bechelare oder Bechlarn" ehrend gedacht wird. Die schöne Chriemhild, die sich nach Siegfrieds, ihres

ersten Gemahls, Ermordung, in zweiter Ehe dem König Etzel vermählte, sann auf blutige Rache an den Mördern ihres ersten Heldengatten. Sie ladet die Nibelungen (die Burgunder) zu einem Fest auf Etzels Schloß und läßt die Edelsten derselben, darunter ihre eigenen drei Brüder, ermorden. Aber erst nach blutiger Gegenwehr unterliegen die Ueberfallenen; Viele von Etzels Dienstmannen und Genossen theilen dasselbe Loos mit jenen, unter letztern auch der treue Rüdiger von Bechlarn. Diesen alten Recken hält der heutige Fürst Pückler für den Ahnherrn seines Geschlechts und will ihm in seinem schönen Park eine Reiterstatue weihen.

Mögen Viele auch obige Annahme für etwas kühn, für eine schöne Fabel und das ganze Nibelungenlied für eine schöne Sage halten, so entbehrt jene Annahme doch keineswegs historischer Gründe. Unweit Linz liegt noch heute eine Stadt „Pechlarn", die der Fürst Pückler einstmals ankaufen wollte, und es steht ferner fest, daß die Familie Pückler aus der Donaugegend stammt und im dreizehnten Jahrhundert nach Schlesien übersiedelte, in welcher Zeit sie sich Pechlarn bis zum fünfzehnten Jahrhundert schrieb, woraus dann später Pöcklar und endlich Pückler wurde, ein Corrumpiren des Namens, wie es bei vielen andern alten Familien gleichfalls vorkommt. Nun findet man aber bei einem Bischof von Passau,

Pellegrinus, der ein Nachkomme Rüdigers von Bechlarn war, dasselbe Wappen, welches die Pückler noch jetzt führen: in vier Feldern die zertheilten Glieder eines Adlers. Evidenter noch, als das Angeführte, bestätigen jene Abstammung und das Alter der Familie Pückler beglaubigte Abschriften von uralten Originaldocumenten, welche letztere in einem großen Brande zu Schedlau, Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, verloren gingen. Kann nun auch nach diesen Angaben und halben Beweisen mit historischer Gewißheit die Abstammung des Pückler'schen Geschlechts von einem Helden des Nibelungenliedes nicht behauptet werden, so bietet sie doch so viel Wahrscheinlichkeit, daß man es den Gliedern jenes Geschlechts nicht verargen darf, ihren Ursprung mit jenem Heldengedichte in so romantische Beziehung zu bringen. Ohnehin ist schon erwiesen und steht fest, daß die Familie Pückler sehr alt ist und Viele ihrer Abkömmlinge im Kriegsdienste sowohl, als im Staatsdienste der deutschen Kaiser, wie der Beherrscher Preußens, sich ruhmvoll hervorthaten.

Es liegt aber eben so wenig in meiner Absicht, als im Interesse der Leser, eine genaue und vollständige Genealogie des Pückler'schen Geschlechts, welche zwar auf dem Muskauer Schlosse und in genealogischen Almanachen leicht zu erlangen wäre, zu geben. Gehen wir daher

alsbald auf die nächsten Vorfahren des dermaligen Fürsten von Pückler-Muskau über.

Der Graf Ludewig Carl Hans Erdmann von Pückler vermählte sich 1784 mit der Gräfin Clementine von Callenberg, deren Vater, der Graf Georg Alexander Heinrich Hermann von Callenberg, ein kenntnißreicher, viel gereister Herr war, der sich seine Lebensgefährtin im südlichen Frankreich aus dem berühmten Geschlechte der Grafen La Tour du Pin gewählt hatte. Die einzige Frucht dieser Ehe, die Erbin der Callenberg'schen und der mütterlichen Besitzungen in der Provençe, war die Gräfin Clementine, welche im kaum zurückgelegten vierzehnten Jahre der Graf Ludewig Carl Hans Erdmann von Pückler heirathete. Im nächsten Jahre, 30. Oktober 1785, als die Mutter erst fünfzehn Jahre zählte, ward auf dem Schloß Muskau ein Sohn geboren, der die Namen Ludewig Heinrich Hermann erhielt, und der den Gegenstand dieser Biographie bildet.

Im Laufe der Jahre entsprossen jener Ehe noch mehrere Kinder, ein Sohn Carl, der mit dem Erstgebornen Hermann zugleich von der Ruhr befallen ward und an dieser Krankheit starb, und drei Töchter, die nachmals alle ihrem Stande gemäße Ehen schloßen.

Die Eltern des Fürsten zeichneten sich beide durch vollkommene Körperbildung aus. Der Mutter französische

Abkunft war nicht zu verkennen, französische Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit waren und blieben ihr Erbtheil. Der Vater glich dagegen einem schlichten Deutschen: ein wohlbeleibter, stattlicher Mann, der sich lediglich mit seinen weitläufigen Besitzungen beschäftigte und dem Mammonsdienste etwas ergeben gewesen seyn soll.

Die nachfolgenden Notizen, die ich in Muskau über die Jugendjahre des Fürsten Pückler gesammelt habe, verdanke ich Männern aus verschiedenen Ständen, die mit dem Fürsten ungefähr in gleichem Alter stehen, und daher wohl im Stande waren, ihn zu beobachten und mir die Wahrheit zu berichten. Besonders bin ich in dieser Hinsicht dem bekannten Novellisten und Dichter Leopold Schefer verpflichtet, der ein geborener Muskauer und nur um ein Jahr älter ist, als der Fürst.

Der junge Graf Hermann zeichnete sich durch Lebendigkeit des Geistes und Agilität des Körpers von frühe an aus. Er war ein großer, schlanker Knabe, der sich in muthwilligen Streichen gefiel und seinen Aufsehern und später seinen Lehrern gar viel zu schaffen machte. Vater und Mutter ließen den Erstgebornen gewähren; jener lebte seinen Geschäften, diese war eine lebenslustige, junge Dame, die dem Sohne hauptsächlich das viele Essen, namentlich das Schwarzbrodessen verbot, weßhalb Hermann, wenn er ausgegangen, oder in der nahen

Stadt gewesen war, oft eine strenge Probe bestehen, nämlich die Mutter anhauchen mußte, ob er etwa gegen ihr Verbot gehandelt und Schwarzbrod gegessen habe. Der alte, biedere Großvater, der auch auf dem Schloß in Muskau lebte und 1795 starb, nahm sich seines Enkels am meisten an; der alte Herr hatte jedoch oft gar sonderbare Grillen, so gut er es sonst auch meinen mochte.

Die Oberaufsicht über den wilden Knaben war einem gewissen Rothe übertragen, ein Mann bon pour tout faire, der erst Tafeldecker war, dann eine Art Hofmeister und zuletzt Bürgermeister von Muskau wurde. Zu letzterem machte ihn sein früherer Pflegbefohlener, nachdem er die Herrschaft selbst angetreten. Der alte Rothe hatte die Redensart an sich: „ein Wort wie tausend!" womit er oft den jungen Grafen bedeutete und von losen Streichen abhielt. Als der Fürst ihn später zum Bürgermeister creirte, der frühere Tafeldecker dagegen eine andere Stelle ambirte und sich Einwendungen erlauben wollte, rief ihm der Fürst zu: „ein Wort wie tausend, Ihr werdet Bürgermeister!" Und Rothe ward Bürgermeister.

Schon in frühester Jugend war es eine Lieblingsbeschäftigung des nachmals berühmtesten Landschaftsgärtners Gärtchen anzulegen, wobei ihm seine Gespielen beistehen mußten. Der Ort hinter dem Theater, der

vom Schloß aus nicht übersehen werden kann, war in der Regel der Schauplatz jener und ähnlicher kindlicher Beschäftigungen. Unter den körperlichen Uebungen nahm zu jener Zeit das Stelzenlaufen einen Lieblingsplatz ein, ward aber bald theilweise durch ernstere, theilweise durch genußreichere Vergnügungen verdrängt.

Der erste Lehrer Hermanns hieß Tamm und soll ein freisinniger, ehrenhafter, wenn gleich etwas überspannter Mann gewesen seyn. Er beförderte auch die körperliche Ausbildung seines Pflegbefohlenen durch Turnen und andere Uebungen, und reüssirte in dieser Hinsicht besser, als in den trockenen Studien, obwohl sein Schüler Kopf und Talent besaß. Deßhalb sah sich Tamm auch häufig genöthigt Strafen anzuwenden, die meistens in Einsperren bestanden. Eines Tages dictirte der erboste Lehrer, der sehr kurzsichtig war, seinem Schüler auch wieder die bekannte Strafe, und schloß ihn sofort in ein kleines Zimmer ein, welches in einem der beiden am Schlosse befindlichen Thürme gelegen ist und wo damals Betten und allerlei Wäsche aufbewahrt wurden. Die Schloßthürme grenzten in frühern Zeiten an einen tiefen Schloßgraben, der durch den jetzigen Besitzer in einen See umgeschaffen ist, durch welchen ein Arm der Neiße geleitet worden. Der widerspänstige Zögling drohte seinem Lehrer, daß, wenn er ihn hier einschlöße, er aus

den Fenstern des Thurmes in den Schloßgraben springen würde. Gelassen öffnete Tamm die Fenster des Thurmes, um seines Schülers Vorhaben zu erleichtern, schloß die Thüre und ging. Der Sprung aus dem Fenster war vier Stock hoch und nicht wohl mit gesunden Sinnen zu unternehmen, der muthwillige Hermann beschloß daher, ohne alle eigene Gefährdung dennoch seinen Lehrer in Angst und Schrecken zu setzen. Er verfertigte zu diesem Behuf aus dem Vorrath der Kammer und einem Theil seiner eigenen Kleidungsstücke eine große Puppe und stürzte diese bei einbrechender Dämmerung aus dem Thurmfenster in den Schloßgraben. Vorübergehende hatten das Geräusch gehört und einen Menschen im Wasser zu sehen geglaubt; sie machten Anzeige, und händeringend eilte der gute Tamm an den Schloßgraben. Da lag der Erstgeborene, der Erbe der Herrschaft, im tiefen morastigen Graben, wahrscheinlich schon todt, denn man erblickte nur noch die Füße vom Untergesunkenen! Alles was retten konnte, eilte mit Stangen und auf Kähnen herbei und zog den triefenden Strohmann ans Tageslicht.

Solche und ähnliche, vielleicht auch noch losere Schwänke und Streiche mögen sehr häufig vorgekommen seyn, weßhalb der Vater beschloß, seinen Sohn auf eine Erziehungsanstalt zu bringen. Hier muß ich einfügen, daß schon damals, wie auch in spätern Zeiten, der Hof-

rath Röhde, ein gebildeter, namentlich in fremden Sprachen sehr bewanderter Mann, in welchen er neben andern Lehrern dem jungen Grafen von frühe an Unterricht ertheilte, großen Einfluß auf die Erziehung desselben und gewissermaßen auch auf dessen späteres Leben ausübte. Der Hofrath Röhde war früher der Erzieher des Grafen Goloffin gewesen, genoß eines unabhängigen Vermögens und lebte längere Zeit in Muskau.

Da Hermann noch in sehr jugendlichem Alter stand, beschloßen seine Eltern, ihn auf eine nicht gar ferne Schule zu bringen. Sie wählten zu dem Ende die wenige Meilen von Muskau gelegene Herrnhutercolonie Uhyst und brachten ihren Erstgeborenen dort bestmöglichst unter. Dem muthwilligen, jugendlich anstrebenden Hermann konnte es aber unmöglich unter stillen, monotonen und engherzigen Herrnhutern gefallen; er gefiel sich dagegen in den losesten Streichen und gab dadurch der stillen Gemeinde oft großes Aergerniß, obgleich doch wieder auf der andern Seite sein feuriger Charakter auch in Herrnhuter Liebesschwärmerei alle seine Kameraden in leidenschaftlichen Erstasen übertroffen haben soll. Auch ist mir aus guter Quelle versichert worden, daß sich damals bei dem Knaben zuweilen Fälle von spontanem Schlafwachen zeigten, von denen später jede Spur verschwand. Meine Angaben stimmen über den Punkt nicht

ganz genau überein, ob der damals zehnjährige Hermann aus Uhyst fortgeschickt, oder von seinem Vater fortgenommen, oder endlich von freien Stücken fortgelaufen sey; ersteres und letzteres wäre gleich möglich, da es sich in der Folgezeit öfter wiederholte.

Einige Zeit lang wurde darauf der junge Pückler im elterlichen Hause durch Hofmeister weiter gebildet. Es folgten deren mehrere rasch auf einander: Brescius, der später Consistorialrath wurde, der jetzige Generalsuperintendent Bävenroth, und ein dritter Theologe Richmann, mit dessen etwas zu naiver Natur besonders der Zögling manchen Scherz trieb. Der Hofrath Röhde unterrichtete nebenbei in neuern Sprachen, so wie ein emigrirter französischer Abbé mit Namen Perreault, ein Mann von ascetischem Ernste, der am strengsten mit dem jungen Grafen verfuhr, und dennoch am meisten von ihm geliebt wurde.

Aber auch die Erziehung unter den Augen der Eltern versprach wohl nicht die gehofften Früchte, und daher ward von jenen wiederum beschlossen, ihren Erstgeborenen, der als präsumtiver Erbe und reicher Standesherr doch auch die Welt kennen lernen mußte, auf eine größere renommirte Lehranstalt zu bringen. Man wählte das königliche Pädagogium in Halle an der Saale, eine alte schmutzige Universitätsstadt, die aber durch die groß-

artigen Franke'schen Stiftungen (deren Directoren die beiden berühmten Männer Niemeyer und Knapp zu jener Zeit waren), durch ihre Universität, ihre Frömmigkeit und hauptsächlich auch durch ihre Saline in großem Ansehen stand. Das Pädagogium machte und macht noch jetzt einen integrirenden Theil der Franke'schen Stiftungen aus und stand damals unter der speziellen Leitung des Kanzlers Niemeyer. Die Anstalt genoß einen gewissen Ruf der Liberalität, der vielleicht daher datirte, daß die Schüler, welche Scholaren hießen, neben den classischen Wissenschaften auch in neuern Sprachen, im Reiten, im Tanzen, in der Musik, im Zeichnen, im Drechseln u. a. m. unterwiesen wurden, daß sie große Bälle, die berühmten Actus, gaben, viel Geld brauchten und dem größern Theil nach dem Adel und höhern Ständen angehörten. Ich weiß wieder nicht, ob sich der junge Pückler in Halle gefiel, lange Zeit blieb er wenigstens auch dort nicht, und ich glaube um so weniger, daß er sich in Halle sonderlich mit der pietistischen Richtung der dortigen theologischen Universität und der höhern Schulanstalten befreundet hat, da sein Herr Vater genöthigt war, ihn „als unzähmbar", wie sich Herr Kanzler Niemeyer ausdrückte, auf ausdrückliches Verlangen dieses Letzteren, vom Pädagogio wegzunehmen, worauf er ihn mit einem eigenen Hofmeister nach Dessau in das dortige

Erziehungsinstitut sendete. Zu diesem Hofmeister war im Anfang der später als Publicist berühmt gewordene Zachariä bestimmt, doch zerschlug sich die Unterhandlung, was der Fürst stets tief bedauert hat.

Erst fünfzehn Jahr alt (1800) vertauschte er schon die Schule mit der Universität. Die Standesherrschaft Muskau befand sich zu jener Zeit unter churfürstlich sächsischer Oberhoheit, deßhalb bezog Pückler die Landesuniversität Leipzig, eine Stadt, die bekanntlich „klein Paris" genannt wird und ihre Leute bilden soll. Neben der Universität treibt Leipzig, wie weltbekannt, viel Handel, erfreut sich alljährlich dreier Messen und während derselben vielen Fremdenbesuchs, namentlich jüdischen, zeichnet sich überdem noch durch Lebensgenüsse, durch Frohsinn und einigen Stolz seiner Bewohner und ganz besonders durch hübsche Mädchen aus, die meines Erachtens aus einer Universitätsstadt verbannt werden sollten, da sie sicherlich von ernsteren Studien abhalten.

Pückler ließ sich als Jurist inscribiren und war ein flotter, obwohl noch blutjunger, seinen Jahren jedoch weit vorausgeeilter Bruder Studio. Er hielt sich Diener und Pferde, und liebte schon damals la bonne chère, und wie der Leumund beifügt, auch damals schon das schöne Geschlecht, woran aber lediglich nur Leipzig mit seinen hübschen Frauen und Mädchen schuldig gewesen seyn mag.

Ueber Pücklers Studien während seines beinahe dreijährigen Aufenthalts in Leipzig weiß ich nichts zu berichten und konnte mir auch Niemand etwas darüber sagen, da ein Jeder seine Studien allein und ungestört zu betreiben pflegt. Dagegen weiß ich, daß Pückler schöne Pferde hatte, viel Schulden machte, als tollkühner Reiter galt und bei vielen Leipziger Familien eingeführt und wohl gelitten war, wovon ich nur die des witzigen Professor Erhardt, des Philosophen Platner, der den reichen jungen Grafen besonders auszeichnete, und der vielfach renommirten Frau von Krey nennen will, in deren Hause fast jeder vornehme oder sonst ausgezeichnete Fremde anzutreffen war, der Leipzig auch nur auf wenige Tage, ja Stunden besuchte. Frau von Krey war die deutsche Ninon, und wenn Pückler auch seine Universitätsstudien dort nicht sonderlich gefördert haben mag, so mag sein intimes Verhältniß zu jenem frivolen Kreise wenigstens seiner Weltbildung sehr vortheilhaft gewesen seyn.

Nachdem er indessen die Unabhängigkeitsfreuden des Studentenlebens von allen Seiten gekostet, sein erstes jungfräuliches Duell glänzend bestanden und seinem letzten Hofmeister das Leben noch schwerer gemacht, als den früheren, sehnte sein unstäter Geist sich nach einer neuen Veränderung, und noch geraume Zeit vor vollendetem Triennium verließ er ohne des Vaters Wissen und Willen,

seinen unglücklichen Erzieher in mehr als tausend Aengsten zurücklassend, die Universität, begab sich nach Dresden und trat, vom Oberst Pfuel mit Freuden aufgenommen, als Lieutenant in die Gardes du corps ein.

III.

Die Jahre, welche Pückler in Dresden als Garde du corps verlebte, gehören zu den wildesten und abentheuerlichsten seines Lebens. Der Most muß gähren, bevor er ein guter, dauernder Wein wird!

Der Oberst der sächsischen Gardes du corps, der mit dem Vater des Grafen Hermann Pückler befreundet war, theilte jenem den Schritt des Sohnes mit. Was sollte der Vater machen? — er billigte anscheinend den Entschluß seines Erstgeborenen, und dieser trat sofort als Offizier unter das glänzende Gardecorps, und gefiel sich in der brillanten Uniform (Roth mit Gold, Koller und dreieckiger Federhut) und unter seinen lebenslustigen, reichen Kameraden, die der Elite des sächsischen Adels angehörten, gar nicht übel. Er zog sich zwar durch seine Extravaganzen häufige Verweise und Strafen zu, wie durch seine Verschwendung das Mißfallen seines Vaters, aber Jugend und ein froher, leichter Sinn ließen ihn über das Alles sich hinwegsetzen, und für man-

ches Ungemach, für manches Aergerniß boten ihm die Anerkennung seiner Tüchtigkeit von Seiten seiner Kameraden wie des ganzen Offiziercorps, die öffentliche Theilnahme, die seinen genialen Schwänken und losen Streichen ward, und besonders das hohe Interesse, welches das schöne Geschlecht seiner Originalität wie seiner Persönlichkeit schenkte, reichliche Entschädigung. Der junge, gewandte und schöne Gardeoffizier soll damals viele und sehr beneidete Triumphe gefeiert haben, bisweilen aber auch eben deßhalb in böse Händel verwickelt worden seyn, die er jedoch, sey es mit Säbel oder Pistolen, sey es durch seine Gewandtheit, stets zu seinem Vortheil zu lösen wußte. Ein Wahrzeichen, ein tüchtiger Säbelhieb über den Kopf, ist ihm noch aus jener Zeit geblieben, obwohl er in der Regel aus derartigen Rencontres als Sieger hervorging. Besonders war seine eminente Fertigkeit im Pistolenschießen gefürchtet, eine Fertigkeit, von der er in spätern Jahren noch manche Probe ablegte.

In Dresden brauchte Pückler viel Geld und machte außerdem viel Schulden. Darob erboste sich häufig der sparsame Vater in Muskau, der nach wiederholten Warnungen und Vorwürfen, nach mehrfachen Extrazahlungen und stets fruchtlosen Drohungen, seinen Erstgeborenen endlich sogar als Verschwender öffentlich erklären lassen

wollte, was jedoch seine Frau Mutter, die Callenbergische Erbtochter, von der der größte Theil des Familienvermögens sich herschrieb, nicht gestattete, und hierin, wie die Zukunft gelehrt hat, schärfer sah, als der nur von leidenschaftlicher Sparsamkeit geleitete Vater. Indessen ist nicht zu läugnen, daß des Letzteren Geduld oft auf harte Proben gestellt wurde.

Als unter anderm der junge Graf einst sehr verschuldet war und seinen Vater endlich dahin gebracht hatte, seine Schulden zu tilgen, verweigerte dieser jedoch die dazu erforderlichen Summen in des Sohnes Hände zu legen. Er sandte einen seiner Getreuen, den Commissionsrath Hempel, mit dem schönen Gelde und dem gemessenen Befehl nach Dresden, seines Sohnes Schulden zu bezahlen, diesem aber keinenfalls das Geld einzuhändigen. Der Sohn hatte jedoch von der Sendung des Commissionsraths und dem Befehle des Vaters schon Nachricht erhalten, und wußte es so einzurichten, daß er des Abgesandten habhaft ward, bevor derselbe den Zweck seiner Reise erfüllt hatte. Er ladete ihn freundlichst zu sich ein, und als der würdige Mann, der eine sehr feine Stimme hatte und ziemlich wohl beleibt und dabei eine Lebemann war, Bedenken trug, die Einladung des Grafen anzunehmen, wußte dieser jene Bedenken geschickt zu beseitigen. Hempel bezog das ihm

angebotene Quartier beim Sohne seines Prinzipals und befand sich bald in einer lustigen Gesellschaft, die der Graf ihm zu Ehren geladen hatte. Viel Ehre für den Biedermann, die aber noch erhöht werden sollte, denn der liebenswürdige Wirth stellte ihn der Gesellschaft als einen berühmten Sänger, als den Castraten Hampelino vor und brachte es nach häufigen Libationen und unwiderstehlichem Zureden sogar dahin, daß der halbselige Commissionsrath Proben von seiner gerühmten Diskantstimme ablegen mußte. Als der überglückliche, so sehr ausgezeichnete Mann endlich schwer berauscht war, erinnerte ihn sein gütiger Wirth an den Zweck seines Hierseyns, und wie er bereits Alles zu dessen Förderung vorbereitet habe. Die Gläubiger warteten bereits im Vorzimmer und erhielten ihr Geld nach der Weisung des Grafen, da Hempel unfähig war selbst zu handeln, oder nur zu unterscheiden. Wer jedoch jene gleich bereiten Gläubiger waren, weiß der grundgütige Himmel; so viel stand jedoch fest, daß des Commissionsraths mitgebrachte Gelder verausgabt waren, und der würdige Mann mit schwerem Herzen des andern Tages seine Heimreise antrat.

Wie schon oben angedeutet, erwarb sich der lebenslustige und wenig scrupulöse Pückler nicht allein häufig das Mißfallen seines Vaters, sondern auch das seiner

Vorgesetzten. Daraus folgten dann Verweise und Strafen; aber obwohl der junge Graf sich nicht besserte und manche Woche im Arrest zubringen mußte, so hatte ihn doch alle Welt gern, und selbst der rigoröse sächsische Hof, an welchem der junge Gardeoffizier und dereinstige Erbe der bedeutenden Herrschaft Muskau häufig erschien, behandelte ihn mit vieler Langmuth. Zu einem splendiden Hofball ward er jedoch nebst einem Kameraden, mit dem er in jüngster Zeit einige tolle Streiche ausgeführt hatte, nicht invitirt. Der Ball fand im Spätherbst an einem regnichten Tage Statt. Als alle Geladenen in den Sälen des churfürstlichen Schlosses versammelt waren, mietheten Pückler und sein gleich ihm zurückgesetzter Freund sämmtliche Miethwagen und Portechaisen in Dresden für schweres Geld, und bestellten dieselben nach der Neustadt, jenseits der Elbe. Unterdessen regnete es immer ärger, und als die Ballgäste in dem greulichen Wetter aufbrechen wollten, war, die wenigen eigenen Equipagen ausgenommen, weder ein Wagen noch eine Portechaise da. Welcher Jammer und welcher Tumult! Da half jedoch nichts, die zarten Damen und feinen Herren mußten im Ballcostüm unter lauten und unterdrückten Verwünschungen nach Hause waten. Am Morgen des andern Tags zog über die Dresdener Brücke ein unabsehbarer Zug leerer Wagen

und Portechaisen: im letzten Wagen saß Pückler mit seinem Freunde. Als der Zug im langsamen Schritt in der Nähe des Schlosses ankam, soll der alte biedere Friederich August auf denselben aufmerksam gemacht worden seyn und herzlich gelacht haben.

Von den vielen Fahrten, Wagnissen und Abentheuern, die Pückler während seines Aufenthalts in Dresden ausgeübt und bestanden hat, und von den vielen Anekdoten, die ihm nacherzählt werden, finde nur eine noch hier ihren Platz. In einer Gesellschaft ward von einer neuen Art geschmackvoller und zweckmäßiger Oefen gesprochen und Pückler führte an, daß er einen Ofen der besprochenen Art besitze. Da es wohl das erste und einzige Exemplar in Dresden seyn mochte, waren alle Anwesenden, zumal die Damen, sehr gespannt den neuen Wunderofen zu sehen. Pückler, der in einer Vorstadt wohnte, ladete die Neugierigen zu sich ein; — wie konnten aber die tugendhaften und stolzen Damen einen jungen, unverheiratheten Gardeoffizier besuchen! Aber Pückler wußte doch Rath: er ersuchte die anwesenden Damen am andern Tage in den Nachmittagsstunden vor seiner Wohnung vorbei zu defiliren; das hatte doch nichts Anstößiges und ward acceptirt. Da stand denn der vielbesprochene Ofen, von Maurern regelrecht gesetzt, auf der Straße an dem Hause, welches

Pückler bewohnte, und neben dem Ofen der Graf selbst, der ihn den Vorbeipassirenden zeigte und erklärte.

Sey es, daß es Pücklern nicht mehr in Dresden gefiel und daß er den Wachtparadendienst satt hatte, sey es, daß sein Vater es überdrüssig war, den theuern Sohn in der theuern Residenz länger in der Art zu erhalten, wie er ihn bis dahin halb gezwungen hatte erhalten müssen — Pückler nahm seinen Abschied noch vor Ausbruch des französisch-preußischen Krieges. Er begab sich nach Muskau auf sein Stammschloß, hielt es aber auch da nicht lange aus. Sein unruhiger Geist strebte weiter; überdem entstanden neue Mißhelligkeiten zwischen ihm und seinem Vater und seiner übrigen Familie. Er verließ zu öftern Malen und auf längere Zeit das väterliche Haus, oft nicht in der glänzendsten Lage, da sein Vater ökonomischen Sinnes war und die Extravaganzen seines Erstgeborenen höchlich mißbilligte. Er soll ihn sogar enterbt, dieses unheilvolle Testament später aber wieder vernichtet haben, da es dem Sohne, sobald es ihm Ernst war, stets wieder gelang, den Zorn des Vaters zu besänftigen und dessen temporäre Abneigung in das Gegentheil umzuwandeln.

Das Churfürstenthum Sachsen, in dessen Bereich die Standesherrschaft Muskau lag, schloß sich im weitern Verlauf des für Preußen so unglücklichen Krieges an

Frankreich an; Pückler, obwohl er den Kaiser von Frankreich hoch verehrte, verschmähte es dennoch, ohnerachtet mehrseitiger glänzender Anerbietungen, in die Dienste desselben zu treten und gegen seine Landsleute zu fechten. Er verlebte seine Zeit theils in Muskau, theils in Dresden und Berlin und großentheils auch auf Reisen in nahe und ferne Gegenden und Länder. Mit Leopold Schefer unternahm er eine Reise ins Riesengebirge und durch Schlesien, eine größere ohne Begleitung über Wien nach Italien. Ueber diese und andere Irrfahrten und Begebenheiten ist mir nichts Spezielleres bekannt geworden, nur ein Begegniß in Wien. Pückler ward dort von einem Grafen Colloredo beleidigt, und als er von demselben Satisfaktion verlangte, ihm diese verweigert. Das verdroß den sächsischen Edelmann gar sehr: er bewaffnete sich mit einer Reitpeitsche und bläuete den östreichischen weidlich durch. Aber auch dadurch ward letzterer noch nicht zu dem von seinem Gegner beabsichtigten Zweikampf bewogen und brachte als Entschuldigung vor: er sey der einzige Sohn und dereinstige Erbe und dürfe sein Leben nicht aufs Spiel setzen. Pückler war aber auch der einzige Sohn und dereinstige Erbe!

Diejenigen, welche Pückler in jener Zeit näher gekannt haben, stimmen darin überein, daß er, sobald er gewollt, Aller Herzen gewonnen habe, nicht bloß weib-

liche, sondern auch männliche. Oft zwar war sein Sinn getrübt ob der Mißverhältnisse mit den Seinigen, oft befand er sich wirklich in bedrängten Verhältnissen, da er dem Willen des Vaters nicht immer nachkam und deßhalb ohne wirksame Unterstützung blieb. Es sollen ihm damals jährlich zwölfhundert bis zweitausend Thaler ausgesetzt gewesen seyn; wie er gewohnt war zu leben und in Betracht seiner Ansprüche und dereinstigen Stellung eine allerdings geringfügige Summe. Aber eben so gut wie er verschwenden konnte, wußte er sich auch einzuschränken. Die Schweiz durchreiste er als „Student Hermann" zu Fuß, das Ränzel auf dem Rücken, und großentheils eben so einfach lebte er auf einer größern Reise, die er im Sommer 1808 antrat.

Von dieser Reise, die er mit seinem Freunde Alexander von Wulffen gemeinschaftlich unternahm, erzählt er uns selbst in offener, naiver, aber darum nicht weniger ansprechenden Weise in seinen „Jugend-Wanderungen", die 1835, also siebenundzwanzig Jahre nach dem Antritt jener größern Reise, erschienen. Der Verfasser dedicirt das Werk seinem alten Reisegefährten von Wulffen, mit dem er fort und fort in Verbindung und Freundschaft stand, die ihm oft, wenn nicht geradezu nützlich, so doch sehr angenehm war, da Wulffen bei dem vorigen Könige von Preußen in Ansehen stand,

das Amt eines Vorlesers bei demselben begleitete, und durch diese Stellung sowohl, als durch seinen Geist und seine Kenntnisse viel Einfluß übte und Manches wußte, was Andere nur errathen konnten.

In dem Briefe, der als Vorwort den Jugend-wanderungen vorangestellt und an eine hohe Dame gerichtet ist, spricht sich der Verfasser über sein Produkt in der Art aus, daß er es nur als einen Auszug aus seinen verstaubten, unzusammenhängenden Tagebüchern aus einer längst vergangenen Zeit angesehen wissen will. In seiner gewohnten allzubescheidenen Art und Weise, die oft etwas Ironisches zu haben scheint, bittet er die Dame, auf deren Geheiß er die flüchtigen Notizen aus seiner Jugendzeit veröffentlicht, und zugleich das Publikum um Nachsicht und um mildes Richteramt. Davon aber, daß Pückler dieses Werk wirklich aus seinen Tagebüchern ausgezogen und daß es mit wenig Veränderungen und Auslassungen so während der Reise geschrieben worden, wie es uns jetzt vorliegt, davon bin ich fest überzeugt und wird es ein Jeder seyn, der des Fürsten Pückler Offenheit und Aufrichtigkeit in dieser Beziehung kennt. Niemand kann freier von jeglicher Affectation sein als er, Niemand offener und wahrer; er gibt sich ganz so, wie er ist, seine innerste Natur leuchtet stets hervor, und gibt er sich nicht so, wie An-

dere, so rührt es daher, weil er eben anders ist und seyn will und es in seiner Macht steht, seinen Launen freien Lauf zu lassen.

Wir finden außer in den Jugendwanderungen noch in andern Werken desselben Autors vielfache Beziehungen und Rückerinnerungen an seine Jugendjahre. Dies gilt namentlich von Tutti Frutti, und mehrere Aufsätze und Abschnitte in letztern mögen wohl noch aus frühern Zeiten stammen. Dagegen hat er kein anderes Werk veröffentlicht, welches, wie die Jugendwanderungen, durchgehends in einer frühern Periode verfaßt worden ist.

Pückler trat im noch nicht zurückgelegten dreiundzwanzigsten Jahre seine Reise durch Frankreich und Italien an, wovon er uns das Nähere selbst berichtet. Alexander von Wulffen, wie schon erwähnt, begleitete ihn, aber die beiderseitigen Verhältnisse erlaubten weder Diener zu halten, noch auf einem irgend glänzenden Fuß zu reisen und zu leben. Die beiden jungen Männer mußten sich sogar sehr einschränken, sich oft das Nöthige versagen. Ich spreche von ihren Ansprüchen, von der Art, wie sie zu leben gewohnt waren. Nichts desto weniger setzen sie ihre Reise mit jugendlich frischem Muthe fort und genießen das Leben, wo sich ein Genuß darbietet und lassen keine Blume ungepflückt, die sich an ihrem Wege findet.

Es liegt nicht in meiner Absicht, schon jetzt über Pückler als Schriftsteller zu sprechen, die Gelegenheit dazu bietet sich später passender und in reichlichem Maße, ohne daß ich nöthig hätte zu wiederholen, was so Viele vor mir über diesen Gegenstand gesagt und geschrieben haben, gewöhnlich nur schöne Redensarten, hohles Wortgeklängel und stete Wiederholungen. Wer den Fürst Pückler beurtheilen will, muß ihn persönlich kennen, ihn in seiner Art und Weise zu seyn beobachtet, ihn auf seinen Besitzungen, in seinem Parke gesehen haben. Seine Schriften sind der getreue Abdruck seiner Individualität, man muß diese kennen, um jene recht zu fassen und zu beurtheilen. Mögen ihn auch dann noch seine Gegner affectirt, barock, abentheuerlich und mit andern Epitheten, die gerade keine ornantia sind, benennen, so wird ihm dann gewiß doch Niemand Genie und Originalität absprechen können.

Kehren wir jetzt auf seine Reise zurück, die er im Sommer 1808 unternahm. Er beginnt seinen Reisebericht mit Lyon, welches diesem zufolge damals einen ganz andern Anblick und Eindruck gewährt haben muß, als heut' zu Tage, obwohl das reiche, gewerbthätige Lyon, die zweite Stadt des schönen, mächtigen Frankreichs, wie es damals in Folge der ersten Revolution unendlich gelitten hatte, so seit der jüngsten, weniger

blutigen Revolution durch sich immer wieder erneuernde Arbeiteraufstände und Emeuten viel gelitten hat. Nichts destoweniger entfaltet das heutige Lyon mehr Luxus und Pracht, als es Pücklers Berichten zufolge im Jahr 1808 entfaltete.

Mit der wohlfeilsten Reisegelegenheit, auf überladenen, schmutzigen Rhoneschiffen, verlassen die beiden Reisenden Lyon und schwimmen dem Mittelmeere zu. Unterwegs gibt es Beschwerlichkeiten und Ungemach genug zu ertragen; Pückler wird krank und kann nicht einmal das Schloß seiner Mutter besuchen, welches er noch nie gesehen und welches nur eine Stunde von Valence, durch welches er kam, entfernt lag. — Die Reisegesellschaft vermehrten hundert französische Kanoniere, denen, wie dem französischen Militär damaliger Zeit überhaupt, Pückler seine ganze Achtung zollt. Ich bin überzeugt, daß er sie auch dem jetzigen französischen Militär nicht versagen würde, obwohl der Fürst in neuern Zeiten gerade keine gar zu günstige Meinung von Frankreich zu hegen scheint.

Der Aufenthalt auf dem Rhoneschiffe, namentlich das nächtliche Bivouakiren auf demselben wird unserem Reisenden so lästig, daß er es vorzieht nach dem demüthigen Beispiele der Apostel die Reise nach Avignon fortzusetzen. Pückler war früher ein rüstiger Fußgänger

und unermüdlich im Klettern und Bergsteigen. In die reizende Umgegend Avignons unternehmen die beiden Gefährten, die in der Nebenbuhlerin Roms — was nämlich den Aufenthalt der Päbste anbetrifft, doch beatus possessor! — wieder zusammentrafen, mehrere Ausflüchte zu Fuß oder zu Roß, auf deren einem Pückler, der einen elenden Miethsklepper bestiegen hatte, sich weit verirrt und mit dummen und bigotten Provencalen sich herumzanken muß, aber nichts desto weniger seine rosige Jugendlaune nicht verliert. Von Avignon geht's über Nismes nach Monpellier, theils in einer elenden Landkutsche, theils zu Fuß. Wer Pückler Gefühl und Gemüth abspricht, oder diese Regungen, wenn sie sich bei ihm äußern, nur für gekünstelt hält, der lese diese Abschnitte in den Jugendwanderungen, der suche und lese nach so unendlich viel andere Stellen in seinen Werken, der sehe ihn vor Allem in seinen Schöpfungen und Anlagen: ein Mensch ohne wahrhaftes Gefühl und Gemüth erfreut sich nicht vorzugsweise an Blumen, an Pflanzen und an Bäumen!

In dunkler Nacht kommen die Reisenden in einem Orte an, wo sie weder ein Gasthaus, noch einen dienstbaren Geist finden, der ihnen den Weg zeigt und ihre Effecten trägt. Sie müssen sich mit letztern selbst belasten und pilgern bepackt, aber wohlgemuth in der fin-

stern Nacht weiter. — Hinter Montpellier bietet sich ihnen eine herrliche Reisegelegenheit: zwei unbeladene Müllereſel, die den müden Wanderern der gutmüthige Treiber für ein Billiges überläßt. Neues Ungemach! Auf einer Brücke fröhnt Wulffen's Eselin einem Naturbedürfnisse; ein altes Weib reitet auf einem muthigen Eselhengst hinter den Fremdlingen; als jener die Dame seines Geschlechts in so verführerischer Attitüde vor sich erblickt, regen sich bei ihm Wollustgedanken: er geht mit seiner alten Bürde durch, sprengt auf die Eselin los, nähert sich ihr auf zudringliche Weise und erregt dadurch die Eifersucht des männlichen Esels, auf dem Pückler reitet. Ein acharnirter Wettkampf findet statt; die alte Frau hatte wahrscheinlich ihr graues Thier besser gepflegt, als der spitzbübische Müller, deßhalb erringt ihr Thier auch den Sieg und drängt und stürzt das Müllerthier mitsammt dem Reiter von der Brücke in den Abgrund. Da liegen sie nun — wie man auf dem Titelkupfer zu den Jugendwanderungen anschaulich und genau sehen kann!

Mit eben so viel Humor, als die eben erwähnte Aventüre, erzählt Pückler das Rencontre mit einem Theatercassirer zu Nismes, von dem man anfänglich glauben sollte, daß er ein Incognito reisender Prinz, oder doch ein Staatsminister gewesen wäre. — Mit Uebergehung

vieler andern Notizen über Land, Leute, Alterthümer u. a. m. erwähne ich nur seiner längern Erzählung über die Stiergefechte, oder vielmehr über das Stierbrennen (Ferraden), welches auf der Insel Camargue und in einem Theile der Grafschaft Arles Statt hatte, und lasse die beiden Reisenden von Arles aus zu Fuß und ihre Mantelsäcke auf den Rücken über Aix in Marseille einpassiren.

Alle genannten Städte habe ich vor ungefähr zehn Jahren ebenfalls gesehen und mich in einigen auch längere Zeit verweilt. Wie seit diesen Jahren sich schon Vieles dort verändert haben mag, so um Vieles mehr in dem Zeitraume, in welchem Pückler sie sah bis zu meinem Dortseyn. Nichts desto weniger schwärmt dieser schon damals für Marseille, wo er sich mit Wulffen längere Zeit aufhielt, einmal, weil ihm der dortige Aufenthalt sehr angenehm war (obwohl sich Marseille zu jener Zeit in Folge der Kriege mit England, des niederliegenden Handels u. s. w. in keiner glänzenden Lage befand) und dann, weil er Wechsel erwartete, die ihm zu jener Zeit wegen entstandener Mißverhältnisse mit den Seinigen vielleicht nicht regelmäßig und überdem in nicht gar zu hohem Betrage übermacht wurden. Allem Anscheine nach hat jedoch Pückler auf seinen spätern Reisen, wo ihm die Mittel reichlich und in jeder Beziehung zu Gebote

standen, nie sorgloser und glücklicher gelebt, als eben auf der, welche ich hier im kurzen Abriß gebe.

Außer vielen interessanten und lehrreichen Notizen, humoristischen Skizzen und Anekdoten theilt uns Pückler aus der Zeit seines Aufenthalts zu Marseille mehrere Bekanntschaften mit, die er mit berühmten Männern schloß. Ueberhaupt beeiferte er sich zu allen Zeiten die Sommitäten und Notabilitäten kennen zu lernen, in welchem Streben ihn sein Rang, seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine Bildung und wohl auch zahlreiche Empfehlungen nicht wenig unterstützten. — In Marseille machte er die Bekanntschaft des Exdirektors Barras, den er öfters auf dessen unfern der Stadt gelegenem Landgute besuchte. Er schildert uns gerade nicht mit den lachendsten Farben den König von Spanien, der sich mit einem zahlreichen Hofstaate damals in Marseille aufhielt; er macht uns mit einem vornehmen, würdevollen Algierer bekannt, den er gern nach Algier begleitet hätte, und mit Andern mehr. — Pücklers dreiundzwanzigster Geburtstag fällt während seines Aufenthalts in Marseille. Sein Freund Wulffen feiert dieses Fest, und aus der Beschreibung desselben haben wir wieder Gelegenheit, Pücklers Erregbarkeit für jedes Gute und Schöne, seine Empfänglichkeit für Theilnahme und Liebe von Seiten Anderer, seine kindliche, offene Natur kennen zu lernen.

Am 6. November 1808 verlassen die Reisenden Marseille und setzen ihre Reise per pedes fort, eine Art des Fortkommens, die in Frankreich jetzt noch viel seltener seyn muß, als damals, indem dermalen alle Beförderungsmittel so wohlfeil sind, daß selbst der Reisende par excellence i. e. der Handwerksbursch, sich ihrer bedient, und es in der That zu den Seltenheiten gehört, auf Frankreichs größern Straßen Fußreisende anzutreffen, Doch unsere beiden Landsleute waren jung und kräftig und leicht an Sinn und Beutel, und durchwanderten die schönen Gegenden zu Fuße. In Toulon besichtigen sie den Hafen und das Arsenal, passiren durch Frejus, haben ohnerachtet der vorgerückten Jahreszeit (Mitte November) viel von der Hitze zu leiden, wandern durch grünende und blühende Wiesen an duftendem Gesträuch vorbei, setzen auf eine etwas halsbrechende Art über den Var und ziehen wohlgemuth in Nizza ein. Jawohl, Nizza ist ein reizender Ort, zumal für denjenigen, der in „Nordlands eisigen Gauen" das Licht der Welt erblickt und ein kaltes Leben fortgelebt hat.

Nach einem achttägigen Aufenthalte in Nizza schiffen sich Pückler und sein Gefährte auf einer Felukke ein, die nach Genua segelt. Eine schwer beladene Tartane, welche die leichtere Felukke begleitet, wird unter den Augen der Passagiere von englischen Kreuzern genom-

men, die auch das andere Fahrzeug verfolgen und ihm so nahe kommen, daß man sich gegenseitig zurufen kann. Die Felukke entrinnt glücklich der Gefahr und läuft in den rettenden Hafen von St. Maurice ein. Die beiden Reisenden wollen jedoch nicht warten, bis es den Engländern gefallen möchte sich zu entfernen, und setzen deßhalb den Weg nach Genua zu Fuß fort. Die Gegend belohnt sie reichlich für ihre Mühe, fruchtbare Gefilde, herrliche Fernsichten, Ruinen nnd Gebirge bieten sich in steter Abwechslung ihren trunkenen Blicken dar. Sie erreichen glücklich, ohnerachtet des räuberähnlichen Aussehens der genuesischen Landleute, Genua, la superba, und bewundern die prachtvollen Straßen, die ununterbrochene Reihe der Paläste, die Kostbarkeit des vielfarbigen Marmors, die Freskomalereien, und Alles, was die reiche Stadt und die Umgegend an Naturschönheiten und Kunstwerken bietet. Leider ändert sich aber jetzt das bis dahin so milde Wetter, der Winter macht auch in Italien seine Rechte geltend und verkündet seinen Anzug durch Sturm, Kälte und Schnee. Namentlich haben die beiden Pilger von der Kälte viel zu leiden, gegen die sie sich gar nicht zu schützen wissen. Sie laufen deßhalb fast den ganzen Tag in der Stadt umher und besehen deren Merkwürdigkeiten, Kirchen und Klöster, Ge-

mälde und Statuen, die schönen Genueserinnen und deren Kammerjungfern, die Herren Cicisbeen.

Mit einem Vetturino verlassen unsere Helden Genua und fahren durch fußhohen Schnee weiter gen Süden. Sie passiren die Trebia, Piacenza, eine nette Stadt mit mehreren Sehenswürdigkeiten, und erreichen nach einigen Unfällen und Streitigkeiten mit den unverschämten Vetturini's Parma. Weiter gehts, jetzt immer stolz zu Wagen, in häufig wechselnder Reisegesellschaft, nach Reggio, Modena und Bologna. Nach Besichtigung der Merkwürdigkeiten in Bologna, der Universitätsgebäude und der Studenten, setzen Pückler und Wulffen mit mehreren andern Gefährten beiderlei Geschlechts — an Abentheuer konnte es sonach nicht fehlen! — die Reise nach Florenz fort. Auf dem Arno schifft sich ersterer mit einem Bologneser, wahrscheinlich einem Menschen, nach Pisa ein, besucht Livorno, und kehrt, da der Bologneser an letzterem Orte von einem Magnet zurückgehalten wird, auf einem Einspänner nach Florenz zurück, wo er seinen Reisefährten wohl und munter in Schneiders berühmtem Hotel antrifft. Florenz, damals wie viele andere Städte Italiens seiner ausgezeichnetsten Kunstschätze beraubt, fesselt die Reisenden nicht lange, sie betrachten so eilig als möglich, was der Betrachtung werth und eilen nach dem alten, heiligen Rom. Kaum daß sie sich Zeit neh-

men in Siena wenige Stunden zu rasten; auf schlechten Wegen, über geschwollene Ströme, durch Schnee, auf erbärmlichen Wagen, von Kutschern und Gastwirthen geprellt, erreichen sie endlich die ersehnte Stadt — aber hier findet sich eine große Lücke in Pücklers Tagebuche, veranlaßt durch eine liaison, von der uns weiter nichts berichtet wird, die aber nur passagerer Natur gewesen zu seyn scheint, da sich das zarte Verhältniß, welches anfänglich Pückler so ganz einnahm und allein beschäftigte, daß er alles Andere darüber vernachlässigte, nach drei Monaten wieder löste, ob in Wohlgefallen, erfahren wir wieder nicht.

Pücklers Tagebuch aus Rom hebt erst wieder mit dem Jahr 1809 an, nachdem es ungefähr drei Monate vernachlässigt worden. In Rom lebt der Verfasser desselben seinem Stande gemäß, er besucht die ersten Gesellschaften, wird dem heiligen Vater vorgestellt, der ihn sehr gnädig empfängt, findet sich ganz besonders in Damenzirkeln heimisch und besichtigt daneben fleißig die Wunderwerke Roms. Die Stadt war damals von den Franzosen besetzt und stand unter dem General Miollis. — Unter den Notabilitäten, mit denen der Graf in Rom verkehrt, nennt er den Prinzen Friedrich von Sachsen-Gotha, den Prinzen Poniatowsky, die Dichterin Brun, Oehlenschläger, den französischen Gouverneur Miollis,

die Fürstin Cerevetri, die Herzogin Lanti, mehrere Frauen von Bankiers u. a. m. Am liebsten frequentirt er die Soireen der Prinzeß Chigi, in denen Pharao gespielt wird. Ein Geistlicher, ein Abbé, legt Bank, Pückler und ein anderer deutscher Graf, Schulenburg, sind die stärksten Pointeurs. Ersterer scheint also in Rom in bessern pecuniären Verhältnissen gelebt zu haben, als während der frühern Reise, oder im Spiel glücklich gewesen zu seyn.

Pückler gefällt sich in Rom, die Gesellschaft ist lebens- und genußsüchtig, die Weiber schön, das Leben herrlich und die Moral nicht zu rigorös. In frühern Zeiten muß jedoch Alles noch schöner und freier gewesen seyn, wie uns Pückler aus einem Tagebuche seines Großvaters, des vielgewanderten Grafen Callenberg, belehrt, welches er auf seiner Reise nach Italien mit sich genommen hatte.

Manches Interessante berichtet uns Pückler über Roms Kunstschätze, und obwohl sein Urtheil in dieser Beziehung meist viel Treffendes, immer aber etwas Originelles hat, da er nie zum Nachbeter Anderer sich hergibt, so ist doch nicht zu verkennen, daß er sich Schilderungen von großartigen Landschaften, von schönen Fernsichten, von überraschenden Naturschönheiten wärmer hingibt und lieber bei ihnen verweilt, als bei Beschrei-

bungen von Gemälden, Statuen, Tempeln und Palästen. Mit Vorliebe hängt er dagegen wieder an schönen Ruinen, an den gewaltigen Ueberresten einer großen Vergangenheit. Er zieht z. B. das Pantheon der Peterskirche vor, und nach Anhörung und Abwägung seiner Gründe für und wider müssen auch wir seiner Ansicht beistimmen. Ich übergehe, was er sonst noch über andere Merkwürdigkeiten der alten Stadt, die ewig neu bleibt, mittheilt und wende mich wieder zu den Begegnissen, die ihn speciell betreffen.

Auf einen Ball, den der Gouverneur im Palast Doria gibt, kommt ein Fremder aus Neapel mit der Nachricht an, daß der Vesuv in voller Eruption stehe. Sofort entschließen sich Mehrere aus der Gesellschaft noch selbigen Tages aufzubrechen, um dem grandiosen Schauspiele beizuwohnen. Eine hohe Dame bietet Pückler und Wulffen an, sie zu begleiten, welches Anerbieten die beiden Cavaliere freudig annehmen und vor Tagesanbruch schon mit der schönen Gräfin auf der Straße nach Albano, durch die Pontinischen Sümpfe, durch Terraccina, Capua u. s. w. nach Neapel eilen. Kaum von den Anstrengungen der schnellen Fahrt erholt, machen sie sich in der Nacht von Führern, Eseltreibern und Fackelträgern begleitet auf, um den Vesuv zu ersteigen. Von der Einsiedelei an können sie sich der Esel nicht

mehr bedienen und müssen in Asche und Sand den Gipfel des Berges erklimmen. Ermattet langen sie oben bei dem Krater an und betrachten das furchtbar großartige Naturspiel in unmittelbarer, nicht gefahrloser Nähe. In glühendem Strome ergießt sich die Lava und bildet in einem Bergkessel einen feurigen See; der Boden ist so heiß, daß man ohne Gefahr die Sohlen zu verbrennen nicht lange auf derselben Stelle verweilen darf. Die Erde bebt und ohne Unterbrechung rollt der unterirdische Donner, Blitze und Feuersäulen zucken aus der unergründlichen Tiefe. Die Luft wird so heiß, der Boden so sengend und wirkliche Gefahr so drohend, daß die Gesellschaft den tobenden Berg gegen Morgen verlassen muß und ihren Rückweg über Pompeji nimmt, wo jedoch ihren Erwartungen in keiner Art entsprochen wird.

Es war Carneval in Neapel, deßhalb verweilte Pückler längere Zeit dort und schien sich in Gesellschaft der liebenswürdigen mehrerwähnten Gräfin gerade nicht zu langweilen. Er bewegt sich mitten in dem crême der neapolitanischen Gesellschaft und knüpft mehrere interessante Bekanntschaften mit damaligen Celebritäten an. Während eines Diners beim russischen Gesandten genießt er den Anblick eines Seetreffens zwischen neapolitanischen und englischen Kriegsschiffen, oder vielmehr nur den Anblick einer Seeflucht, indem die neapolitanischen Schiffe

nur darauf bedacht sind den englischen zu entgehen. Nichtsdestoweniger werden mehrere neapolitanische Fahrzeuge genommen, andere in den Grund geschossen, eine Fregatte entkommt übel zugerichtet unter dem Schutze der Hafenbatterien. Die Engländer verfolgen ihre Vortheile, nehmen Ischia und Procida und landen einige Stunden von Neapel. Den ihnen entgegengesandten Truppen schließt sich Pückler an und ist von benachbarten Höhen und Felsen aus Zeuge mehrerer Gefechte. Eines verwundeten riesigen Schweizeroffiziers nimmt er sich mitleidig an und bringt ihn in seinem Wagen nach Neapel.

Wir finden den Grafen Pückler in Rom wieder, wie er sich nach langem Kampfe entschlossen hat nach Deutschland zurückzukehren. Mit einem Ankonaer Vetturini reist er allein von Rom ab, trifft aber einen langweiligen und ignoblen Reisegefährten, der ihm eben so sehr wie das schlechte Fuhrwerk und anfänglich auch wie die öde Campagna die Reise verleidet. Die Folgen eines unglücklichen Sturzes, dessen Veranlassung er uns nicht mittheilt, tragen nicht minder zur Verdüsterung seiner Stimmung bei, denn daß seine Kasse federleicht gewesen, wie er sich ausdrückt, hätte allein wohl ihn nicht verstimmen können. Von Tolentino bis Macerata verläßt ihn sein früherer Gefährte und steigt dagegen ein neuer ein, der Direktor einer ambulanten Schauspieler-

truppe, ein joviales Männchen, dessen Bemühungen es gelingt Pücklers Laune aufzuheitern. Loretto wird ausführlicher beschrieben und dann in Gesellschaft eines Apothekers, zu welcher später noch ein französischer Deserteur mit seinem jungen hübschen Weibe kommt, die Reise nach Ankona fortgesetzt. Die Weiber in Ankona erregen Pücklers Wohlgefallen, namentlich diejenigen aus der Umgegend und besonders die aus der Mark. In der Oper läßt sich eine Berlinerin Namens Schmalz hören.

In bunter, oft wechselnder Gesellschaft setzt unser Reisender seinen Weg gen Norden fort. Sinigaglia, Pesaro, Rimini, den Rubicon, heutzutage Pisatello genannt, Cesena, Forli und andere Städte mehr passirt er im Fluge und kommt nach Bologna, der Arkadenstadt, von wo das allwöchentlich nach Venedig abgehende Schiff schon abgesegelt ist und er sich daher genöthigt sieht, einige Tage zu rasten. Er spricht von dem Wohlstande, der Menge der Städte und von der Fruchtbarkeit im nördlichen Italien, fügt aber zugleich auch bei, daß die Bevölkerung, namentlich die Wirthe, hier gröber und interessirter sey, als tiefer im Süden. Die Oper in Bologna war gut besetzt; ohne Opern, Schauspiele und Kaffeehäuser können die Italiener nicht leben. Pückler läßt sich eines Weitern über die italienische Oper in jener Periode aus und belegt seine Ansichten theils

durch einleuchtende Gründe, theils durch Anziehung gewichtiger Autoritäten. Auch über das Ballet, welches in Bologna seinen Beifall fand, spricht er sich aus und erwähnt, daß es in Italien immer allgemeiner würde.

Mit einem Privatcourier, um den ewigen Streitigkeiten mit den Vetturini's zu entgehn und schneller fortzukommen, reist Pückler in Begleitung zweier gebildeter, lustiger Italiener nach Venedig. Er unterhält uns mit mehreren Anekdoten, Schilderungen der herrlichen Gegend, Beschreibungen alterthümlicher Schlösser und prachtvoller Villen, welche letztere in dem Grade zahlreicher und splendider werden, in welchem er sich dem meerumflutheten Venedig nähert. Venedig erregt seine Bewunderung: die Bauart der Stadt, die Menge der mit Gondeln bedeckten Canäle, die prachtvollen Straßen mit Palästen besetzt, vor Allem aber der Markusplatz mit dem ehrwürdigen Schloß des Dogen und dem stattlichen Dome. Mit der enthusiastischen Schilderung aller Merkwürdigkeiten und Schönheiten, welche das schwimmende Venedig bietet, schließen die „Jugendwanderungen."

Pückler kehrt nach Deutschland und nach seinem Stammschlosse zurück. Es scheint eine Aussöhnung zwischen ihm und seinem Vater stattgefunden zu haben, ob dieselbe von langer Dauer und ungestört gewesen sey, lasse ich dahingestellt, neue Reisen und längere

Abwesenheiten von Muskau, so wie Pücklers damaliger Entschluß, Amerika besuchen zu wollen, lassen fast auf das Gegentheil schließen. Er hielt sich damals häufig und auf längere Zeit in Berlin auf, besuchte dann und wann das elterliche Haus, um den Vater wieder umzustimmen, bisweilen auch um ihn von Neuem aufzubringen, und gefiel sich nach wie vor in ritterlichen Uebungen, in Abentheuerlichkeiten und originellem Wesen und Treiben. Er befand sich in Berlin, als er die Nachricht von einer Krankheit seines Vaters erhielt und eilte sofort nach Muskau. Der Vater, obwohl ein kräftiger Mann und im rüstigsten Alter, erlag in Folge falscher ärztlicher Behandlung dem Uebel, wenn schon Alles gethan ward, was in den Kräften seiner Familie und seiner Umgebung stand. Der Sohn, tief ergriffen von den Leiden des Vaters und Alles vergessend, was er wohl zuweilen zu dulden und zu ertragen gehabt, wie auch des todtkranken Vaters Liebe zum einzigen Sohne sich auf seinem Sterbebette wahr und innig zeigte — suchte selbst die besten Aerzte der Umgegend auf und führte sie im Fluge zum sterbenden Vater — aber Alles umsonst, der Graf Ludewig Hans von Pückler verschied im Januar 1811 und sonach gingen die Herrschaft Muskau, die Herrschaft Branitz und alle andern Besitzungen auf den einzigen Sohn des Verewigten

über. Die beiden ältesten Schwestern des nunmehrigen Standesherrn hatten sich schon vermählt, die jüngste, eine ausgezeichnete Schönheit, stand noch im zarten Alter und ward zu ihrer weitern Ausbildung einer weiblichen Erziehungsanstalt anvertraut.

IV.

Der Todesfall, welcher den Graf Hermann Pückler in den Besitz der bedeutenden Standesherrschaft Muskau, so wie der schon seit langer Zeit der Familie Pückler zugehörigen Majoratsherrschaft Branitz setzte, kam Allen sehr unerwartet, am unerwartetsten dem Erben selbst. Mit großer Gewissenhaftigkeit und wahrhaftem Edelmuth kam derselbe den Verfügungen des Erblassers nach, dies besonders in Hinsicht der Dotationen seiner Schwestern, da er keineswegs zur Auszahlung so bedeutender Summen, wie sie sein Vater stipulirt hatte, nach den Familienpacten verpflichtet gewesen wäre. Als Jemand ihn hierauf aufmerksam machte, erwiederte er, wie mir ein Ohrenzeuge berichtet hat: „wie nun, wenn ich noch lange hätte warten müssen!" —

Wenn man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen seiner Zeit, oder seines Geburts- oder Wohnortes betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, die sonst ewig ein Räthsel

bleiben würden. Daher entsteht bei jedem Leser einer Biographie ein unwiderstehlicher Reiz, von den Umgebungen desjenigen, dessen Leben beschrieben wird, wie von der Geschichte seiner Zeit nähere Kenntniß zu erlangen. Ich halte es daher hier am Orte von dem Stammschloß, so wie von der Herrschaft Muskau, wie sie waren, als Pückler den Besitz derselben antrat, eine Skizze zu geben, unbeschadet einer detaillirteren Beschreibung von dem Muskauer Schloß, Park und Bade, wie sie jetzt sind, welche Beschreibung am Ende dieses Werkchens ihren Platz finden soll.

Als der jetzige Besitzer im Jahr 1811 die Standesherrschaft Muskau übernahm, besaß dieselbe weit mehr Gerechtsame und Privilegien als dermalen. Sie stand damals unter königlich sächsischer Landeshoheit, in Wahrheit nur dem Namen nach, da der Besitzer fast unumschränkt regierte, gar keine Abgaben entrichtete und mit den sächsischen Behörden gar wenig in Berührung kam. Der Standesherr hatte sein eigenes Hofgericht, sein Consistorium und seine Polizei, die damals insgesammt ausgedehntere Rechte und einen größern Wirkungskreis besaßen, als in der Jetztheit unter preußischer Hohheit. Die Herrschaft Muskau umfaßte, ohne die Herrschaft Branitz und einige entlegene Parcellen, neun Quadratmeilen, auf denen etwas über 12,000 Einwohner

in einer Stadt, zwei Flecken, 46 Dörfern und 20 Maierhöfen lebten. Dasselbe Verhältniß ist bis auf den heutigen Tag geblieben, nur daß der Standesherr viele von seinen frühern Rechten und Freiheiten verloren hat. Den Hauptreichthum machen die Waldungen aus, vorzugsweise Nadelholz, außerdem beträchtliche Alaunwerke, Eisenhämmer, Glashütten, Mühlen, baare Gefälle und endlich sehr zahlreiche Güter und Ländereien, deren Ertrag jedoch im Verhältniß ihrer Größe nicht bedeutend, da der Boden mit wenig Ausnahmen zum Anbau des Getreides u. s. w. wenig geeignet ist. Die Waldungen, die einen Flächenraum von 124,000 Morgen bedecken, gedeihen dagegen, erfreuen sich des schönsten Bestandes und bilden die Hauptrevenue der Herrschaft. Als der jetzige Besitzer die Regierung antrat, waren die Holzpreise zwar außerordentlich niedrig, oft gar kein Absatz möglich: ein Klafter des besten Holzes, gleichviel ob hartes oder weiches, kostete damals einen halben bis drei Viertel Thaler; dermalen hat sie einen vier- bis sechsfachen Werth, aber die Abgaben, die Verwaltungskosten u. s. w. haben sich ebenfalls in gleicher Progression vermehrt. Das Alaunwerk warf schon 1811 einen Bruttoertrag von 30,000 Thalern jährlich ab; heute mag sich derselbe um ein Drittheil höher belaufen, wobei zu bemerken, daß die Betriebskosten verhältnißmäßig

nur gering sind. — Die Herrschaft Branitz liegt in der Nähe von Cottbus und obwohl sie viel kleiner, als die Standesherrschaft Muskau, so ist in ihr der Boden wieder fruchtbarer als in dieser. Ohneractet dessen möchte der Reinertrag aus ihr kaum den sechsten Theil desjenigen aus der größern betragen.

Der Boden in der Standesherrschaft Muskau besteht größtentheils aus Sand, deßhalb gedeihet wohl Nadelholz, aber der Ackerbau liegt darnieder. Die Einwohner sind dem größten Theil nach arm, finden jedoch in den herrschaftlichen Hütten-, Hammer- und Alaunwerken, in den Forsten, in dem Park, bei den Straßenbauten u. A. m. vielfache Beschäftigung. Ein großer Theil der Einwohner besteht aus Wenden, ein harmloses, genügsames, unkultivirtes Völkchen, von dem Viele nicht einmal Deutsch verstehen, geschweige es sprechen können. Ueberhaupt ist die Standesherrschaft Muskau sowohl von der Natur, als vom Gouvernement etwas stiefmütterlich behandelt: es führt noch zur Zeit keine einzige Kunststraße durch dieselbe, einige macadamisirte Wege ausgenommen, die der Fürst auf eigene Kosten hergestellt hat. Wie sehr würde aber die Herrschaft im Werthe steigen, wie würde sich das Loos der Bewohner verbessern, wenn Kommunikations- und Absatzwege dieselbe durchschnitten, wie würde Muskau, das herrliche,

diese Oase im Sandmeere, an Frequenz gewinnen! Aber beinahe wie mit Absicht hören alle Chausseen auf, sobald sie die Gränzen der Herrschaft berühren, so in Spremberg, vor Görlitz und vor Sorau.

Ohnerachtet der erwähnten Mängel und Nachtheile war es ein gar schönes Erbe, welches der Graf Pückler 1811 antrat. Dem Rechte nach hätte er schon weit früher, mit Eintritt seiner Mündigkeit, Anspruch darauf gehabt, da die Standesherrschaft Muskau ihm von seiner Mutter abgetreten worden, und dem Vater nur die Nutznießung der Hälfte der Revenuen zukam. Doch verhinderte Pietät den Sohn bis zu des Vaters Tode von diesem Rechte Gebrauch zu machen, und derselbe respektirte selbst das unhaltbare Testament des Vaters, obgleich es durch willkürliche Stipulationen über einen fremden Besitz die Schuldenmasse der Herrschaft Muskau, zum Nachtheil ihres rechtmäßigen Herrn, bis auf eine halbe Million Thaler erhöhte. Auch im Uebrigen hatte die übertriebene Sparsamkeit des Vaters Alles vernachlässigt, die Vorwerke und Dienstgebäude befanden sich in baufälligem Zustande, und an Verschönerung hatte man natürlich noch weniger gedacht. Das stattliche Schloß war von einem stagnirenden, übelriechenden Schloßgraben umgeben, rund um dasselbe lagen alte Ställe, Gemüsegärten und Aecker, wo jetzt die geschmack-

vollsten, ausgedehntesten Anlagen, Seen, Abzugskanäle und ein neu gegrabener Fluß sich befinden.

Werfen wir jetzt auch einen flüchtigen Blick auf die Zeit und auf die Verhältnisse, in welcher und unter welchen Pückler von Muskau Besitz nahm. Die freie, mit ausgedehnten Rechten versehene Standesherrschaft stand unter dem milden Scepter Friederich Augusts von Sachsen, den Napoleon zum König erhoben hatte. Napoleon selbst befand sich im Zenith seiner Größe und Macht, er beherrschte den Continent und alle Völker Europa's waren entweder mit ihm verbündet, oder beugten sich seinem eisernen Scepter. Nur England widerstand, durch seine geographische Lage begünstigt, dem Koloß, und Rußland schmollte im fernen Osten und bereitete sich zum Widerstande. Deutschland dagegen seufzte unter des fremden Herrschers Joch, welches Sachsen als treuer Verbündeter vielleicht am wenigsten empfand.

Obwohl Pückler stets und noch jetzt Ehrfurcht für den großen Kaiser hegt, so ist und war er doch stets ein Deutscher und zwar von ganzer Seele und glaubt sogar fest an eine vorzugsweise für Deutschland glänzende Zukunft. Er verschmähte es daher stets in französische Dienste zu treten, selbst im Heere seines Landesfürsten unter fremden Führern gegen Deutsche oder befreundete Völker zu dienen. Und hatte er nicht vollkommene

Ursache eine ehrenvolle Unabhängigkeit, in welcher ihm alle Genüsse frei standen, in welcher er jeder Laune nachleben konnte, in welcher ihm ein so großer Wirkungskreis eröffnet war und so nahe lag, den glänzendsten Dienstanerbietungen vorzuziehen! Wer Herr seyn kann, sollte nie darnach streben Diener seyn zu wollen, zumal Diener eines fremden Herrn.

Pückler hielt sich demzufolge bis gegen das Ende des Jahres 1813 meistentheils in Muskau auf und verwendete seine ganze Thätigkeit und bedeutende Summen auf die Verschönerung seines Schlosses und dessen Umgebungen. Schon damals faßte er den Plan zu den nachmals so berühmten und nachahmungswerthen Parkanlagen, in denen er das Schöne mit dem Nützlichen verbinden wollte, allerdings jedoch dieses jenem häufig unterordnen mußte. Er ließ den morastigen Schloßgraben zuwerfen, die beengenden Ställe und Remisen abbrechen, sein dadurch freistehendes Schloß mit einem See, der Abfluß hat, und mit Blumenparquets umgeben: er kaufte nicht bloß einzelne Aecker und Höfe an, die in dem Rayon seiner beabsichtigten Anlagen und Verschönerungen lagen, sondern eine ganze Straße der Stadt Muskau, die ihm im Wege stand und die er niederreißen ließ. So verschaffte er vielen Menschen Arbeit und Verdienst, bezahlte die neuen Acquisitionen oft mit dem zehnfachen

Werth und schuf sich einen freundlichen, würdigen, ja prachtvollen Wohnsitz.

Aber nicht bloß auf seine Besitzungen, auf Verschönerung des Bestehenden und auf neue Anlagen beschränkte sich sein rastloses Streben, er vervollkommnete sich auch unermüdlich in geistiger Hinsicht, in früher oft vernachlässigtem Wissen. Er umgab sich mit geistreichen und gebildeten Männern, er suchte vorzugsweise den Umgang ausgezeichneter Gelehrter, Künstler und Staatsmänner, und gefiel sich besonders in der Gesellschaft geistreicher Frauen. Und konnte er solchen Umgang nicht allezeit in Muskau pflegen, so begab er sich von der Einförmigkeit des idyllischen Lebens gesättigt nach Berlin, oder nach Dresden, oder nach einer andern Residenz, um im Gewühl des städtischen Lebens sich auszutoben oder, was vielleicht sein ernsteres Streben, um neue Nahrung für Geist und Herz zu sammeln.

Bald nach dem Tode seines Vaters zog er den genialen Architekten Schinkel nach Muskau, der ihm bei seinen Plänen und Bauten an die Hang ging und mit dem er fortwährend im regsten Verkehr blieb. Ebenso ladete er Clemens Brentano zu sich ein und erfreute sich außerdem des steten Umgangs mit Leopold Schefer, der ein ehrsamer Muskauer von Geburt, mit Pückler in gleichem Alter ist, und von Jugend an sein

Gefährte war, so wie mit dem Sohne des talentvollen Hofraths Röhde, den er zu seinem Privatsekretär wählte. Eine Sammlung Gedichte von L. Schefer gab er 1811 unter seinem Namen heraus, die ihm selbst von mehreren Seiten fälschlich zugeschrieben sind. Pückler verschmähete es stets sich mit fremden Federn zu schmücken, er hatte dessen wahrlich auch nicht nöthig. Ueberdem lautet der Titel jener Sammlung: Gedichte, herausgegeben vom Grafen Pückler. Der Herausgeber muß aber nicht der Verfasser seyn. Ebenso gab Pückler viele Compositionen von Schefer heraus, oder begünstigte doch deren Herausgabe durch seinen Einfluß wie durch seine Mittel.

Frohe Gesellschaften, Feste, Ausflüchte nach dem Jagdschloß Hermannsruhe, nach Schloß Branitz, nach benachbarten Städten u. s. w., die häufig bei Fackelschein unternommen wurden, zeugten von der Lebenslust, von dem Geschmack und dem Reichthum des sechsundzwanzigjährigen Besitzers von Muskau und erregten die Neugierde, oft auch den Neid der ganzen Umgegend. Aber nicht bloß auf seinem Schlosse, sondern wo er sich sonst zeigte und wo er weilte, lebte Pückler auf hohem Fuße, dies namentlich in Berlin, wo er und sein Freund, der Graf Putbus, zu jener Zeit die glänzendsten und geschmackvollsten Fêten gaben. Obwohl über die beiden Cavaliere viel gesprochen und an ihnen viel

getadelt ward, so erregten sie dennoch das größte Aufsehen und die größte Theilnahme und die Hochgestelltesten, Minister, Generäle und Prinzen, folgten gern den Einladungen zu ihren exquisiten Diners und Soupers.

So erschien das verhängnißvolle Jahr 1813. Pückler befand sich in Berlin, als die ersten Russen unter Tettenborn heranrückten. Zu jener Zeit wurden ihm glänzende Anerbietungen gemacht, wenn er in französische Dienste übertreten wollte; selbst eine Verwandte von ihm, eine sehr einflußreiche Dame, gab sich alle erdenkliche Mühe ihn zu jenem Schritte zu bewegen, da es in jener Epoche den Franzosen sehr daran liegen mußte, sich Anhang und Stützen in Deutschland zu verschaffen. Und ohnerachtet des ungeheuern Verlustes, den Napoleon und Frankreich in Rußland erlitten, war jenes Stern noch nicht erloschen, noch nicht einmal im Untergehen begriffen; man hätte sich daher unter glänzenden Aussichten jenem Meteor noch anschließen können. Pücklers Besitzungen lagen überdem in Sachsen, welches dem französischen Kaiser noch befreundet war, bald wieder offen zu ihm übertrat und seine Truppen mit den französischen vereinigte. Aber Pückler wollte, wie schon mehrfach erwähnt, nicht gegen Deutsche, nicht mit Deutschlands Unterdrückern unter gemeinschaftlicher Fahne kämpfen. Schon damals stand es bei ihm fest, sich den

verbündeten Kriegern zur Vertreibung der Fremden und zur Abwerfung des fremden Joches anzuschließen, unbekümmert, daß seine Besitzungen im Bereich der französischen Herrschaft lagen, daß sie bei einer unglücklichen Wendung der Dinge verheert, im schlimmsten Falle sogar ihm gänzlich entrissen werden konnten.

Ohnerachtet dieser Gesinnungen, die Pückler während seines Aufenthalts in Berlin im Frühjahr 1813 nicht zur Schau tragen mochte, fiel sein Wesen und Treiben den preußischen Behörden auf und Manche hielten ihn sogar für einen Franzosenfreund, wenn nicht noch für etwas Schlimmeres. Dem wollte der Verdächtigte bald und auf eine ebenso eklatante wie originelle Art Schranken setzen. Er ließ sein bestes Pferd satteln, sprengte durch Berlin, nahm seine Richtung nach dem russischen Heerhaufen unter Tettenborn und ließ sich von russischer leichter Reiterei gefangen nehmen. Er ward vor den kommandirenden Obersten gebracht, der ihm längst persönlich bekannt und befreundet war und dem er sich auf weiterem Kriegszuge anschließen wollte. Daß dies damals nicht geschah, ward durch einen Umstand verhindert, wie deren im menschlichen Leben so häufig eintreten und menschliche Berechnung zu Schanden machen. Pückler wurde krank, ernstlich krank und so schwach, daß er kaum nach seinem Stammschloß gebracht werden

konnte. Ein altes, hartnäckiges Uebel brach durch die Aufregung und Anstrengung, die er in jüngster Zeit erduldet, mit erneuter Heftigkeit hervor und gebot eine ernste, langwierige Kur. Bis zum Spätherbst 1813 verblieb er in Muskau, krank und verstimmt und körperlich so zurückgekommen, daß der sonst so kräftige und lebenslustige Mann kaum wieder zu erkennen war. In einen großen, weißen Mantel gehüllt, seidene Tücher um Hals und Kopf geschlagen, ließ er sich bei schönem Wetter bisweilen im Park umherfahren, den er anzulegen begonnen hatte.

Im Spätherbst des genannten Jahres war er in so weit wieder hergestellt, daß er die Strapazen eines Feldzugs nöthigenfalls ertragen konnte. Seinem frühern Vorsatze getreu schloß er sich den russischen Truppen an, trat als Major ein und ward später dem Großherzog von Sachsen-Weimar als Adjutant beigegeben. Seine Lebenskraft erwachte im kriegerischen Treiben von Neuem, er gefiel sich in diesem Elemente, zu welchem er recht eigentlich geschaffen war. Mit dem Militairdienste aus frühern Zeiten bekannt, ein trefflicher Reiter, in Führung der Waffen geübt, ein gewandter, unternehmender und kühner Mann, zeichnete er sich bei allen Vorfallenheiten und Wagnissen rühmlichst aus.

Das Corps des Großherzogs von Weimar gehörte

zu der Nordarmee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden. Es war dazu auserſehen in den Niederlanden vorzurücken und die dortigen Feſtungen zu nehmen. Engländer, Ruſſen, Preußen, Niederländer und andere Völker ſtritten in den Niederlanden vereint gegen franzöſiſche Truppen, die ſich in die große Zahl der dortigen Feſtungen eingeſchloſſen hatten. Pückler eilte hin, wo es etwas zu thun gab: bald zog er mit ruſſiſchen Truppen, wie mit dem General Geismar gegen Kaſſel, bald mit preußiſchen, wie mit Bülow gegen Antwerpen, bald mit engliſchen, wie bei dem Sturm von Merxen. Ueberall zeichnete er ſich durch Muth und Gewandtheit aus und war ſtets unter den Erſten; er nahm bei Kaſſel dem Feinde mehrere Kanonen und ward zur Belohnung ſeiner guten Dienſte 1814 zum Obriſtlieutenant befördert, bald darauf beauftragt, ein Jägerregiment zu errichten und zum Gouverneur von Brügge ernannt. In letzterer Stellung ſoll er oft ſtrenge und eigenwillig verfahren ſeyn, was vielleicht beides ſehr nöthig war, wurde aber doch dafür von ſeinen Gegnern mit dem Beinamen tyran de Bruges belegt.

Aus der Zeit jener Feldzüge in den Niederlanden wird Pückler eine Waffenthat nacherzählt, deren Wahrheit ich nicht verbürgen kann, obwohl ich häufig davon geleſen und gehört habe und mir verſichert iſt, daß ſie

wahr sey. Einst ritt Pückler den nachrückenden Truppen voraus und erblickte auf der feindlichen Seite ebenfalls einen einzelnen, weit vorausgerittenen Reiter. Es war ein französischer Husarenobrist, der auf Pückler lossprengte und ihm einen Zweikampf anbot. Andere meinen, daß Pückler auf den Obrist losgesprengt sey und von dem Anerbieten eines Zweikampfes nicht die Rede gewesen sey. Dem sey wie ihm wolle: die beiden Stabsoffiziere versuchten sich nach Art und Weise der homerischen Helden in einem Einzelkampfe unter den Augen der beiderseitigen Heerestheile. Pückler ging aus diesem Kampfe als Sieger hervor — so heißt es, denn ich lasse die Aechtheit dieser Anekdote dahingestellt, obwohl ich sie dem Muth und der Originalität Pücklers vollkommen zutraue, er sich überdem in mehr als einem Zweikampfe versucht hat.

Nach dem Frieden von 1814, der für die Verbündeten so unerwartet schnell und günstig herbeigeführt worden, begab sich Pückler im Gefolge des russischen Kaisers und des Königs von Preußen, dem sich viele Feldherrn, Generäle, Offiziere aller Grade, Minister und Diplomaten anschloßen, auf längere Zeit nach England. Zu diesem längeren Aufenthalt bestimmten ihn wohl auch die damaligen politischen Wirren und die Ungewißheit, welche über die Zukunft Sachsens und sonach

auch über seine Besitzungen schwebte. Nicht minder mochte ihn die glänzende Aufnahme, welche der Kaiser Alexander, der König Friedrich Wilhelm und alle Feldherrn, Offiziere und Krieger derselben, vor Allen der alte Haudegen Blücher, in England fanden, anreizen, dieses zu jener Zeit über Alles gepriesene und sehr überschätzte Land, welches sich in der That damals und mehr noch ein Jahr später, nach dem Siege bei Waterloo, auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ansehens befand, aus eigener Anschauung genauer kennen zu lernen. Er blieb daher, nachdem er seinen Abschied genommen und da er seinen Launen und seinem Willen durchaus folgen durfte, noch über ein Jahr in jenem hochgepriesenen Lande. Gefiel doch selbst dem greisen Blücher während seiner fünfwöchentlichen Anwesenheit in England das Land und Volk, welches in der Freude und im Taumel ob des endlichen Sieges nach so langem, schweren Kriege seine Kälte, seine Engherzigkeit und seinen Egoismus auf kurze Zeit ablegte, so wohl, daß der alte Husar, der sich, zumal gegen das Ende seines Lebens, in Reden außerordentlich gefiel, bei einer öffentlichen Festlichkeit eine solche in deutscher Sprache hielt und dieselbe mit den Worten begann: „Hätte ich nicht Weib noch Kinder, so würde ich dieß glückliche Land nie wieder verlassen. Unter einem Volke zu leben, das

durch seine Verfassung so groß vor allen andern dasteht, das sich in Allem so sehr auszeichnet, und seinen Reichthum auf so edle und anderwärts unbekannte, großherzige Weise anwendet, muß zugleich beruhigend und erhebend seyn u. s. w.“ Feste und Feierlichkeiten aller Art, wie sie nur das reiche England in seiner großartigen Oeffentlichkeit darzubieten vermochte, drängten einander und machten den Aufenthalt in England zu jener Zeit in jeder Hinsicht wünschenswerth und genußreich.

Pückler sah England 1814 zum ersten Male und es konnte nicht fehlen, daß es gerade damals einen mächtigen Eindruck auf ihn ausübte. Er hatte sich seinem geliebten und geachteten Chef, dem Großherzog von Sachsen-Weimar angeschlossen und als dieser das damals gastliche England verließ, fand Pückler an seinem alten Freunde, dem Grafen Putbus, der mit ihm zurückblieb, einen treuen Gefährten und willkommenen Gesellschafter. Die beiden Freunde lebten in London gleich den Vornehmen des Landes und genossen ihr Leben, wie man es in London genießen kann, wenn man Geld hat. Dazu gehört aber gerade in London sehr viel Geld und das mußte geschafft werden, wenn man gentlemanlike fortleben wollte. Pückler ließ deßhalb Leopold Schefer, dem er während seiner Abwesenheit die oberste Verwaltung seiner Herrschaften unter dem Titel eines

Generalinspektors übertragen hatte, zu sich kommen, um mit ihm persönlich das Erforderliche zu verhandeln und sich nach dem Stande seiner Angelegenheiten daheim zu erkundigen. Es hielt gar nicht schwer, bedeutende Mittel aus Deuschland zu beschaffen und noch weniger schwer, dieselben in London anzubringen. Das leidige Spiel, eine Leidenschaft, der sich Pückler mit der poetischen Empfänglichkeit seiner Natur eine Zeit lang hingab, aber später gänzlich zu besiegen verstand, verschlang damals bedeutende Summen; der Ankauf ausgesuchter Pferde, die Unterhaltung einer zahlreichen Dienerschaft, la bonne chère und das schöne Geschlecht noch bedeutendere. Das enorm theure, zugleich aber wohl eines der komfortablesten Gasthäuser der Erde, Clarendon-Hôtel, war das gewöhnliche Absteigequartier der beiden deutschen Kavaliere, deren Erscheinung sogar in Englands Hauptstadt nicht unbemerkt blieb.

Die weltberühmte Schauspielerin Miß O'Neil feierte damals ihre höchsten Triumphe und bezauberte auch unsern Helden, der über dieselbe bogenlange Briefe an seine Freunde in die Heimath schrieb. Eine andere Dame aus viel edlerem Geschlecht, die Lady L., beschäftigte den Grafen auf andere Weise, eine dauernde Verbindung zwischen ihr und ihm zerschlug sich jedoch; vielleicht hinderte letztern an der englischen, in pekuniärer Hin-

sicht sehr vortheilhaften Heirath nur jene charakteristische Unabhängigkeitsliebe, die so Manches in Pücklers Leben modificirt hat, so wie überdem die Nachricht, daß seine Anwesenheit daheim sehr nöthig sey, in Folge deren er England im Jahr 1815 plötzlich und ohne Abschied verließ.

V.

In Folge der Verhandlungen, welche die verbündeten Mächte auf dem Wiener Congreß führten, und der endlichen Beschlüsse und Bestimmungen, die aus jenen resultirten, fiel ein großer Theil des Königreichs Sachsen, dessen Fortbestehen überhaupt zu einer Zeit problematisch war, an das benachbarte Königreich Preußen. Beinahe die Hälfte seines Reiches mußte der alte, treue Friederich August abtreten, an Flächeninhalt gewiß, jedoch nicht an Einwohnerzahl und hinsichtlich des Reichthums der abzutretenden Provinzen. Die Lausitz, die Ober- und Niederlausitz, betraf vorzugsweise jenes Loos; ob zum Nutzen und Frommen, bleibe dahingestellt, zumal der Mensch und ganze Völker stets geneigt sind, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu loben und die „gute, alte Zeit," deren Grenzen, deren Anfang und Ende Niemand anzugeben weiß, zurückzuwünschen. Das steht jedoch fest, daß gerade die Lausitz, die ohnehin von der Natur nicht sehr begünstigt ist,

unter der neuen Herrschaft etwas stiefmütterlich behandelt, man könnte sagen, andern Provinzen gegenüber geradezu vernachlässigt worden ist.

Als Pückler 1815 aus England zurückkehrte, waren diejenigen sächsischen Gebietstheile, in welchen seine ausgedehnten Besitzungen lagen, die an Flächeninhalt einem der drei Anhaltischen Herzogthümer beinahe gleichkommen, an Preußen abgetreten, oder vielmehr von Preußen in Besitz genommen. Pückler war mit dieser Aenderung allerdings nicht zufrieden und konnte es nicht seyn, ohnerachtet seiner Ehrfurcht vor dem Könige von Preußen und der preußischen Nation, die so herrlich erstanden und sich jüngst so trefflich gezeigt und bewährt hatte: die Gefährdung und Verletzung seiner materiellen Interessen war zu bedeutend. Er verlor einen guten Theil seiner Rechte und Privilegien und außerdem viele reelle Vortheile und Einnahmen, die sich wohl Niemand gern und ungefragt entreißen läßt. Eine Menge verdrießlicher Streitigkeiten und Prozesse war eine natürliche Folge davon, wie nicht minder der Standesherr der Herrschaft Muskau mit den neuen preußischen Behörden nicht immer zufrieden war und sich häufig über deren Sucht zu herrschen und sich in Alles zu mengen, schwer zu beklagen hatte.

Bei seiner Rückkehr aus England war jedoch Alles

Freude und Lust: Pückler wurde festlich empfangen, von einer jubelnden Menge theils eingeholt, theils in Muskau feierlich begrüßt, wo zu dem Ende Ehrenpforten erbaut waren, Fahnen flaggten, Blumen und Guirlanden überall prangten und am Abend eine allgemeine Illumination veranstaltet wurde. Der jedoch, dem diese und andere Festlichkeiten galten und den die Einwohner von Muskau, wie die der ganzen Standesherrschaft in jener bedrängten Zeit mit Sehnsucht erwartet hatten und mit Freude empfingen, nahm an Allem nur wenig Theil, da er krank und in Folge dessen, vielleicht auch anderer Ursachen halber, mißgestimmt war. Hatte ihn die Reise, oder das geräuschvolle und genußreiche Leben in England so angegriffen, oder der Feldzug, oder war ein älteres Uebel wieder zum Vorschein gekommen: Pückler wurde immer kränker und bedurfte lange Zeit zu seiner Wiederherstellung, die er besonders einem Dr. Klauß in seinem eigenen Dienste verdankte. Als sein Uebel einmal gehoben war, erholte er sich bald und gänzlich, da seine Konstitution zwar delikat, aber doch nicht angegriffen war.

Aus England hatte der Graf viele Pferde, darunter sieben, welche er vom Prinz-Regenten, nachmaligen König Georg IV., erkauft hatte, und die sich durch Größe, Tüchtigkeit und Schönheit auszeichneten, — viele Diener,

Kutscher und Jockeys, Equipagen und viele andere Gegenstände, nicht minder eine große Bewunderung für jenes damals auf dem Kulminationspunkte seiner Macht, seines Einflusses und Ansehens befindliche Inselreich, für englische Sitten und Gebräuche mitgebracht und galt also, wie damals so viele Andere, die dasselbe thaten oder nur nachäfften, für einen vollkommenen Anglomanen. Die ganze innere Einrichtung seines Hausstandes, Küche und Keller, Ameublement, Dienerschaft, Equipagen, Pferde, Park, Lebensweise u. a. m. waren auf englischen Fuß eingerichtet, großentheils aus England selbst entnommen, und das gab denn viel zu reden und kostete wohl auch viel. Die Kutscher trugen Perücken und kleine, tressenbesetzte Hüte, die Bedienten ebenfalls, die Jockeys gingen englisch kostümirt, Pferde wurden trainirt, Wettrennen eingeführt, Hundehetzen und andere Ergötzlichkeiten der vornehmen Engländer, die unter dem Namen Sport begriffen werden, unternommen. Pückler soll damals Pferde besessen haben, die 21 Fuß in die Breite setzten und ein Wettrenner von ihm, Sledmere, gewann in einem Rennen zu Wien, wo Pückler gewissermaßen dieses englische Nationalvergnügen einführte, 70,000 Gulden. Zwei englische Lords, Stuart und Gordon, fungirten bei dem Wiener Rennen theils als Kampfrichter, theils interessirten sie sich selbst bei den Wetten.

Wichtiger und einflußreicher jedoch als die Einführung englischen Luxus, englischer Sitten und Gebräuche war für Pückler die Kenntniß des englischen öffentlichen Lebens, der englischen Institutionen, die er sich während seines längern Aufenthaltes in jenem mächtigen Staate angeeignet und dadurch wohl den Grund zu seinen freisinnigen Ideen über Staatsformen, Regierung, Vertretung und alle Bedingnisse einer freien, kräftigen Staatsverfassung gelegt hatte. Wahrscheinlich hatte er zugleich auch nach dem Vorbilde des englischen Adels seine Ansichten über Adel und Aristokratie begründet, oder bereichert und verbessert, denn unmöglich konnte das schlecht seyn, was England auf den Gipfel seiner Macht erhoben hatte: freie Institutionen und eine geachtete, weil achtungswerthe Aristokratie.

Segensreich wurde aber auch sein Aufenthalt in England für seine armen Unterthanen, besonders während der Zeit der Theurung 1816 und 1817, indem er auf die Verschönerung und Erhebung seiner Besitzungen bedeutende Summen verwendete, die er größtentheils zahlreichen Arbeitern zufließen ließ. Denn obwohl er schon früher die nächsten Umgebungen seines Schlosses mit geschmackvollen Anlagen geziert hatte, so entstand doch nun erst der Plan zu den so großartigen Parkanlagen, oder wenn ein ähnlicher Plan schon früher vor-

handen gewesen, so wurde er doch jetzt erst mit allem Ernst, mit Mühe und Opfern ohne Zahl in Ausführung gebracht. Was sich Pückler aber einmal vorgenommen hat, das führt er gewiß durch mit einer eisernen Beharrlichkeit und scheut weder Opfer, noch die Meinung und das Gerede der Welt, denen er so oft anheim fiel. Denn dem Genie und Talent wird, gleichsam zur Strafe des Vorzugs, mancherlei aufgebürdet, was ihm Nachtheil bringt, und so traf auch Pücklern unverschuldet mancher Leumund.

Es ist in der That bewundernswerth, was Pückler in Bezug auf seine landschaftlichen Anlagen und Verschönerungen durch Fleiß, Ausdauer und durch allerdings auch bedeutende Geldopfer hervorgebracht hat. Sumpf und sterile Höhen, Sandboden und Moor sind in die geschmackvollsten Anlagen Deutschlands — ich glaube nicht zu viel zu sagen — umgeschaffen, in Blumengärten, üppige Wiesen, in kolossale Baumgruppen, herrliche Pflanzungen und fruchtbares Gartenland. Im Park von Muskau hat sich der Fürst ein unvergängliches Denkmal gesetzt: Blick' um dich und erkenne in diesen Schöpfungen den Geist ihres Schöpfers und ehre sein Gedächtniß! Und möchte — füge ich aus innerster Seele hinzu — kein Anderer freventlich zerstören oder untergehen lassen, was der jetzige Besitzer mit so viel

Liebe und Mühe und Opfer erschaffen und gepflegt hat! Möchte recht lange noch das Loos alles Irdischen von diesem Paradiese inmitten einer unerquicklichen, unfruchtbaren Gegend, wodurch jene Schöpfung doppelten Werth und Reiz erhält, verschont bleiben!

Um den Muskauer Park nach dem Vorbilde der bessern englischen Parks anzulegen, hatte Pückler aus England Gärtner mitgebracht oder nachkommen lassen. Unter diesen auch den jüngern Repton, dessen Vater viele der berühmtesten Parks der englischen Großen angelegt hatte. Doch waren außer Repton die englischen Gartenkünstler von keinem ersprießlichen Nutzen; der Mangel an Verständigung mit den deutschen Arbeitern, der Starrsinn, die Einseitigkeit der englischen waren eben so wohl dem vorhabenden Werke hinderlich, als dem Grafen unbequem, weßhalb sie denn auch bald entlassen wurden. Pückler setzte sein Werk nach seinen eigenen Plänen, Anordnungen und nach seinem eigenen Geschmack fort, der ihn in Wahrheit auch am besten und sichersten leitete. Er ließ sich keine Mühe verdrießen: ein Baum, eine Gruppe wurde mehrere Male gepflanzt, weggenommen und wieder gepflanzt, bevor sie ihm gefiel, und endlich bildete er seine deutschen Gärtner und Arbeiter so heran, daß sie jeden Wink ihres Meisters verstanden und sein Vorhaben dadurch erleichterten und förderten.

Besonders war dies mit Herrn Rehder, der noch heute dem Muskauer Park als Parkinspektor vorsteht, der Fall und wie mit ihm, so, wenn auch in untergeordnetem Verhältnisse, mit vielen Andern; und man muß noch jetzt viele gewöhnliche Arbeiter, von denen allerdings ein Jeder seinen ihm streng und allein zugewiesenen Verrichtungen obliegt, bewundern, wie sie ohne Befehl, ohne Beaufsichtigung ihrer Pflicht so gewissenhaft nachkommen, scheinbar aus eigenem Antrieb und ohne die mindeste Anstrengung die geschmackvollsten, wie die schwierigsten Arbeiten ausführen.

Die Wohlthaten, die Pückler in den schweren Jahren 1816 und 1817 seinen armen Unterthanen durch reichliche und reichlich bezahlte Arbeit zufließen ließ, waren so ausgedehnt, so zeitgemäß und anerkennungswerth, daß ihm der verstorbene König von Preußen seine Zufriedenheit und Gnade öffentlich zu erkennen gab und ihn mit einem höheren Orden belohnte.

Im Schlosse Muskau herrschte nach der Rückkehr des Besitzers aus England und nach seiner völligen Wiederherstellung ein reges und frohes Leben, obwohl sogenannte Gelage, bei denen gewöhnlich vorzugsweise und über die Maßen gezecht wird, nie nach Pücklers Geschmack waren. Wenn schon er ein großer Freund vom guten Leben, von gutem Essen und guten Weinen

ist, so erinnert sich doch Niemand, daß er sich jemals in letztern übernommen hätte, sey es, daß er viel verträgt, sey es, daß er einen Menschen, der seinen Verstand vertrunken hat, so sehr verabscheut, daß er sich aufmerksam hütete und beherrschte, nicht selbst in jenen Fehler zu verfallen, wozu ihm allerdings sehr häufig Gelegenheit gegeben war in steter Gesellschaft von lebenslustigen Männern. Und Pückler zählte damals selbst nur dreißig Jahre, stand also in der Blüthe und Kraft des Mannesalters. Wenn er aber auch den Dienst des Bacchus nicht vorzugsweise kultivirte, so war er doch weit davon entfernt, ihn gänzlich zu verachten, und was er dem Kultus des einen heidnischen Gottes entzog, wandte er wieder in reichlichem Maße einem andern Gotte oder einer andern Göttin zu. Männer und Frauen, die in jener Zeit zu seinem nähern Umgang gezogen wurden, können nicht genug seine Liebenswürdigkeit, seinen Frohsinn und seine unerschöpfliche Laune rühmen, obwohl es auch vorkommen mochte, daß er Diesen oder Jenen persiflirte und mystificirte, z. B. einen frühern Superintendenten in Muskau, den er besonders durch Aufgaben equivoker und frivoler Räthsel gar oft zur Verzweiflung brachte.

So lebte Pückler bis zum Jahr 1817 theilweise auf seinem Stammschlosse, theilweise in Dresden und

Berlin, wo er an beiden Orten zahlreiche Freunde und Bekannte zählte, überall gern gesehen wurde, und durch sein Erscheinen zugleich auch das allgemeine Interesse erregte. In Berlin einigte er sich in oben genanntem Jahre mit dem Professor Reichhart, dem bekannten Luftschiffer, zu einer Luftfahrt. Pückler trug die Kosten und bestieg mit dem Professor unter einer unermeßlichen Volksmenge die kleine Gondel. Man erwäge, daß damals die Luftfahrten bei weitem nicht so häufig waren, als dermalen und besonders in England; zu jener Zeit hatte vielleicht noch Niemand aus bloßer Lust am Gewagten, aus bloßer Neugierde und ohne pekuniäres Interesse, vielmehr unter ansehnlichem Opfer in letzterer Hinsicht, sich einem so gefährlichen Unternehmen in einem so gebrechlichen Fahrzeuge anvertraut. Pückler beschreibt in Tutti Frutti diese Luftreise ausführlicher; er war mit dem Ergebnisse derselben zufrieden, nicht so aber der Professor Reichhart mit der Beschreibung davon, welche sechzehn Jahre später erschien. Wer in dem deßhalb angesponnenen Federkriege die Lacher auf seiner Seite hat, mag jeder unpartheiische Leser entscheiden: Pückler beschrieb die Fahrt lange Zeit nachher und mochte einige unerhebliche Daten übergehen, oder ausschmücken, vielleicht auch irrig darstellen; darob ergrimmte Herr Reichhart gar sehr und attakirte den Fürsten in der Abendzeitung;

letzterer hob jedoch den Handschuh auf und warf den Luftschiffer im dritten Theil der Tutti Frutti gar unsanft in den Sand. —

Im Jahr 1817 vermählte sich der Graf Pückler mit der Tochter des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, die in erster Ehe dem Reichserbmarschall und regierenden Grafen zu Pappenheim vermählt gewesen, aus welcher Ehe eine Tochter entsprossen war, die den Fürsten von Karolath heirathete. Die Gräfin Lucie von Pappenheim, eine durch Geist, Anmuth und durch ihre Stellung, wie durch ihren Einfluß in der hohen Welt ausgezeichnete Dame, die Tochter des allvermögenden preußischen Staatskanzlers fühlte sich zu dem geistreichen, männlich schönen und chevaleresken Grafen Pückler so hingezogen, daß sie demselben ohnerachtet vielseitiger Hindernisse ihre Hand reichte. Obwohl die Ehe kinderlos blieb und in Folge dessen durch beiderseitige freundschaftliche Uebereinkuft neun Jahre später getrennt ward, so kann man dieselbe dennoch ohne Bedenken eine der glücklichsten nennen, wofür das spätere bis heute noch fortdauernde und beide Theile ehrende Verhältniß zwischen den geschiedenen Gatten die sicherste Gewähr leistet.

Die Vermählung des Grafen Pückler blieb sowohl in Bezug auf seine gesellschaftliche Stellung, als auch auf seine Lebensweise und seine Gewohnheiten nicht

ohne erhebliche Folgen. Die durchdachtesten und sinnigsten Anordnungen des Mannes entbehren oft eines ordnenden und mildernden weiblichen Sinnes und so geschah es auch in und um Muskau, wo die beiden Gatten von nun an vereint wirkten und schafften und in ihren Sympathieen für das Gute und Schöne sich begegneten. Die Frau Fürstin wird überdem allgemein als eine Wohlthäterin der Armen, als eine höchst gebildete, für alles Gute und Schöne empfängliche, und eine herzensgute Dame geehrt.

Nachdem der scharfblickende Staatskanzler seinen Schwiegersohn kennen gelernt, war er über dessen Fähigkeiten erstaunt, sagte sein eminentes Talent voraus und erklärte, daß Pückler Alles auszuführen im Stande sey, was man ihm anvertraut und wozu er selbst Lust habe, und daß er in jeder Staats- und diplomatischen Carriere der zuverlässigste Mann sein würde, während er nur als Elegant und Dandy im Volke erschien, woraus hervorgeht, daß er nicht recht benutzt worden ist. Der Kanzler bot ihm später das trauliche „Du" an, besuchte ihn in Muskau und ward von ihm öfter in Berlin besucht.

Es ist dem Fürsten Pückler oft und von verschiedenen Seiten Ehr- und Glanzsucht und das Haschen nach äußern Auszeichnungen, namentlich nach Orden, Titeln und höherem Rang, vorgeworfen worden. Was

im Ganzen von diesen und ähnlichen Vorwürfen zu halten, ist schon im Frühern gezeigt und angegeben worden, wie es lediglich in Pücklers Willen gelegen habe, sey es in der militärischen Laufbahn, sey es im Staatsdienste, die höchsten Ehrenstellen zu erreichen. Er zog eine behagliche Unabhängigkeit vor, und vermied es, ohnerachtet seiner nahen Verwandtschaft mit Hardenberg und seines intimen Verhältnisses zu demselben, so wie zu andern bedeutenden Personen, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen und eine seinen Fähigkeiten und seinem Range sonst ganz angemessene Stellung zu ambiren. Ja, wir wissen aus guter Hand, daß der Staatskanzler mehr als einmal seinem Schwiegersohn, weil er ihn für fähig hielt, eben so vortheilhafte als dringende Anerbietungen in dieser Hinsicht machte, die jedoch stets auf das Bestimmteste ausgeschlagen wurden. Jener Vorwurf fällt daher von selbst weg, da wir Pückler bis auf den heutigen Tag fortwährend in selbstständiger Unabhängigkeit leben sehen; ein anderer dagegen, sein Streben nach äußern Auszeichnungen, wird mit desto größerer Bestimmtheit behauptet. Zu dem Ende wird angeführt, daß er seine Erhebung in den Fürstenstand, welche 1822 Statt hatte, in demselben Jahre, in welchem der Fürst Hardenberg starb, auf alle Weise betrieben und großentheils dem Einfluß und der Verwendung des letztern zu

verdanken habe. Dies ist jedoch ein eben so großer Irrthum, indem jenes Abkommen mit dem Staate ganz durch die Ministerien und die Geheimeräthe Stägemann und Klüber, als Kommissarien der Regierung, geleitet und beendigt wurde, ohne irgend eine andere Einmischung des Staatskanzlers, als die, welche sein Amt mit sich führte, nämlich den Vortrag der Sache an den König. Der Standesherr von Muskau erhielt durch dieses Abkommen für verlorene wichtige Ehrenrechte die einzig mögliche äquivalente Entschädigung durch ein anderes Ehrenrecht, die Erhebung in den Fürstenstand für sich und seine Nachkommen, während für die nachgewiesenen pekuniären Verluste der Staat nur ein Sechstheil vergütigte, nämlich die Zölle und das Salzregal, alle übrigen Ansprüche aber verwarf, eine Entscheidung, der sich der neue Fürst unterwerfen mußte, die aber gewiß keine besondere Protektion des Staatskanzlers verräth, welchem wohl überhaupt nur die größte Unwissenheit, oder die schwärzeste Verläumdung irgendwo in seiner langen Laufbahn Nepotismus vorwerfen kann.

Es wird ferner angeführt, daß Pückler als junger Mann eine Domherrnpräbende gekauft habe, um einen Stern tragen zu können, daß er, nachdem er den Johanniterorden erhalten, sich gern und häufig in der reichen Uniform der Johanniter gezeigt, daß er überhaupt

seine Orden, deren er im Laufe der Zeit viele und hohe erhielt, gern zur Schau getragen habe. Dem widerspricht aber wieder seine eigene, häufig ausgesprochene und in seinen Schriften zum öftern wiederkehrende Ansicht über Orden und äußere Auszeichnungen; dem widerspricht, mindestens in spätern Jahren, daß er weder Orden noch Uniform trägt, wenn er nicht dazu gezwungen ist, sich sogar beißend gegen dergleichen Tand äußert und irgendwo in seinen Werken ausspricht: „es möchte ihm Niemand die Schmach anthun, ihn dereinst mit seinen Orden zu beerdigen!" — „Jetzt mag das gelten, sagen seine Widersacher, früher war es aber anders, denn was man hat, begehrt man nicht weiter, und als Pückler noch keine Orden hatte, strebte er nach nichts eifriger, als nach Sternen, Kreuzen und Bändern, nun er deren aber besitzt und zwar zur Genüge, kann er sich getrost über Orden und die Sucht nach Orden moquiren." Möglich, daß es früher so war und jetzt anders geworden, es ist sogar achtungs- und erkennenswerth, wenn man dergleichen Schwächen einsieht und verbessert. Und ehrlich gestanden, möchte endlich wohl ein Jeder, selbst jene Widersacher nicht ausgenommen, gern einen Orden haben, ebenso wie Jeder gern die französische Sprache reden möchte und nur diejenigen auf sie schimpfen, die sie nicht kennen und nicht verstehen. —

Im Herbst 1818 begab sich der Graf Pückler nach Aachen, wohin die Großmächte Europa's einen Congreß berufen und beschickt hatten, um die Quadrupelallianz, oder vielmehr Quintupelallianz, indem Frankreich wieder in den Bund der europäischen Großmächte aufgenommen worden, fester zu einigen und deren Angelegenheiten zu ordnen. Pückler erregte in Aachen viel Aufsehen, welches er auf die ihm eigene, unnachahmliche Weise immer rege zu halten und zu vermehren wußte. In die politischen Angelegenheiten der in Aachen versammelten Fürsten und Minister scheint er sich wenig eingelassen — obwohl Hardenberg als preußischer Bevollmächtigter gegenwärtig war — dagegen um so mehr in die geselligen Zirkel sich gemischt, allen Festivitäten beigewohnt und durch seine Anwesenheit belebt und gewürzt zu haben. Erwähnenswerth ist aus der Zeit seines Aufenthalts in Aachen sein Besuch bei der Le Normand, der berühmten Wahrsagerin, deren Prophezeihungen so häufig eingetroffen sind. Man denke in dieser Hinsicht an die Kaiserin Josephine und an den Kaiser Alexander von Rußland. Sie verkündete Pückler, daß er im Orient großer Ehre theilhaftig werden und an einem von Wasser umgebenen Orte sterben werde. Der erste Theil der Weissagung ist in Erfüllung gegangen und der zweite wird es auch, denn wenn ich nicht einmal erwähnen möchte,

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

daß das Muskauer Schloß auf drei Seiten von Wasser umgeben, ist denn nicht fast jedes Land, jedenfalls jeder Erdtheil und endlich die ganze Erde von Wasser umgeben?

Von Aachen begab sich Pückler mit seiner Gemahlin nach Paris, welches er seit 1814 nicht wieder gesehen hatte. Außer den vielen Bekanntschaften mit den angesehensten Familien, den geistreichsten Männern und Frauen, die er in frühern Zeiten und in verschiedenen Ländern geschlossen hatte, eröffneten sich ihm viele neue durch seine Gemahlin, deren aristokratische Cousine den berühmten Liberalen Constant geheirathet hatte. Der Kontrast dieser Gesellschaft, in der Béranger, Dupuis, Napoleonische Generäle und viele andere ausgezeichnete Geister jener Zeit glänzten, mit den so ganz verschiedenen Zirkeln des neuen Hofes mag Pücklers Beobachtungsgeist damals viel anziehenden Stoff dargeboten haben. Auch Ludwig XVIII. empfing ihn mehrere Male und verlieh ihm das Kreuz des heiligen Ludwig.

Nach der Rückkehr von der Reise nach Frankreich hielt sich Pückler, kleinere Reisen und temporären Aufenthalt in Berlin abgerechnet, längere Zeit vorzugsweise in Muskau auf. Er lebte in der innigsten geistigen Gemeinschaft mit seiner Gattin, mit welcher vereint er die reinsten und sinnigsten Freuden genoß, seine Besitzungen, seinen geliebten Park vor allen, verschönerte

und des Umgangs gebildeter Menschen sich erfreute. Pückler verlebte damals wohl recht glückliche Jahre, wofür mir als Beweis gilt, daß er so lange in Muskau verblieb. Außer der Fortsetzung der Arbeiten im Muskauer Park wurden die Umgebungen des drei Stunden von Muskau entfernten Jagdschlosses in einen großen Thiergarten umgeschaffen, bequeme Wege dorthin und nach andern Theilen der Herrschaft angelegt und das Hermannsbad ins Leben gerufen. Eisenhaltige und andere Mineralquellen, vorzüglich ein sehr heilkräftiger Moor, welcher in der Nähe des Alaunwerkes gefunden ward, bestimmten den Besitzer zur Begründung einer Badeanstalt, auf die Alles verwendet ward, was Natur und Kunst vermochten. Mit besonderer Vorliebe hängt die Frau Fürstin an dem Hermannsbade, als dessen Stifterin sie ganz eigentlich anzusehen ist, und welches nun, mit dem Muskauer Park verbunden, eine der reizendsten Partien desselben bildet.

Außer andern Vergnügungen und festlichen Anordnungen, die in ihrer steten Abwechslung von dem geläuterten Geschmack der Festgeber Zeugniß gaben, vergnügte sich das Fürstenpaar in jener Zeit vorzugsweise am Liebhabertheater; der Fürst versuchte sich selbst einmal auf der Bühne und seine nächsten Verwandten, wie viele Andere aus den höheren Ständen ahmten ihm

nach, oder waren auch schon mit gutem Beispiele ihm vorangegangen. Das in der Nähe des Muskauer Schlosses befindliche Theatergebäude, zwar klein, aber zweckmäßig und nett eingerichtet, begünstigte derartige Unternehmungen, die durch die Vorliebe der Herrschaft und den guten Willen der Theilnehmer, wie durch die geschickte Leitung des auch als Schriftsteller bekannten Hofgerichts-Assessors Seidel sich damals eines gedeihlichen Fortgangs erfreuten.

Es ward in jener Periode, praeter propter vor zwanzig Jahren, fast regelmäßig alle Wochen im Muskauer Schloßtheater gespielt. Einstmals sollte „die Entführung" gegeben werden, ein junger Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, v. R., den ersten Liebhaber, den Hofmeister, wenn ich nicht irre, und das Fräulein Helmine von Lanzendorf, nachmalige Frau von Blücher, die liebenswürdige Pflegetochter der Frau Fürstin Pückler, die erste Liebhaberin darstellen. Zwei Tage vor der Aufführung läßt v. R. sich krank melden. Was da zu machen? Das Stück muß aufgeschoben werden! — „Mit nichten," sagte Pückler dem Direktor, „halten Sie getrost die Generalprobe ab, entschuldigen Sie das Ausbleiben des Herrn v. R. und führen Sie übermorgen das Stück auf. Ich werde die fragliche Rolle selbst übernehmen, aber verrathen Sie mich nicht." Gesagt, gethan.

Kurz vor Anfang des Lustspiels begibt sich Pückler, durch den gewählten Anzug und eine große Perrücke unkenntlich gemacht, nach dem Theater und wird seinem Befehl gemäß nicht eher gerufen, als bis er seiner Rolle zufolge auftreten muß. Die erste Scene spielt zwischen ihm und der schönen Helmine; anfänglich erkennt ihn diese nicht, als es aber geschah, bricht sie in ein nicht zu unterdrückendes Gelächter aus, in welches Pückler mit einstimmen muß. Das geehrte Publikum wähnt, das gehöre zum Stück und applaudirt die kunstreiche Natürlichkeit der Scene. Bald aber verläßt den Fürsten, der sehr oberflächlich memorirt hat, sein Gedächtniß, und vergebens blickt er nach dem decontenançirten Souffleur. „Meine Herren und Damen," ruft der Fürst, ohne sich irre machen zu lassen, „verzeihen Sie die Pause, aber ich habe, was ich sagen soll, vergessen, und der Esel im Souffleurkasten kann es nicht finden." Ein schallendes Gelächter belohnt diese komische Art sich aus der Verlegenheit zu ziehen und mit doppelter Indulgenz ward nachher der Rest der Vorstellung, so mangelhaft sie sein mochte, aufgenommen.

Außer dem oben genannten Fräulein Helmine spielten auch die Fürstin Karolath und andere hochgestellte Damen häufig mit. Tableaux wechselten mit Theaterstücken, und wenn man deren überdrüssig war, wurden

ländliche Feste, Bälle, Ausflüge nach dem Jagdschloß, nach der Wussina, einem romantischen, nicht fern von Muskau gelegenen Gehölz voll Schluchten, Höhen, Thäler und Bäche, und vorzugsweise großartige Illuminationen, ein Lieblingsschauspiel des Fürsten, veranstaltet. Mehr noch als Vergnügungen und Feste beschäftigten jedoch und sprachen den Fürsten seine neuen, im großartigen Style begonnenen Parkanlagen an. Man sah ihn häufig unter den zahlreichen Arbeitern und selbst im schlechtesten Wetter ausharren, da er von jeher und immer das einmal Begonnene mit Beharrlichkeit ausführte. In großen Wasserstiefeln und weitem Mantel hielt er während Regen, Schnee und Kälte Stunden lang in Wasser und Morast aus, seine Arbeiter leitend und anfeuernd. Und neben den ländlichen Verschönerungen und Anlagen entstanden auch viele Gebäude, Brücken und Wege: hätten die materiellen Kräfte ausgereicht, so würde Pückler seine ganze Herrschaft in einen Park verwandelt haben. Daß er aber in eben jener Zeit neben so vielen Zerstreuungen, Vergnügungen und materiellen Beschäftigungen seine geistige Ausbildung nicht vernachlässigte, ersehen wir, wenn wir es aus keiner andern Quelle erfahren hätten, klar und bündig aus seinen spätern Schriften und spricht nicht minder die Wahl seines damaligen Umgangs für obige Behauptung. Pückler holte

gewissenhaft und freudig Alles das nach, was er in seiner excentrisch und leichtsinnig verlebten Jugend versäumt hatte und dadurch erwuchs ihm gewissermaßen ein Vorzug, da ihm das reifere Alter und vorgeschrittene Welterfahrung Wahl und Verständniß des Nachzuholenden erleichterte. Wenn er die alten Klassiker in den besten Uebersetzungen las, so faßte er Inhalt und den Geist derselben unstreitig viel besser auf, als diejenigen, welche dieselben nur bruchstückweise und unter pedantischen Lehrern auf Schulen und Universitäten lasen und mit sprachlichen Schwierigkeiten und schwülstigen Erklärungen so viel zu kämpfen hatten, daß sie darüber den Geist und die Schönheiten eines Autors, oft sogar dessen Inhalt nie recht kennen und verstehen lernten. Ueberdem hatte Pückler durch eigene Anschauung, durch den Umgang mit gelehrten und geistreichen Männern und Frauen bereits mehr erfahren und gelernt, als mancher Stubengelehrte und vertrocknete Geschäftsmann aus Büchern und Akten lernen und erfahren möchte, und brächte er sein philiströses Stillleben auch an die hundert Jahre.

An einzelnen Ausbrüchen jugendlichen Uebermuthes und tollkühnen Wagens fehlte es in jenem Lebensabschnitte unseres Helden ebenfalls nicht. So ritt er einst im neu errichteten Bade eine enge Treppe hinauf, die

zum Spielzimmer führte. Eine Wette, die er deßhalb angeboten, ward nicht angenommen, und er riskirte das halsbrechende Wagniß daher zu seinem Privatvergnügen. Glücklich langte er oben im Spielzimmer an, rief va banque! gewann, drehte sein Pferd um und ritt wieder hinunter. Das war aber nicht so leicht; das Pferd sträubte sich und ein Bekannter wagte es, Vorstellungen zu machen und abzumahnen. Dadurch ward der tollkühne Reiter nur in seinem Vorhaben bestärkt: er drückte die Sporen mit Macht in die Weichen des sträubenden Thieres, und mit gewaltigem Satz sprang dieses auf den ersten Absatz der Treppe, mit dem Kopf gegen die Wand rennend und mit den Vorderfüßen zusammenbrechend. Der Reiter blieb im Sattel, riß das Pferd auf und trieb es zum letzten, gewagten Satze an. Dem kundigen, exaltirten Reiter gehorchend, sprang das betäubte Thier auf die gepflasterte Hausflur, schlug Kopf und Vorderfüße auf und stürzte wieder zusammen, der Reiter jedoch hielt sich wieder fest im Sattel und bethätigte, wenn auch mit Aufspielsetzung seines Lebens und dessen seines Pferdes, seine Fertigkeit im Reiten und in gefährlichen Wagnissen. Ein anderes Mal kam nur seine eigene Person in Betracht und Gefahr. Er befand sich bei einem Nachbarn, dem Grafen B., dessen Schloß seit dem siebenjährigen Kriege ausgebrannt und nicht

wieder aufgebauet ist. Die hohen, gewaltigen Mauern sind stehen geblieben und Behufs eines projektirten Neubaues oben mit Balken belegt, die in einer Entfernung von 5—6 Fuß über die Mauern fortlaufen. Bei der Besichtigung der Ruine äußerte Pückler, wer es wage mit ihm über die Balken fortzuspringen? Nehme man nur an, daß dieselben 40 Fuß vom Boden und 5—6 Fuß von einander entfernt waren, wie sie es heute noch sind, und wohl ein Jeder würde mit den damals Anwesenden übereingestimmt und das Ansuchen abgelehnt haben. Pückler ließ sich dadurch nicht abschrecken und eben so wenig abrathen, er unternahm die gefährliche Sprungtour allein und führte sie glücklich aus. Ein alter Herr, der früher im Militär stand und fast alle Napoleonischen Kriege mitfocht, theilte mir diese Anekdote mit und versicherte mich, er habe wegsehen müssen, so schauerlich sey ihm der Anblick geworden, den „tollen Pückler“ da oben springen zu sehen.

Pückler liebt wohl das Spiel — in frühern Zeiten mehr als jetzt — aber nicht der Art, daß er eine geistreiche Unterhaltung, selbst mäßige Geselligkeit demselben nicht vorzöge. Seine Nachbarn dagegen, und es gibt in den Lausitzen viele Standesherrn, viel Adel und größere Grundbesitzer, liebten und lieben guten Theils noch heute das Spiel über Alles und halten es sogar in ge-

selliger Hinsicht für nothwendig. Einst war der Fürst zu einem reichen Grafen seiner Nachbarschaft geladen und da kam als geselliges Unterhaltungsmittel das Spiel an die Reihe, noch dazu ein mesquines Hasardspiel. Es ward sehr niedrig pointirt, Pückler dagegen spielte hoch und hatte bald alles Geld der ehrenwerthen Gesellschaft gewonnen und vor sich aufgehäuft. Er steht auf, verläßt das Spielzimmer und bleibt lange aus. Man hört endlich den Hufschlag forteilender Pferde und der Haushofmeister meldet, daß der Herr Fürst fortgeritten sey und sich empfehlen lasse, das Trinkgeld für die Diener habe er oben auf dem Tische zurückgelassen.

Ich könnte noch unzählige Anekdoten über den Fürsten aus jener Zeit anführen, manche pikante, manche frivole, manche lehrreiche: einerseits will ich jedoch keine Anekdotensammlung veranstalten, obwohl man aus einer solchen das Leben einer Person oft besser kennen lernt, als aus trockenen Angaben und weitläufigen Raisonnements, andererseits würden viele in das Innere mancher Familien eingreifen und ich halte mich nicht befugt, selbst das Interessanteste zu solchem Preise zu veröffentlichen. Familienverhältnisse gehören nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit, sie sollten stets und unter allen Umständen geheiligt bleiben, mögen sie zum Vortheil oder Nachtheil der Betheiligten ausschlagen.

Nach der Scheidung von seiner Gemahlin begab sich Pückler nach England. Zum Zeichen seines Vertrauens und seiner Liebe übergab er der in Muskau zurückbleibenden Fürstin alle Geschäfte und Rechte, von welcher unwandelbaren Gesinnung die während der Reise geschriebenen Briefe (eines Verstorbenen) das schönste Zeugniß sind, welches kurz und wahr in der Dedikation derselben an die Fürstin ausgesprochen ist. Diese Dedikation lautet aber so: „Der theuersten Freundin meiner Seele, der nöthigsten Bedingniß meines Lebensglücks, meinem andern Selbst, schrieb ich einst aus weiter Ferne liebend diese Briefe, weih' ich heute, semper idem, dieses Werk."

VI.

Im Anfang September 1826 trat Pückler eine Reise nach Großbritannien und Frankreich an, die ihn drittehalb Jahre von seiner Heimath entfernt hielt und deren Beschreibung ihm nachmals so großen und wohlverdienten Ruf brachte. Er reiste en grand seigneur, wenn er nicht bisweilen aus Laune oder der Abwechslung halber ein Inkognito annahm; er ließ sich hohen und höchsten Herrschaften vorstellen und weilte in deren Gesellschaft, suchte aber noch eifriger die Bekanntschaft und den Umgang geistiger Celebritäten.

Von Muskau fährt er in einem komfortablen englischen Reisewagen nach Dresden, von wo er den ersten Brief datirt, welcher, wie alle folgenden, an eine Dame gerichtet ist, die der Fürst mit schwärmerischer Zärtlichkeit liebt und hoch verehrt und unter deren fingirtem Namen wir ohne Mühe seine geschiedene Gemahlin erkennen. Ueber Leipzig, an welchem Orte er sich seiner dort verlebten Universitätsjahre freudig erinnert, reist er nach

Weimar, verlebt hier mehrere Tage theils am Hofe bei seinem frühern Chef, dem geistreichen, trefflichen Großherzog Karl August, der bald darauf leider zu frühe verstarb, theils im Umgange mit dem greisen Göthe, der an dem „wohlgesinnten, in seiner Art frommen Weltkinde" großes Wohlgefallen fand, und mit andern Notabilitäten. Der Weimar'sche Hof, die Mitglieder der großherzoglichen Familie, Weimar, die dort lebenden Koryphäen und Alles, was darauf Bezug hat, fesseln Pücklers Interesse und erwerben seine Achtung und Anerkennung.

Ueber Gotha, Eisenach — in beiden Städten sucht der Fürst alte Bekannte und Kriegskameraden auf — Osnabrück und Wesel geht die Reise nach Rotterdam, in dessen Hafen Pückler sich nach England einschifft. Die leidige Seekrankheit, welcher er jedesmal unterliegt, so oft er zur See geht, und die so lange anhält, als er zu Schiffe, widriger Wind und langweilige Gesellschaft verbittern ihm die Ueberfahrt gar sehr. Er sieht deßhalb auch wohl die englische Küste, die Ufer der Themse, die fruchtbaren, grünenden Fluren und selbst die Hauptstadt Englands und der Welt mit etwas ungünstigen Augen an und versichert, daß ihm das Alles weit schöner erschienen sey, als er vor zehn Jahren in England gewesen. Nichts desto weniger lobt er gleich

darauf den englischen Komfort und kann uns die Einrichtung, Bedienung und Bewirthung in seinem, ihm schon aus frühern Zeiten her bekannten Hotel nicht genug rühmen.

Pückler kam zu Anfang Oktober nach London, als die Stadt, im Verhältniß zur belebenden season, leer und öde war. Er besichtigt die unzähligen Merkwürdigkeiten der englischen Metropole und theilt das Gesehene in anschaulicher und anziehender Weise und Sprache mit. Ausflüchte in die Umgegend, nach dem Schloß und Park Chiswik, nach Hamptoncourt, Chelsea, nach den Rennen in Newmarket, die er als Kenner trefflich beschreibt; Besuche bei Engländern und in England ansäßigen Fremden, Spazierritte, Wasserfahrten, der Besuch der Theater, Museen u. s. w. theilen seine Zeit und bringen Abwechslung in das einförmige Leben in der zu jener Zeit halb ausgestorbenen Hauptstadt. — Es lag besonders in des Fürsten Absicht, während seines längeren Aufenthaltes in England die dortigen Parks, die größten, schönsten und kostspieligsten unseres Planeten, die nur eine englische Aristokratie anlegen und unterhalten kann, zu besichtigen und nach ihnen, wenigstens nach dem, was sie Schönes und Zweckmäßiges böten, seine Anlagen in Muskau zu reguliren und zu vervollständigen. Wir finden in den vier Bänden der „Briefe

eines Verstorbenen" viele detaillirte Beschreibungen der vorzüglichsten englischen Parks, deren Besichtigung nicht Jedem freisteht, die dem Fürst Pückler jedoch in Ansehung seines Ranges, seiner Bekanntschaften und seiner Persönlichkeit mit sehr wenig Ausnahmen bereitwillig gezeigt wurden. Mit großer Sachkenntniß, mit einem gesunden Sinn und Blick findet er Schönheiten und Mängel auf und spricht in anziehender, lehrreicher, nie ermüdender und sich nie wiederholender Weise über diese wie jene. Er führt uns auch in das Innere der Schlösser und Villen der englischen Großen und Reichen, erzählt uns von dem Reichthum derselben, von dem Luxus, den sie etaliren, von ihren Gemäldesammlungen, Kunstschätzen u. a. m., wie er uns auch mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihrer Lebensweise, mit Allem was auf sie und ihre socialen Verhältnisse und ihre äußere Erscheinung Bezug hat, bekannt macht. Darin liegt hauptsächlich der Reiz, die Neuheit und der Werth der „Briefe eines Verstorbenen", denn kein anderes Werk gibt uns die Aufschlüsse über das Leben der englischen Geburts- und Geldaristokratie, da keinem Autor gleich Pückler die Gelegenheit, über Alles das sich selbst zu unterrichten, in gleichem Grade geboten ward.

Obgleich Pückler in seinen Briefen aus und über England uns getreulich mittheilt, was ihm dort begegnet,

was er gesehen und erfahren hat, so finden sich doch bisweilen Intervallen, in denen er entweder keine Lust, oder keine Gelegenheit zum Schreiben hatte. In der Regel jedoch theilt er mit Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit das eben Durchlebte sofort mit, wodurch das Ganze einen um so größern Reiz und den Stempel der Wahrheit erhält. Welch' herrliche Sachen erfahren wir über das häusliche Leben der starr am Hergebrachten und an Vorurtheilen hängenden Insulaner, welch' humoristische Züge, welch' pikante Anekdoten werden uns über sie mitgetheilt, über ihre Gesellschaften, ihre Klubbs, über ihr Leben und inneres Wesen! Daß sich viele Engländer durch Pücklers Berichte über sie und ihr Land gerade nicht geschmeichelt gefühlt haben und fühlen können, finde ich sehr natürlich, zugleich darin aber einen neuen Grund, daß der Verfasser der Briefe wahr geschildert hat, eine Ueberzeugung, die ich während eines längern Aufenthalts in England, wo mir allerdings die Kreise der hohen Welt nicht offen standen, überdem gewonnen habe, in so weit mir eine Beurtheilung von meinem Standpunkte aus möglich war.

Ueber die Art und Weise, in welcher Pückler seine Berichte abfaßt, schreibt er seiner Freundin am Schluß einer launigen Abhandlung über den englischen Punch (Policinello), über englische Komiker, namentlich über

Kemble und Matthews, und über einige andere Dinge und Individuen, die er zwar nur andeutet, die der Eingeweihte aber nichts desto weniger leicht erräth —: daß er nur tägliche Lebensbilder, wie sie die Freundin verlangt, geben wolle, kein statistisches Handbuch, keine Topographie, keine regelmäßige Aufzählung aller sogenannten Sehenswürdigkeiten und keine systematische Abhandlung: nur eine einfache Hausmannskost, die doch wohl zuweilen ein Körnchen Pfeffer würzt.

Kurz vor Weihnachten 1826 kommt des Fürsten Garteninspector Rehder, der noch heute in seinen Diensten ist und den weitläufigen Parkanlagen, den Treibhäusern, Pflanzungen und Gärten in Muskau mit Umsicht vorsteht, nach London, um sich längere Zeit in England aufzuhalten und unter seines Herrn Leitung die dortigen berühmtesten Parks zu besichtigen und alles Merkwürdige und Zweckmäßige sich genau aufzuzeichnen. Am ersten Weihnachtstage beginnt der Fürst mit seinem Garteninspektor, dem er in der Kürze viele Sehenswürdigkeiten der englischen Metroprole selbst gezeigt und erklärt hat, die Parkschau und führt uns in die großartigen, prachtvollen und meist auch geschmackvollen Parks und Schlösser der englischen Crösus. Die Zeit, welche er zu seiner Absicht gewählt, war die passendste, da die laublosen Bäume die Durchsichten und eine schär-

fere Auffassung des Ganzen wie der einzelnen Theile gestatteten, die Treibhäuser und die Wintergärten am sehenswerthesten waren, und überdem die vielen, im englischen Clima ausdauernden immergrünen Pflanzen, Sträucher und Bäume, und der üppige, immer frische Rasen in England im schönsten Grün prangten. Der erste größere Park, den er auf dieser Berufsreise, wie er sich ausdrückt, besichtigt und beschreibt, ist die Priory, ein ehemaliges Kloster, jetzt Schloß und Park des Grafen Aberdeen. Pückler wird nicht müde, die herrlichen Anlagen der englischen Großen, ihren Reichthum und ihren Geschmack zu preisen, bisweilen muß er allerdings auch ihre Geschmacklosigkeit beklagen. Daneben läßt er den englischen Gasthöfen, selbst in kleinern Städten, wiederholt Gerechtigkeit widerfahren, findet aber eine Abnahme dieser gerühmten Trefflichkeit in dem Grade, in welchem er sich von der englischen Hauptstadt entfernt.

Pückler besucht und beschreibt nur die größeren und sehenswertheren Landsitze des englischen Adels, die kleineren und unbedeutenderen, sofern sie sich auf seinem Wege darbieten, betrachtet er nur im Fluge. Wir können ihm nicht einmal zu ersteren folgen und nennen nur noch einige wenige der berühmtesten. In Cashbury, dem Sitze des Grafen Essex, mit dessen Familie der Fürst von Dresden aus bekannt ist, wird er zuvorkom-

mend aufgenommen und betrachtet unter der Leitung des Schwiegersohns des alten Grafen die herrliche, an Antiquitäten, Reliquien (ein ganzes Ameublement der unglücklichen Königin Marie Antoinette) und Kunstschätzen reiche Besitzung. Die Unterhaltung von Cashbury, des Schlosses wie des Parkes, kostet jährlich 10,000 Pf. Sterling, und dabei erwäge man noch, daß viele englische Große mehrere Schlösser und Parks im Lande, Wohnungen in der Hauptstadt, Schulen und Hospitäler und so vieles noch unterhalten und bestreiten müssen, und man mache sich dann einen Begriff von ihrem Vermögen und von ihren Einkünften!

Größer noch als der eben genannte, ist Ashridge-Park, dem Grafen Bridgewater zugehörig, der drei deutsche Meilen im Umfang mißt, eine ungeheure Fläche, wenn man in Anschlag bringt, daß in England der Grund und Boden in so enormen Werthe steht. Wieder größer und prachtvoller, als Ashridge-Park, ist Woburn-Abbey, der Familiensitz des Herzogs von Bedford, der bereits drei Jahrhunderte in derselben Familie, einer der reichsten Englands, forterbt. Die Besitzung Woburn-Abbey mißt schon vier deutsche Meilen im Umfang und die Pracht uud der Reichthum im großen, stattlichen Schloß übertrifft noch die Größe des herrlichen Parks. Mit einer Million Thaler jährlicher Revenüen kann man

allerdings auch im theuern England etwas unternehmen und ausführen! Die Krone von allen Schlössern und Parks aber ist Warwick-Castle, ein Riesenbau aus uralter Zeit, der Stammsitz der alten, hochberühmten und mächtigen Grafen von Warwick, welche Könige entthronten und einsetzten. Pückler staunt hier wahrhaft über das kolossale, alterthümliche Schloß, das im Innern so reich und prachtvoll, über das Wildromantische und Ueberraschende seiner Lage und seiner Umgebungen, über die Dimensionen des unendlichen Parks, über Alles, was er in Warwick sieht. Eine werthvolle Gemäldegallerie mit den seltensten Originalgemälden und vielen Portraits hochwichtiger Männer und Frauen, Kunstschätze aller Art, der gediegenste Luxus und Comfort vermögen ihn jedoch nicht in der Art zu fesseln und zu begeistern, wie es das alt-ehrwürdige Schloß, wie es der unvergleichliche Park vermögen. Er nennt Warwick einen Zauberort, in das reizendste Gewand der Poesie gehüllt und von aller Majestät der Geschichte umgeben. Wie glücklich ist der Repräsentant eines solchen Geschlechts, der Nachkomme eines Guy und Beauchamp!

Von dem Badort Leamington aus, der in der Nähe von Warwick-Castle liegt und sich seit den letzten Decennien einer sehr günstigen Aufnahme erfreut, unternimmt Pückler mit seinem Garteninspector mehrere Ausflüchte

in die Umgegend, nach Guy's Cliff, woran sich so schöne Erinnerungen und Sagen knüpfen, nach der Stadt Warwick, in welcher eine alte Kathedrale mit sehenswerthen Monumenten, nach Kenilworth, einer großen Ruine, die nur wehmüthige Gedanken über das vergängliche alles Irdischen hervorzurufen vermag. In Birmingham, einer dumpfen, häßlichen Stadt, besichtigt Pückler die Fabriken aller Art und die geschmackvollen Ausstellungen von deren Produkten. Von da begibt er sich nach Chester und tritt unterwegs in seinem Reisewagen bei angezündeter Lampe das neue Jahr an. Bei Chester liegt Eaton-Hall, Schloß und Park, die dem reichen Lord Grosvenor gehören, aber ohnerachtet der darauf verwendeten Summen, ohnerachtet ihrer Größe und ihres weit verbreiteten Rufes unseres Reisenden Beifall durchaus nicht finden. Mehr als ein Park interessirt ihn dies Mal das königliche Schloß in Chester, welches in ein Gefängniß umgewandelt worden, in dem die Gefangenen sehr human behandelt werden, am Neujahrstage von der Stadt sehr freigebig gespeist wurden und lustig und guter Dinge waren.

Hawkestonepark, einem bürgerlichen Besitzer gehörig, erhält, was Naturschönheiten, überraschende Fernsichten und wildromantische Thäler, Schluchten und Felsgebirge betrifft, vor allen bis dahin gesehenen Parks

den Vorzug. Nicht minderes Lob erntet der treffliche Gasthof, der inmitten dieses zauberischen Parkes gelegen ist und hauptsächlich Neuvermählten und Liebenden als stiller, beglückender Aufenthaltsort dient. Die Rückreise wieder über Birmingham nehmend, kommt Pückler durch Stratfort am Avon, die Geburtsstadt Shakespeare's, dem Pückler die höchste Verehrung zollt und mit wahrer Pietät das einfache Haus und die kleine Stube betritt, wo der Dichterfürst geboren, wo er seine Kindheit verlebt hat. — Nach Durchwanderung und Beschreibung mehrerer Parks führt uns Pückler nach Blenheim, ein riesiges Schloß, von einem fünf deutsche Meilen im Umfang messenden Park umgeben, welches die englische Nation ihrem großen Feldherrn Marlborough schenkte. Der actuelle Besitzer war ohnerachtet einer jährlichen Revenüe von einer halben Million Thaler so verschuldet, daß ihm nur einige dreißigtausend jährlich überblieben, die er überdem thörichter Weise dazu anwendete, die alten, herrlichen Anlagen, Pflanzungen und Bäume auszurotten und durch geschmacklose neue zu ersetzen. Hiebei denkt Pückler recht lebhaft und schmerzlich an das mögliche Loos seiner Schöpfungen in Muskau, wie dereinst auch ein Erbe von ihm das zerstören könnte, was er mit so vieler Liebe erdacht und ausgeführt.

Das alte, ehrwürdige Oxford mit seinen vielen

Thürmen und Kuppeln, Klöstern und Colleges in gothischem Baustyl, mit seinen Bibliotheken, Museen und Gemäldegallerien fesselt den Fürsten gar sehr. Er führt uns unter Anderem in das alte Theater, wo die Promotionen Statt haben, und die letzt verstorbenen Monarchen von Rußland und Preußen, der Prinzregent von England, Wellington und Blücher 1814 zu Doctoren creirt wurden. Von erstern hängen die Portraits im Doctorornate im Theater; von letzterem, dem alten Marschall Vorwärts, theilt Pückler eine Anekdote mit, die im Munde des Volkes und nach der Varnhage'schen Biographie Blüchers anders lautet. Nach jenem soll Blücher bei der Ankündigung, daß er zum Doctor promovirt werden solle, geäußert haben: „Da die Herren die Souveraine zu Doctoren creirt, so könne er nur höchstens darauf Anspruch machen, Apotheker zu werden." Nach der zweiten, allgemeineren Version soll der alte Haudegen mit wackerem Scherze gesagt haben: „Nun, wenn ich Doctor werden soll, so müssen sie Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen!" — Pückler weilt mehrere Tage in Oxford und erzählt uns noch manches Interessante über diesen alten Musensitz Englands, über seine Antiquitäten, Kunstschätze, Bibliotheken, seltenen Bücher und Manuscripte, und über die splendide Bauart der öffent-

lichen Gebäude, wie über die Schönheit der Umgegend. Darauf setzt Pückler mit seinem Begleiter die Parkschau fort, spricht über den von Stove, in welchem ein grandioses Schloß mit vielen Kunstschätzen, splendider Einrichtung und großen Reichthümern, ausführlicher und langt in der Mitte Januars 1827 wieder in London an.

Nach der Parkschau und dem Landleben gibt sich der Fürst dem städtischen in der englischen Metropole mit erhöhtem Genuß hin. Er besucht die Theater und die Zirkel der Großen, vorzugsweise die der fremden Gesandten. Dem König von England war er schon früher vorgestellt und von noch frühern Zeiten her mit demselben persönlich bekannt. Ebenso mit dem Herzog von York, der in jenen Tagen starb und dem Pückler eine Lobrede hält und von der allgemeinen Trauer spricht, die dem Dahingeschiedenen gezollt worden. De mortuis nil nisi bene! setzt der Fürst seinen Tutti Frutti als Motto vor und beherzigt es wohl auch hier, denn der ultratoristische Herzog von York, der sehr verschwenderisch und so verschuldet war, daß seine Gläubiger seine Leiche arretirten, erfreute sich bei dem englischen Volk, eine geringe Zahl Hochtories ausgenommen, wohl keiner besonderen Liebe und Theilnahme, obwohl ihm von seinen wenigen, aber reichen Verehrern ein herrliches Denkmal, eine 130 Fuß hohe Granitsäule mit seinem ehernen

Standbilde gekrönt, am St. Jamespark gesetzt worden ist.

Während seines Aufenthaltes in London schreibt Pückler an seinem Tagebuch fort und gibt uns aus demselben einige Skizzen, so über den Nachtheil der Vereinzelung des Grundbesitzes, zu welchem Ende er das Beispiel von England nnd Frankreich anführt, ferner Reflexionen über eine Recension der Lady Morgan und über das Gewissen. Es ließe sich wohl Manches gegen Pücklers hier aufgestellte Behauptungen einwenden, obwohl er dieselben mit Geist und einer gewissen überzeugenden Kraft vorträgt. — Ein Besuch bei dem Lord D. in C. (Cobhamhall, wie er später selbst angibt) hält ihn mehrere Tage von London fern. Er schildert uns mit lebhaften Farben die Familie seines Wirths, die Gesellschaft, welche er dort antrifft, das Landleben der englischen Großen, die Art, wie die geladenen Gäste — nur solche kennt man nach englischer Sitte — empfangen, unterhalten und bewirthet werden, ferner das Schloß Cobhamhall mit seiner Gemäldegallerie und andern Sehenswürdigkeiten, und endlich auch den Park, der von Repton angelegt worden, dessen Sohn längere Zeit in Muskau war und die Anlagen daselbst leitete. So angenehm und lockend das Leben bei und unter den englischen Nabobs nach Pücklers trefflicher Schilderung

sein muß, so zieht es ihn doch nicht sehr an, da er immer noch bei aller gebotenen Freiheit sich genirt fühlt, deßhalb Cobhamhall auch bald verläßt und nach dem Badeort Brighton eilt, der damals sehr fashionable war.

Das neue, geschmackvoll angelegte Brighton, welches Georg IV. sehr favorisirte und daselbst einen Palast in orientalischem Geschmack baute, feiert seine Saison im Winter und wird weniger als Badeort benutzt, denn als Aufenthaltsort für Diejenigen, welche Zerstreuung und gesunde Luft suchen und keinen eigenen Landsitz haben. Pückler hält sich von Anfang Februar bis Mitte März dort auf, erneuert ältere und schließt neue Bekanntschaften, frequentirt Almacks und Routs, Privatzirkel und alle öffentlichen und Privatvergnügungen, die sich nur darbieten. Er hat seine Pferde und Dienerschaft von London kommen lassen und unternimmt häufig Spazierritte am Ufer des Meeres und weitere Ausflüchte nach dem Innern. Aus der chronique scandaleuse von Brighton, aus dem socialen Leben, wie es sich damals gestaltete, erfahren wir manches Pikante, auch werden uns einige Originale mit unübertrefflichem Humor vorgeführt. Bei Gelegenheit des Besuchs einer Kirche fällt Pückler auf sein Lieblingsthema, auf Religion, Religiosität, Christenthum und Priester und Pfaffen. Da gibts Hiebe rechts und links — bleibt aber doch Alles beim Alten! Von

dieser Episode kömmt Pückler wieder auf hübsche Frauen und Mädchen zu sprechen, denen er während seines Aufenthalts in Brighton eifrig den Hof macht und dadurch dem über ihn cursirenden Gerüchte, er sey nach England in der Absicht gekommen, dort eine reiche Heirath zu schließen, noch mehr Glauben beilegt. Ohne diesem supponirten Zwecke jedoch näher zu rücken, verläßt er, degoutirt von den mesquinen und überfüllten Almacks und Routs, von Promenaden und Concerten, Brighton und begibt sich wieder nach London.

Die englische Hauptstadt gewährte jetzt einen ganz andern Anblick und Eindruck, als vor wenigen Monden: die Season war da! Da gabs ein reges Leben, ein Wogen und Drängen, Gewinn- und Genußsucht, Gesellschaften und Feste, Concerte und Opern, Alles in Fülle und Glanz, wie es das reiche London zu bieten vermag. Pückler sieht und genießt Alles: die italienische Oper und Chinesinnen, die erquisitesten Diners und Soupers und die überfülltesten Almacks, das Spiel und Kapitän Parry's Weltumsegelungsschiff in Deptfort, Kirchen und die Baracken der Garden, bei deren Offiziercorps er fürstlich speist. Er findet da vielen Stoff zum Persifliren, viele burleske Gestalten, die er mit beißender Satyre geißelt und beschreibt, Vieles aber auch, dessen er lobend Erwähnung thut.

Vom Ende März bis Ende August 1827 bringt Pückler, kürzere Ausflüchte in die Umgegend abgerechnet, wieder in London zu, verlebte also den belebtesten und fashionablesten Theil der Season in der englischen Hauptstadt, theils in der exquisitesten und exclusivsten Gesellschaft, theils ganz à son aise. An Zerstreuungen, Vergnügungen und Einladungen zu glänzenden Festen und recherchirten Gastmählern fehlte es nie, oft erhielt der Fürst von letztern an ein und demselben Tage sechs und mehr. Wir können nicht alle Almacks, Routs, Dejeuners, Diners und Soupers, an denen er Theil nahm, aufzählen, es ist ihm ohnedem häufig schon der Vorwurf der Gourmandise, und daß er zu häufig vom Essen und Trinken spricht, gemacht worden. Wenn dies ein Fehler, so hat er denselben mindestens mit vielen großen Männern gemein, und gewiß Viele mögen derartige Beschreibungen gern lesen, und der Verfasser der Briefe versteht es, das dulce cum utile zu verbinden und nach seinen gastronomischen Mittheilungen mit eben dem Interesse von Kunst und Wissenschaft, von Politik und Religion, von Sitten und Gebräuchen des socialen Lebens zu sprechen.

Einer großen Fête, des Lord-Mayors-Essen in der Guildhall, dem Pückler beiwohnte, und eines Diners bei Canning, der um jene Zeit Premierminister geworden war, muß ich noch erwähnen. Pückler fühlt eine

enthusiastische Verehrung für Canning, ein Beweis, daß er das Talent und Genie stets anerkennt, ohne Rücksicht auf Geburt, auf politische und religiöse Parteiansichten. Leider mußte der große, herrliche Canning bald, noch während Pücklers Aufenthalt in London, seine irdische Laufbahn schließen, die so segensreich für England und die ganze Menschheit gewesen. Doch hatte Pückler noch Gelegenheit, den großen Mann als großen Redner im Unterhause zu bewundern, mit ihm zugleich Robert Peel, der jetzt Premierminister ist und schon damals sich auszeichnete, obwohl in der Opposition gegen Canning; ferner Brougham und im Oberhause am andern Tage mehrere Lords, unter ihnen Wellington, der seine Sache recht schlecht machte, Lord Grey, der mit Würde und Anstand sprach u. a. m. „Wenn ich von dem Totaleindruck dieser Tage auf mich Rechenschaft geben soll, schließt Pückler seinen Bericht über die beiden Häuser, so muß ich sagen, daß er erhebend und wehmüthig zugleich war. Das Erste, indem ich mich in die Seele eines Engländers versetzte; — das Zweite, im Gefühl eines Deutschen!"

Gegen Ende der Season, im Monat Juli, verläßt die fashionable Welt nach und nach die Hauptstadt, um sich auf's Land in ihre Villen und Schlösser, oder in gemiethete Sommerwohnungen, oder auf Reisen

zu begeben. Für jeden Dandy, für jede Dame, die zur hohen und exclusiven Welt gerechnet seyn will, ist es dann Gesetz, London gleich einen mit der Pest behafteten Ort zu fliehen, machen dies jedoch Verhältnisse unmöglich, sich wenigstens nirgends zu zeigen, sich im wahren Sinne zu verstecken. Pückler hat als Fremder und unabhängiger Mann auf jene lächerlichen Gesetze der Mode keine Rücksicht zu nehmen, er bleibt selbst nach dem Schluß der Season noch einige Zeit in der Metropole und genießt erst jetzt sein Leben recht nach seinem Gefallen, frei und unabhängig und ungestört. Schon früher besuchte er die Rennen zu Ascott, die Parks und Schlösser in Richmond und Windsor und einige Familien auf dem Lande, später besichtigt er mit verdoppeltem Eifer die merkwürdigsten Etablissements Londons, Gefängnisse, Irrenhäuser, Vergnügungsörter, öffentliche und ausgezeichnete Privatgebäude, von denen allen er interessante, oft sehr humoristische Beschreibungen liefert.

Einen längern Abschnitt widmet Pückler dem Cranologen Deville, einem Schüler Galls, von dem er sich selbst längere Zeit untersuchen und seine Vorzüge und Mängel aufzählen läßt. Jener Phrenologe, ein gebildeter und gelehrter Mann, kannte den Fürsten früher nicht, und daß dieser die Aussagen desselben in Bezug auf sich der Wahrheit vollkommen getreu wieder=

gibt, davon wird ein Jeder überzeugt seyn, der den Fürsten irgend näher kennt; überdem kommt in den Aussprüchen Deville's über ihn auch Ungünstiges vor. Es muß aber Jeden, der den Fürsten näher kennt, frappiren, wie treffend die Aussprüche des Phrenologen über ihn sind, wie wahr er ihn nach den Organen, die an seinem Schädel besonders hervortreten, schildert, wie er selbst geringfügigere Seiten und Dinge so treffend angibt: er stellt uns in Wahrheit ein treues, geistiges Bild vom Fürsten dar, wie es noch heute ihm ähnlich sieht. Mag es aus dieser oder einer andern Ursache entsprungen sein: der Fürst ist zur Zeit noch ein eifriger Anhänger und Verehrer der so oft geschmähten und verkleinerten Phrenologie. — Später spricht der Verfasser der Briefe über ihn speziell betreffende Dinge. Er befindet sich in einer unbehaglichen Stimmung, fühlt sich unwohl und hat viel Geld im Whist verloren. Wo um ponies und monkies gespielt wird (Paries zu 25 und 50 Pf. Sterling) ist das wohl glaublich. Aber bald verliert sich der Mißmuth und das Unwohlseyn, die englische Nationalkrankheit, der Spleen, wieder, der kleinste freundliche Umstand kann jene Stimmung verscheuchen, ein lieber Brief aus der Heimath, sonniges Wetter, ein anziehendes Buch, ein hübsches Mädchengesicht. Wir finden sonach unsern Reisenden bald wieder

in der rosenfarbensten Laune, er besucht Theater, Zwerge, die Barkley'sche Brauerei, die größte in dieser sublunarischen Welt, und viele andere Sehenswürdigkeiten, namentlich solche, die praktischen Nutzen gewähren, da Pückler nicht bloß zum Vergnügen England besuchen und bereisen wollte. In letzterer Absicht nimmt er einen englischen Diener an, den er vorher nach Deville's oder Galls System förmlich untersucht. So wendet er Alles, was er sieht und lernt, gleich praktisch an und gesteht es mit einer liebenswürdigen Naivität, vor der sich gewiß mancher Andere sehr hüten würde. — Am 8. August 1827 stirbt Canning, Anlaß genug, daß Pückler über diesen Heroen und über die von ihm befolgte Politik sich eines Weiteren und zwar im liberalsten Sinne ausläßt.

Bevor Pückler mit einem Freunde L., der ihn auf seiner vorhabenden Reise durch die drei Reiche auf einige Zeit begleiten will, London verläßt, steigt er in einer Taucherglocke auf den Grund der Themse, um das Loch zu sehen, welches der Fluß in den Tunnel gemacht hatte. Auch das berühmte Museum in Linkoln-Inn-Fields und vieles Andere beschreibt er noch vor seiner Abreise, die am 25. August Statt fand. In der Richtung gen Windsor besuchen die beiden Reisenden mehrere Parks, die berühmte Schule Eaton und die königliche Residenz Windsor, welche durch Georg IV. zu dem größten und

würdigsten Palast in Europa erhoben ward. Herr L. verläßt den Fürsten zu dessen Leidwesen sehr bald, dafür gesellt sich ein neuer Gefährte zu ihm, ein Offizier der Horse=Guards, von denen eine Abtheilung in Windsor stand, bei deren ausgezeichnetem Offizierscorps Pückler einigemal dinirte, während er die Parks in der Umgegend von Windsor und den großen herrlichen Windsor=Park selbst in Augenschein nahm. Er hielt sich mehrere Tage in Windsor und in dessen Nachbarschaft auf, namentlich bei der liebenswürdigen Familie des Lord H., der einen trefflichen eigenen Park besaß und Oberaufseher des königlichen Parkes zu Windsor war. Eine genaue Besichtigung wird dem grandiosen Schloß in Windsor, dessen innerer Einrichtung und Kunstschätzen zu Theil, einige Tage bei der schönen Lady G. auf deren Villa zugebracht, zu den Rennen bei Egham gefahren, dann nach Windsor zurückgekehrt, in großer Gesellschaft nach dem Abendessen eine Promenade in den Park unternommen, und die ganze Gesellschaft, viele Damen, Gardeoffiziere in Uniform u. A. m. von königlichen Parkwächtern als Friedensstörer arretirt. Zwei Offiziere opfern sich für die Uebrigen und folgen den rücksichtslosen Wächtern als Gefangene.

Um bei der Einschiffung seiner Pferde — von denen der Fürst noch jetzt einen brillanten Schimmel besitzt —

gegenwärtig zu seyn, kehrt er auf einige Tage nach London zurück. Die schöne und geistreiche Lady M. fesselt ihn zwar länger, als er gewollt, aber dennoch bricht er Mitte September von London auf und nimmt seinen Weg in das Innere des Landes. Er nimmt an den berühmten Rennen zu Duncaster Theil, durcheilt einige Parks und gelangt nach York, der zweiten Hauptstadt Englands, dessen Merkwürdigkeiten, namentlich dem alten Dome, er einige Tage widmet, während deren er auch die Einladung des Erzbischofs von York, der beiläufig 40,000 Pf. Sterling jährlicher Einkünfte genießt, auf dessen benachbartem Schloß annimmt. Weiter reist Pückler gen Norden nach dem Seebad Scarborough, mit romantischen Umgebungen und einer kolossalen eisernen Brücke, die über einen Abgrund führt — nach Flamboroughhead, berühmt durch seine Felsenhöhlen und den Leuchtthurm, und nach Whitby, einer Stadt mit schmutzigen, engen Gassen, aber mit freundlichen, herzlichen Bewohnern, einer Stadt, die ganz einer deutschen gleicht! Die lieben Spießbürger begaffen den Fremden wie ein Wunderthier, belagern seinen Gasthof und begleiten ihn en masse, wo er sich nur zeigt. Als sogar ein Reitknecht des Lord Mulgrave erscheint und den unbekannten Fremden zum Lord einladet, steigt die Bewunderung nnd Neugierde der guten Stadt aufs

höchste: der Magistrat schickt zwei Mitglieder aus seiner Mitte zu demselben, um ihn zu bewillkommnen und ihm die Merkwürdigkeiten des Platzes zu zeigen, bei welcher Gelegenheit die Hälfte der Bewohner dem hohen Fremden und dessen Begleitern folgt und hurrah! und vivat! brüllt. In der That Alles ächt deutsch!

Pückler besucht den Park und das Alaunbergwerk des Lord Mulgrave, welches letztere viel Interesse für ihn haben mußte, da er selbst ein bedeutendes Alaunwerk besitzt und deßhalb auch, wie wir aus dem Briefe ersehen, dem Director seines Werkes einen ausführlichen Bericht über das englische mitschickt. — Studley-Park mit den berühmten Ruinen von Fountains-Abbey, das Besitzthum einer alten reichen Jungfer, die den Fürsten zum Frühstück einladet, erregt seine Bewunderung, obwohl er an Einzelnheiten Manches auszusetzen findet. Im nahen Ripon läßt er sich nachher den Dom und die Grabgewölbe zeigen und fährt darauf nach Harrowgate, einem Badeorte, der den deutschen Bädern gleicht. Auf der Weiterreise nach der Fabrikstadt Leeds kommt Pückler bei dem Schloß und Park des Grafen Harewood vorbei, dem er begegnet, als derselbe, ein stattlicher, bejahrter Herr, mit Gefolge und einer großen Meute von einer Fuchshetze heimkehrte. Rüstig führt der Besitzer in seiner rothen Fuchsjagduniform den Frem-

den im Schloß, in den palastähnlichen Hunde- und Pferdeställen umher. Mehrere Schlösser, Villen, Parks und Städte besichtigt und beschreibt der Fürst auf seiner weiteren Tour, und obwohl seine Mittheilungen, besonders über Fabrik- und Maschinenwesen, höchst interessant sind, verbietet doch der Raum ins Detail einzugehen.

Im Oktober kehrt Pückler wieder nach London zurück, von wo er häufig Ausflüchte in die Umgegend nahe und fern unternimmt, nach Brighton, nach Arundel-Castle, nach Petworthouse u. a. m. Außerdem widmet er viele Abende dem Theater, welches ihn mehr als früher anzusprechen scheint und über welches er sich zu öftern Malen ausführlich und, was das englische Schauspiel betrifft, lobend ausspricht. Daß der Fürst überdem Gastmähler und Feste besucht, versteht sich von selbst, zumal er in London und im ganzen fashionablen England bereits sehr bekannt geworden und recherchirt war. Er veranstaltet selbst ein Fest, zu dem er zwar nur seinen Freund L. ladet, aber außerdem hübsche Damen en masse: Engländerinnen, Französinnen und Italienerinnen, liebliche, frohe Kinder, die meist mit ihm dasselbe Haus bewohnen und dem Stande der Putzmacherinnen alle Ehre machen, sogar von ihrer Duegna begleitet und nicht aus den Augen gelassen werden. Doch nach

Sonnenschein folgt Regen — allerdings findet auch das Umgekehrte Statt. Im December erkrankt Pückler und verliert seine heitere Laune. Indeß finden wir aus dieser Zeit eine launige Anspielung: er sagt, daß er außer wenigen Bekannten am meisten mit P. umgehe, über welchen schreckliche Gerüchte im Umlauf wären. Dieser P. nun ist — er selber!

Um sich zu zerstreuen, nimmt er einige Einladungen von englischen Großen aus der Umgegend der Hauptstadt an, unter andern die des Sir Gore, frühern Gesandten am persischen Hofe. Lord Strangford, Gesandter in Constantinopel, fand sich auch ein, und da wurde denn viel über den Orient, von jeher ein Lieblingsthema des Fürsten, gesprochen, Merkwürdigkeiten aus jenen, noch so wenig bekannten und falsch beurtheilten Ländern gezeigt, und die arabischen Pferde des Sir Gore gemustert, von denen Pückler einen schwarzen Wildfang ersteht. Er gefällt sich bei seinem freundlichen Wirth und dessen liebenswürdiger Familie und in der schönen Gegend, die mit Schlössern und Parks wahrhaft besäet ist. Mitte December kehrt er nach London zurück und wohnt am Abend seiner Ankunft einem englischen Nationalvergnügen, einer Thierhetze bei. Unter andern „starken Sachen" biß ein Hund, der berühmte Billy, in zehn Minuten hundert Ratten todt — eine beigegebene, ge-

rade nicht allzu feine Abbildung versinnlicht die Sache noch mehr. Gegen Ende des Jahres 1827 kommt Don Miguel nach London und — gefällt im Allgemeinen. Nun, Billy gefiel auch! Zur Ehre des olivenfarbigen, mit Orden, Bändern und Sternen ohne Zahl behängten Miguels werden Feste über Feste veranstaltet, denen Pückler insgesammt beiwohnt und sonach das neue Jahr in Saus und Braus beginnt. Im Januar begibt er sich wieder nach dem in dieser Jahrszeit sehr fashionablen Brighton, wohnt Routs, Diners, Almacks, Fuchshetzen und andern Vergnügungen mehr bei, bei denen er sich jedoch erkältet und ernstlich krank wird. Eine projectirte Reise nach Schottland muß deßhalb unterbleiben. Er ist genöthigt längere Zeit das Zimmer zu hüten, ergibt sich jedoch anscheinend geduldig in das Unvermeidliche. In den letzten Tagen des Februar ist er von seinem nervösen Fieber in so weit wieder hergestellt, daß er nach der Hauptstadt zurückkehren kann, wo bereits die Season ihre Rechte übt und ein glänzendes Leben beginnt. Unter den vielen Bekanntschaften, die Pückler in der großen Welt macht, führe ich unbeschadet vieler königlichen Prinzen, Herzöge, Marquis, Millionärs, Bankiers und geistiger Sommitäten, Mina, Arguelles und Valdez an, die damals in London in der Verbannung lebten. Eine längere Besprechung widmet darauf

Pückler den drei Heroen der englischen Bühne: Kean, Young und Kemble, nachdem er schon früher über Macready gesprochen hatte. Es geht aus seiner Mittheilung über diese Künstler und seiner Beschreibung mehrerer classischen englischen Dramen hervor, daß man Shakspeare'sche Stücke nur in England verstehen könne und bewundern müsse. — Zu den Familien, die dem Fürsten in London und England am meisten zu gefallen scheinen und deren Häuser er am meisten frequentirt, gehört das der Herzogin von St. Albans. Häufig besucht er die Villa der gastfreien Herzogin, die aus sehr niederem Stande zu ihrer nachmaligen hohen Würde und zu bedeutendem Reichthum emporstieg, eben so häufig ihre Zirkel und Fêten in London. Bei einer solchen wird er einst neben einem einfachen, ältlichen Mann placirt, der nichts mehr und nichts weniger war als der — große Unbekannte! Freudiger noch erneuert Pückler eine alte Bekanntschaft mit der lieblichen und allbekannten Henriette Sonntag, die mit andern Celebritäten im Reich der Töne die Londner Season besucht hatte. — Ganz London ist auf einmal musikalisch geworden, in allen Gesellschaften ertönt Spiel und Gesang, Sänger, Sängerinnen und Virtuosen sind in Unzahl da und streichen wohlgefällig englisches Gold ein. Die Sonntag verdient an manchen Tagen mehrere hundert Pfund —

dafür kann man allerdings einige Arien singen! Die angenehmsten Concerte findet Pückler beim Prinzen Leopold, dermalen König der Belgier, der in England nicht so populär gewesen seyn soll, wie er es wohl verdient hätte. Zur Abwechslung bringt Pückler einige Tage auf dem Lande zu, wohnt den Pferderennen in Epsom und dann einer Fête beim König Georg IV., dem ersten Gentleman aller drei Reiche, bei. Bis Mitte Juli verbleibt der Fürst noch in London, in Cobhamhall bei seinem alten Freunde, dem Lord D., und auf einigen andern Landsitzen englischer Großen, durchstreift überdem London nach allen Richtungen und besichtigt Alles, was dessen nur irgend werth ist. Im Anfang Juli läßt er seine Pferde, Wagen, Vögel und Alles, was er in London gekauft hat, einschiffen, um ohne viel Gepäck und ungehindert seine Reise durch Wales und Irland antreten zu können. Er entschließt sich für diese Tour, die ihm mehr Ausbeute und Interesse verspricht, als die früher beabsichtigte durch Schottland, an welcher ihn anfänglich Krankheit und später der Trouble und wohl auch die zahllosen Vergnügungen, Feste, Gastmähler u. s. w. der Londoner Season verhinderten. Bevor er London auf längere Zeit verläßt, schildert er uns noch das Leben der englischen Großen, die englische Gesellschaft vorzugsweise und

das Wesen und die Allmacht der englischen Mode, der Fashion.

In der Mitte des Juli 1828 verläßt Pückler London und tritt seinen weitern und längeren Ausflug in das Innere Englands, vorzugsweise nach Wales und Irland an. Er nimmt seine Tour über den Badeort Cheltenham, in dessen Nähe die Themse als unscheinbares Bächlein entspringt, über Worcester, und gelangt durch das romantische Thal von Llangollen nach Wales. Lobend spricht er sich über die Annehmlichkeit in England zu reisen und über den englischen Comfort aus: die Straßen sind trefflich, die Pferde schnell, Alles präcis, die Wirthshäuser bequem und reinlich, Bedienung und Bewirthung ausgezeichnet. Es ist, mit Johnson zu sprechen, die höchste Lust, in einem bequemen englischen Wagen auf einer schönen, englischen Straße dahinzurollen und in den trefflichen Gasthäusern sich zu erquicken — wenn man nämlich, vergaß der ehrenwerthe Johnson hinzuzusetzen, recht viel englische Sovereigns in der Tasche hat. — Die Gebirge von Wales erregen Pücklers Bewunderung durch ihre stets wechselnden Gestaltungen, durch das Wildromantische ihrer Umgebungen, durch ihren ganz besondern, großartigen Charakter. Wie schon erwähnt, gefällt sich der Reisende in Schilderungen von Naturschönheiten, und da bietet sich ihm in dem gebir-

gigen Wales reichliche Gelegenheit. Er vernachlässigt darüber aber auch keine andere Merkwürdigkeit, ersteigt Berge und Felsen und Ruinen, besieht Kirchen und Schlösser, Parks und andere Anlagen und alles Sehenswerthe sowohl im Bereiche der Kunst und des Geschmacks, als in dem der Industrie und des Nutzens. Auch an Reiseabentheuern und pikanten Anekdoten fehlt es nicht: die beiden alten Jungfer-Einsiedlerinnen, die Begegnung mit dem schönen, unbekannten Kinde, die eines Landsmannes, den der Fürst zufällig in Wales antrifft und der ihn über heimische und andere Verhältnisse unterhält, endlich die Episode, welche die Betrachtungen einer fromm-gemüthlichen Seele enthält, und gegen das Unwesen der Pietisten und Sektirer gerichtet ist, erregen gewiß die Theilnahme eines jeden Lesers, zumal wenn derselbe mit den Verhältnissen, auf die angespielt wird, einigermaßen vertraut ist. — Pückler weilt einige Zeit in Bangor, einer am Ufer des Meeres gelegenen Stadt, von wo aus er die Umgegend nach allen Richtungen durchstreift. Bangor ist das Hauptquartier, an welches ihn vielleicht auch die schöne Wirthstochter, die ihn bedient und ihm bisweilen als Führerin dient, fesseln mag. Er besteigt den Snowdon, den höchsten Berg in den drei vereinten Inselreichen, besucht die weitläufigen Schloßruinen von Carnarvon, in denen Eduard II. ge-

boren, der erste Prinz von Wales, welcher durch eine List seines Vaters von den Wallisern als ihr Oberhaupt anerkannt wurde. Aus jener Zeit und namentlich von der Geburt Eduard II. datirt das Motto im englischen Wappen: „ich dien," welches nicht deutschen, sondern Walliser Ursprungs ist und „dies ist euer Mann" bedeutet. — Bemerkenswerth sind auch die Ruinen des Schlosses Beaumaris auf der Insel Anglesea, welche durch eine kolossale Kettenbrücke (damals die längste und höchste der Erde, später jedoch in beiden Beziehungen von derjenigen bei Freiburg in der Schweiz übertroffen) mit dem festen Lande von Wales verbunden ist. Pückler unternimmt nach allen Richtungen Streifzüge, die ihm die belohnendste Ausbeute bieten. Die Engländer hätten wahrlich nicht nöthig, um Naturschönheiten aufzusuchen und zu genießen, ihr Vaterland zu verlassen, welches, besonders in Wales, Schottland und vielen Theilen Englands und Irlands, die überraschendsten in Menge und großer Mannigfaltigkeit besitzt. Daneben ist das Leben in Wales sehr wohlfeil — aber der Engländer muß einmal reisen und da ist ihm sein Vaterland zu klein: er betrachtet den ganzen Kontinent als seine Domäne.

In den Schluchten und Thälern, auf den Bergen und Felsen in Wales gibt es viel schwierige Passagen, die jedoch zu den vorzüglichsten Partieen führen. Pückler

verfolgt daher, ohne vor Mühe und wirklicher Gefahr zurückzuschrecken, die unwegsamsten Pfade, auf denen ihn Hirten und behende Knaben geleiten. Obwohl durch lange Ruhe etwas verweichlicht und andauernder Körperanstrengung entwöhnt, findet sein Körper durch einige Uebung die frühere Schnellkraft wieder: er überwindet mit festem Willen und in der besten Laune alle Hindernisse und wie er ohnerachtet des schlechtesten Wetters und des mühsamsten Weges den Snowdon erstieg, so klimmt er über den Trivaen, dringt durch das Thal von Gwynnant, ersteigt nicht ohne Gefahr den Felsen Merlins und ruhet nach langer Anstrengung im freundlichen Gasthofe in Bethgellert, wo ihm ein welscher Barde, ein alter, blinder Mann mit einem blinden Hunde, welsche Lieder vorspielt. Auf einem andern Ausfluge besucht er unter vielem Andern die riesigen Ruinen des Schlosses Conway, mehrere Villen, Brücken und Meerdämme und nimmt die Einladung eines Londner Bekannten an, denselben auf seinem Landsitze zu besuchen. Er verlebt daselbst mehrere Tage recht angenehm, in jeder Hinsicht ungenirt, reitet nach Belieben aus, oder ergeht sich in dem Park und in der Umgegend, wobei ihn die liebenswürdige Fanny, die jugendliche Tochter seines freundlichen Wirths, dessen Namen wir nicht erfahren, häufig begleitet. Einem längern Bleiben in dem

gastfreien Hause widerstrebt jedoch sein Reiseeifer oder seine Unruhe: er kehrt nach Bangor zurück, wo er seine Effekten und Diener zurückgelassen, und rüstet sich, obwohl körperlich unwohl, zur Ueberfahrt nach Irland. Diese ist wieder sehr ungünstig; ein wahres Mißgeschick scheint Pückler auf der Reise zur See zu verfolgen, denn abgesehen davon, daß er jedesmal seekrank wird, hat er gewöhnlich auch mit widrigem Wind oder mit Sturm zu kämpfen. Er landet in Dublin, wo ihm anfänglich Alles Aehnlichkeit mit dem lieben Vaterlande zu haben, also nicht gar sonderlich zu gefallen scheint. Vielleicht nur Folge der ungünstigen Ueberfahrt, oder seines noch nicht gehobenen Uebelbefindens. Er vermißt in Dublin die englische Industrie und Kultur in allen Dingen, ebenso die englische Reinlichkeit, den Comfort in Gasthöfen u. A. m. Den höhern Klassen der Gesellschaft geht Tournüre und die Fashion der Engländer ab, die niederen gehen zerlumpt einher. Auch die öffentlichen Gebäude und Denkmäler in Dublin gefallen unserm übel gelaunten Reisenden nicht, eben so wenig das Theater. Auf einem Ausfluge in den nächsten Tagen gestaltet sich Alles schon günstiger, die Gegend und die Menschen. Letztere sind arm, aber lustig und guter Dinge, dienstfertig und ehrlich. Bald finden sich auch Bekannte von London oder dem Kontinente her, in deren Gesellschaft

Pückler sich zu gefallen scheint, da sie nicht so difficil und voller Vorurtheile sind, wie die Engländer. Er macht Besuche in der Stadt, wie auf Landsitzen in den Environs und überdem manche Ausflüchte à la fantaisie und bricht gegen Ende August von Dublin auf, wo er Wagen und Leute zurückläßt, einen Gaul besteigt und seinen Mantelsack mit wenig Effekten mit der Post vorausschickt. Wie ein fahrender Ritter oder ein Troubadour oder ein reisender Student, — ein Deutscher nämlich aus der guten, alten Zeit, der einigermaßen Aehnlichkeit hatte mit jenen beiden Ständen des Mittelalters — tritt Pückler seine Reise an, muß oft in den elendesten Kneipen es sich gefallen lassen, auf Stroh schlafen, oft des Nöthigsten entbehren, da sein Mantelsack nicht nachfolgt, aber Alles dünkt ihm weniger lästig, als ihm seine völlige Freiheit und Ungebundenheit wünschenswerth erscheinen.

Auch in Irland gibt es Parks und Schlösser und Villen, auch dort herrliche Landschaften, Höhen und Thäler, Felsen und Ruinen, Seen und Flüsse: das grüne Erin, welches seine armen Bewohner so sehr lieben, ist ein freundliches, fruchtbares Eiland, dessen Früchte zwar die nicht genießen, die im Schweiße ihres Angesichtes und im tiefsten Elend den Boden bebauen, sondern eine üppige, hartherzige Aristokratie, die ihre

Einkünfte außer Landes verzehrt, und eine bigotte, vorurtheilsvolle Geistlichkeit, welche über Andersgläubige herrscht und sie aussaugt. Schönes, unglückliches Land, wann wird dein Morgen tagen?

Pücklers Uebelbefinden verschlimmerte sich durch die Anstrengungen der letzten Tage und fesselte ihn einige Zeit an's Bette. Er hatte Dublin vor seinem Krankenlager wieder erreicht und nachdem er dieses verlassen, verläßt er auch jenes wieder, um seine Streifereien in der Stadt und deren Umgebungen fortzusetzen. Der Jahrmarkt in Donnybrook liefert ein treues Bild vom irischen Volksleben, von der niedrigsten Stufe desselben: Armuth, Schmutz und Trunkenheit auf der einen, Frohsinn, Gutmüthigkeit und Offenheit auf der andern Seite. Um den schönen Park von Powerscourt zu sehen, der ihm früher verschlossen blieb, weil er an einem Sonntage den Einlaß begehrte, begibt sich Pückler nach Bray und durchreitet von da aus den weitläufigen Park, indem er seinen Führer, einen zerlumpten, zwölfjährigen Knaben, hinter sich aufs Pferd genommen hat zur Verwunderung Aller, welche die seltsame Cavalkade sahen. Das bunte Gasthofsleben in Bray gefällt ihm der Art, daß er noch einen Tag daselbst verbleibt und uns durch ein anschauliches, humoristisches Bild von demselben, wie es die mittlern Stände in England und Irland zu führen

pflegen, erfreut. Den Rückweg nach Dublin nimmt er über Kingston, eine meist aus Landhäusern der reichen Dubliner bestehende Stadt mit einem Hafen, unfern von Dublin. Nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt Irlands, während dessen er Mehreres noch in Augenschein nimmt und beschreibt z. B. eine ausgezeichnete Kunstreitertruppe, bricht er mit einem jungen Geistlichen, dessen Bekanntschaft er in Bray gemacht und der ihn herzlich eingeladen hat, sein elterliches Haus mit ihm zu besuchen, nach dem Westen Irlands, nach der übelberüchtigten Landschaft Connaught auf, um jener Einladung Folge zu leisten. Der Vater seines Reisegefährten, ein biederer Greis, früher Kapitän im englischen Militär, wie die ganze zahlreiche Familie empfangen den fremden Gast auf's Herzlichste, der sich dadurch so angezogen fühlt, daß er unter den einfachen, lieben Menschen mehrere Tage weilt, obwohl er Manches vermissen und entbehren mußte, woran er gewöhnt war. Von dem Hause seines Wirths aus, dessen Namen er verschweigt, wohnt er mit einem Theil der Familie desselben im nahen Tuam der Ordination von vier Geistlichen bei, am andern Tage einem halsbrechenden Wettrennen bei Gallway, bei welchem „Rennen mit Hindernissen" auch wirklich mehrere Reiter und Pferde verunglücken. Nach diesem ergötzlichen Volksvergnügen verschafft dem

Fürsten ein Sohn seines Wirthes ein Privatvergnügen, die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Dame, einer Afrikanerin, die ihn ganz bezaubert. Pückler versteht es wie Keiner, ein weibliches Wesen zu beschreiben, oder vielmehr zu versinnlichen, und selbst den Leser dadurch zu entzünden. Das Interesse an der bezaubernden Südländerin erhöhet noch der Umstand, daß sie aus einer deutschen, dem Fürsten bekannten Familie stammt, von ihrer Verwandtschaft jedoch nur sehr wenig anzugeben weiß. Das Versprechen der schönen Afrikanerin, die in dem mesquinen Badeorte Athenrye der Kur wegen sich aufhielt, bald nachzukommen, fesselt unsern hohen Reisenden wohl noch länger in jener Gegend, er versäumt jedoch nicht während dieser Zeit alles Sehenswerthe der kahlen Umgegend aufzusuchen. Die erwartete liebenswürdige Dame trifft auch richtig ein und belebt durch ihre Anmuth und ihren Frohsinn den heitern Kreis glücklicher und zufriedener Menschen, aus dem sich Pückler nur mit Mühe und plötzlich losreißt, nachdem er vierzehn Tage in ihm verbracht. Er entwirft noch manch' interessante Schilderung von dem in Irland herrschenden Elend der untern Klassen, zugleich aber auch von deren harmlosem Frohsinn, Gemüthlichkeit und Ehrlichkeit; Bettler, Schmutz und Armuth überall, daneben aber Gefälligkeit, Gastfreundschaft und ein stets fertiger Hu-

mor. Auch über einige Schlösser, Parks und Ruinen, deren es in Irland noch mehr, aber nicht von solcher Größe und solchem Glanze, als in England gibt, läßt er sich eines Weitern aus. Auf einem elenden Postkarren — Wagen und Diener ließ er nachkommen — fährt er mit einem andern Passagier, einem gebildeten, zuvorkommenden Irländer, nach Gallway, wo er einen Tag auf seine Equipage warten muß, während dem die einst blühende Stadt und nächste Umgegend durchwandert und eine tragische Begebenheit aus dem Mittelalter, die in der Stadt sich begab und zu deren Gedächtniß eine schwarze Marmortafel mit Todtenkopf und gekreuzten Knochen zu sehen ist, mittheilt. Mit erbärmlichen Postpferden, die in Irland, gleichwie die Postanstalten damals unter aller Kritik waren und es vielleicht noch sind, verläßt er Gallway und begibt sich nach Limmerick. In dieser alten, ehrwürdigen Stadt macht das Erscheinen eines eleganten, vierspännigen Reisewagens solches Aufsehen — oder war des Fürsten Ankunft vorher bekannt — daß mit den Glocken geläutet wird, wofür jedoch ein katholischer Küster zehn Schilling verlangt. Pückler schickt ihn fort; erscheint darauf ein Protestant, der den Fremden vor den Katholiken warnt, aber auch bettelt, — wird ebenfalls fortgeschickt — erscheint nichts desto weniger eine förmliche Deputation von Katholiken

mit einem Verwandten und Namensvetter von O'Connell, wo denn endlich der geplagte Fremde zugeben muß, daß ihn zwei Mitglieder der Deputation in Limmerick herumführen und ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen. Aber der Spuck hört noch nicht auf: Volkshaufen begleiten ihn und versammeln sich vor seinen Fenstern; die Einen halten ihn für einen natürlichen Sohn Napoleons, die Anderen für einen berühmten Marschall, noch Andere für eine königliche Hoheit und Gott weiß, für was. Um dem zu entgehen, läßt der Fürst Wagen und Leute vorausgehen und fährt selbst, nachdem er sich durch eine Hinterthüre des Gasthofs geflüchtet, auf der Diligence weiter, da es in seiner Absicht lag, die wildesten Partien Irlands, denen er entgegen ging, Incognito und sans gêne zu bereisen. Freilich wird dieser Plan nach einigen Tagen vereitelt, indem ihn einige Londoner Touristen erkennen, von denen er sich jedoch bald thunlichst los zu machen sucht. In Killarney trifft er mit einem irländischen Fabrikanten zusammen, mit welchem er eine Zeit lang die Reise fortsetzt. Später schließt sich noch ein englischer Dandy an: alle drei befahren bei Sturm und Unwetter den malerischen See von Killarney, nicht ohne Gefahr, in dessen aufgeregten Futhen ein nasses Grab zu finden. Die schönsten Partien, köstliche Eilande mit Immergrün dicht bewachsen,

Ruinen, Felsen und Wasserfälle belohnen die kühnen Seefahrer. — Bevor Pückler dem großen Agitator einen Besuch, zu dem er sich anmelden lassen, abstattet, findet er noch Zeit einige pittoreske Punkte der Umgegend und einen Park in Glengariff zu besuchen, den er für einen der gelungensten und großartigsten erklärt und gleichfalls der Familie des Besitzers alles Lob widerfahren läßt. Der an O'Connell abgesandte und vorausbezahlte Bote hatte zu viel Whisky getrunken, war gestürzt, hatte das Schlüsselbein gebrochen, aber doch noch die Vorsicht gehabt, seinen Auftrag einem Andern anzuvertrauen. Eine sehr verbindliche Antwort O'Connells ladet Pückler nach Derrinane-Abbey ein, einem alten Felsenneste an der Meeresküste, zu welchem nicht einmal ein gebahnter Weg führte. Der Eingeladene miethet faute de mieux einen alten, schweren Karrengaul und für seinen Führer einen Pony und macht sich ohnerachtet des heftigsten Regenwetters auf den Weg. Den Führer beordert er in einem nahen Wirthshause eine Decke zu kaufen, um damit den Mantelsack gegen völliges Durchnässen zu schützen: der Führer spricht dem Whisky zu und verweilt sehr lange, während dem sein Herr am Meeresrande fortreitet, sich im Sturm und Regen und Wellendrang des schäumenden Meeres bei anbrechender Nacht verirrt und nur durch die Hülfe

eines Schmugglers aus dem Labyrinth von Wasser und Felsen sich herauswindet, später glücklich seinen Führer wieder findet, dem er den Sattel seines Pferdes, mit dem er gestürzt ist und die Gurten geplatzt hat, aufpackt und das nackte Pferd dazu gibt, sich dagegen den Ponny ausbittet, und erst tief in der Nacht O'Connells Sitz erreicht. Er findet die Familie noch auf, restaurirt sich von der gehabten Fatigue und weilt noch den nächsten Tag bei dem großen Agitator, der ihm am folgenden das Geleite gibt. Pückler entwirft ein merkwürdiges Bild von dem außerordentlichen Manne, dessen Ansehen damals allerdings groß war, später sank, um sich neuerdings wieder mit aller Macht zu erheben. Damals war die Emancipation der Katholiken noch nicht durchgesetzt, O'Connells Einfluß in Irland aber so überwiegend, die Haltung des gedrückten, zum Aeußersten getriebenen Volkes so unheildrohend, daß ein Toryministerium das zugestehen mußte, was ein Whigministerium, der herrliche Canning an der Spitze, durchzusetzen nicht vermochte. Pückler läßt dem Agitator alle Gerechtigkeit widerfahren, seinem lichtvollen Gemälde von demselben jedoch auch einige Schatten unterfließen: O'Connell hat nach ihm etwas Gesuchtes, Vulgäres, Schauspielerartiges. Eine treffliche Schilderung entwirft er ferner von dem einflußreichen Beichtvater O'Connells, von dem ka-

tholischen Geistlichen Lestrange. Von des Agitators einsamen Felsensitz begibt sich Pückler wieder nach dem freundlichen Glengariff, um einige Tage in der liebenswürdigen Familie des Besitzers zuzubringen. Das Scheiden von derselben stimmt ihn wahrhaft traurig, da ihn während seines Weilens nur Aufmerksamkeit, innige Theilnahme, Achtung und Liebe umgab, Aeußerungen, die Pückler stets und unter allen Formen gern anerkennt. Von Glengariff bis Macroom fährt er auf einem elenden, einspännigen Karren, von hier bis Cork in der Diligence. Cork liegt in einer malerischen Schlucht hart am Meer und hat ein alterthümliches Ansehen. Die Umgegend ist fruchtbar und schön, die Stadt selbst bietet wenig Annehmlichkeit und Sehenswerthes. Ueber Michelstown, wo das Schloß und der Park des Lords K. kaum der Besichtigung werth sind, aber einige Skandalosa über den verhaßten Lord und dessen Familie mitgetheilt werden, geht die Reise nach Cashel. Unweit dieser Stadt, in welcher der Fürst seinen Wagen und seine Leute wiederfindet und welche er für einige Zeit zu seinem Hauptquartiere erwählt, befinden sich die beiden größten Merkwürdigkeiten Irlands für den Natur- und Alterthumsfreund: der Felsen von Cashel und die Abtey von Holycroß, beide mit den großartigsten Ruinen bedeckt und die prachtvollste Fernsicht bietend. Auch

die nicht gar fern gelegenen Ruinen der Abtey von Athassil, so wie des reichen Lords von Landaff Park und Schloß besucht Pückler auf den Jagdpferden seiner irländischen Freunde, deren er viele besitzt, die ihn nicht sowohl in Folge der patriarchalischen Gastfreundschaft, die überall in Irland herrscht, als auch in Betracht seines Standes, seiner in England erlangten Renommée und seiner hervorstechenden Persönlichkeit, sondern ganz besonders auch deßhalb so sehr honoriren, fêtiren und sich zu ihm drängen, weil er bei dem „Manne Irlands," bei O'Connell gewesen und von diesem so hoch geehrt worden ist. Daher eine allgemeine Sympathie, selbst der untersten Klassen, für den Fremdling, dessen Reise Viele auch mit hochwichtigen Missionen in Zusammenhang bringen, die, wie wir es besser wissen, unserem Reisenden ganz fremd waren. Dagegen spricht derselbe sich wiederholt und sehr ernst und schonungslos gegen die Unterdrückung aus, in welcher England Irland hält, gegen das daraus entspringende Elend der Irländer, gegen die Rechtslosigkeit, in der sie den Engländern und Protestanten gegenüber schmachten, gegen die Gehässigkeit der meisten großen Grundbesitzer und der anglikanischen Geistlichkeit. Mit Vorliebe kultivirt er hingegen den Umgang der katholischen Geistlichkeit, die er, wenigstens was die höher Gestellten betrifft, aufge-

klärt, gebildet und umgänglich findet. Er verschmäht es nicht, einem ihm zu Ehren von der katholischen Geistlichkeit veranstaltetem Diner, der einzige Laie unter vierzehn katholischen Priestern, darunter der Erzbischof von Cashel, beizuwohnen; er verschmäht es aber eben so wenig, mit sechs bis sieben rüstigen und gutmüthigen Landjunkern Hasen zu hetzen, Reiterkunststücke zu produciren und weidlich zu zechen. Obwohl nach seiner eigenen Versicherung dieses Leben ihm etwas rüde vorkommt, so macht er es doch noch einige Tage unter so biedern, zuvorkommenden Menschen mit, nimmt einige Einladungen an — alle anzunehmen wäre schier unmöglich gewesen — hetzt Hasen, setzt über hohe Mauern und breite Gräben, schmauset wie ein ächter foxhunter, hört Anekdoten, darunter manche frivole, erzählen, macht schönen Damen den Hof u. A. m. Die Gastfreundschaft der guten Landjunker zu erwiedern, arrangirt Pückler ein Fest in Cashel: zuerst Hahnenkampf, dann Concert des berühmten Pfeifers Fitzpatrick, Ausritt auf den Pferden der Gäste und dann endlos langes Schmausen und Zechen, gewürzt durch pikante Anekdoten. Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Cashel und der Nachbarschaft kehrt Pückler nach Dublin zurück, wo er im Gegensatz zu dem früheren ein städtisches Leben beginnt d. h. steife ceremonielle Gesellschaften, unter andern auch beim

Lordlieutenant von Irland, Theater, Kirchen, Kapellen u. A. m. besucht. Besonders gefällt er sich in dem Hause der Lady M., einer Schriftstellerin, die er früher nicht mit so günstigen Augen betrachtete. Möglich, daß zwei junge, liebenswürdige Verwandte der schöngeistigen Dame, von deren Mann nur en passant die Rede ist, das Ihrige dazu beitragen: Pückler verlebt fast alle Abende in dem Familienzirkel jener Lady M. und amüsirt sich gar trefflich. Auch trifft er mit O'Connell und andern Führern der Opposition, mit Shiel, Lawleß, Fin und Ford in Dublin zusammen und wird von denselben als ein „Gutgesinnter" sehr ausgezeichnet, wie er überhaupt in Irland die Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit aller Stände und Parteien rühmend anerkennt. Der Abwechslung wegen verkehrt er auch mit Philosophen und Theologen und gibt einen Theil der gepflogenen Unterhaltung, der gegenseitigen Raisonnements und Disputationen, zum Besten, wie er denn vorzugsweise es liebt, sich über religiöse Gegenstände und Ansichten auszusprechen. Später darüber ein Mehreres.

Pückler hält sich beinahe zwei Monate in Dublin auf, es mußte ihm also in Irlands Hauptstadt jedenfalls gefallen. Die Bewohner der Stadt wie der Umgegend beeifern sich dem ausgezeichneten Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen und ihn in ihre Zirkel

und zu ihren Vergnügungen zu ziehen: der Lord Howth ladet ihn zu einer Hirschjagd ein, Andere zu anderen Vergnügungen und so verstreicht die Zeit schnell und angenehm. Kurz vor seiner Abreise wird der Fürst krank, jedoch nicht ernstlich, nur stubenkrank, und treibt während dieser Zeit, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, Stubenphilosophie über verschiedenartige Gegenstände. In der Mitte des Dezembers 1828 verläßt er Dublin und Irland, um sich ohne Aufenthalt durch England nach Frankreich zu begeben. Leute und Wagen schickt er wieder voraus, um Incognito und ganz à son aise mit der Diligence fahren zu können. Die Ueberfahrt von Irland nach England ist wieder ungünstig: Seekrankheit mit nachfolgender Migraine. Ueber Shrewsbury, Hereford, wo er wieder Gelegenheit nimmt, den Comfort der englischen Gasthäuser und des englischen Lebens in Vergleich mit Irland hervorzuheben, Monmouth, Chepstow, wo überall die Sehenswürdigkeiten, besonders auch die häufig sich darbietenden pittoresken Landschaften in Augenschein genommen, Reiseabentheuer und Anekdoten erzählt werden, geht's nach Bristol. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß unser Tourist keinen Park, der sich nur irgend auszeichnet und nicht zu weit von seinem Wege entfernt liegt, unberücksichtigt läßt, eben so wenig wie industrielle

Etablissements, gemeinnützige Anstalten u. A. m. Von Bristol nimmt er an den Ufern des River Wye, oft auf dem Rücken desselben, seinen Weg nach Bath. Eine schöne, glänzende, reich mit Palästen gezierte Stadt dieses Bath, einst der berühmteste, fashionableste Badeort Englands, vielleicht der Erde, aber nun verlassen, weil das nichtssagende, baumlose Brighton fashionable geworden. O englische Fashion, Lächerlichstes alles Lächerlichen! Die 40,000 Einwohner von Bath haben jedoch klüglich frühere Zeiten zu nutzen verstanden und befinden sich wohl. Pückler verweilt einige Tage in Bath, sieht sich in der freundlichen Stadt nach Herzenslust um, auch auf dem hell erleuchteten Weihnachtsmarkte und erfreut sich vor Allem der grandiosen, im schönsten Styl erbaueten und zweckmäßig restaurirten Abteykirche. Einen Unfall, der, wie er selbst sagt, einen seiner schwächsten Theile betrifft, hat Pückler in Bath zu beklagen: er scheint mit vielen Sterblichen die üble Gewohnheit zu theilen, im Bette zu lesen. Da begab es sich nun, daß sein Haupthaar Feuer fing und die eine Hälfte des Kopfes versengte. Was war da weiter zu machen, als die andere auch scheeren zu lassen?

In der Stage-coach (Privatunternehmungen, die mit den königlichen, den Mails, konkurriren) begibt sich der Fürst in oft wechselnder Gesellschaft nach Salisbury,

dessen weltberühmte Kathedrale mit dem höchsten Thurme in Europa, seine Bewunderung erregt. In der Nähe von Salisbury liegen die beiden großartigen Besitzungen des Grafen Pembroke, Wilton, zu welcher sich Pückler den Eintritt durch List verschafft, und des Grafen Radnor, Lungfort, mit einem weiten Park und altem Schloß, in welchem eine werthvolle Gemäldegallerie.

Die Neujahrsnacht bringt Pückler in London zu, wo er sich jedoch nicht aufhält, indem wir ihn schon am ersten Januar in Dover wieder treffen. Die Kathedrale in Canterbury, die stolzeste und schönste in den drei Inselreichen, läßt er auf seiner Durchreise nicht unbesucht: er feiert in ihr das neue Jahr in seiner Weise. Ohne Aufenthalt geht die Reise weiter; in Dover muß übernachtet werden, aber schon am zweiten Januar befindet sich Pückler in Frankreich, in Calais, und begrüßt freudig den französischen Boden, die reinere Luft, die ungezwungenere, freundlichere, vertraulichere Sitte. Aber auch das materielle Leben in Frankreich findet vor Pücklers Kenneraugen Gerechtigkeit, obwohl er später einmal äußert, daß Frankreich in gastronomischer Hinsicht degenerirt sey. Einige sehr pikante Anekdoten erfahren wir noch aus Calais, namentlich über dort lebende Engländer: dann bricht unser Reisender auf und fährt in einer kleinen Arche Noah, auf der Imperiale neben

dem Conducteur, nach Paris. Zwei Tage und eine Nacht muß er im Monat Januar dort oben thronen, versichert aber dem ohngeachtet, daß er lange nicht so angenehm, so frei gereist sey, und sein Nachbar, der Condukteur, Exgardist der Kaisergarde, bemühte sich auch redlich, dem Fremdling, der gewiß generös war, die Zeit durch Anekdoten aus der ruhmreichen Kaiserzeit zu vertreiben. Heiter und zufrieden langt Pückler in Paris an und bezieht das Hotel St. Maurice, in dem er englischen Comfort freilich vermißt. Pückler war schon zu öftern Malen und in den merkwürdigsten Epochen in Paris, er will dieses Mal auch nicht lange weilen, nur eine Rundschau halten, ohne Visiten zu machen und die haute volée zu frequentiren. Er speist in Restaurationen, besucht Kaffeehäuser und dann die Theater, oft mehrere an einem Abend. Daß die Kunstschätze, die Paris birgt, nicht unberücksichtigt bleiben, eben so wenig wie öffentliche und Privatbauten, gemeinnützige Anstalten u. a. m., bedarf wohl keiner Erwähnung. Besondere Theilnahme schenkt der Fürst den Pariser Theatern, über welche er sehr ausführliche und interessante Notizen mittheilt. Nicht minder über das Museum im Louvre, über das Antikenkabinet, wie über die Gemäldegallerie. Auch außerdem erfahren wir noch Vieles und Mancherlei über die moderne Weltstadt, Veränderungen, die im

Vergleich zu früheren Zeiten Statt gefunden, Verschönerungen, heilsame und verderbliche Neuerungen. Pückler bleibt bis Ende Februar 1829 im modernen Babel — le paradis pour les femmes, le purgatoire pour les hommes et l'enfer pour les chevaux! Dann tritt er die Heimreise nach seinen Besitzungen an; von dieser selbst theilt er uns jedoch nichts mit, indem die „Briefe eines Verstorbenen" mit dem Aufenthalte in Paris schließen.

VII.

Im Frühjahr 1829 kehrt Fürst Pückler von seiner ersten längern Reise, die ihn dritthalb Jahre von seiner Heimath entfernt gehalten hatte, wieder nach derselben zurück. Wer ihn zuvor gekannt hatte und jetzt wiedersah, mußte auffallende Veränderungen in dem Wesen, in den Ansichten und selbst in dem Aeußern des gereifteren Mannes wahrnehmen: er sah einen vollkommenen Gentleman vor sich, dieses Wort in der besten Bedeutung genommen, wie es denn überhaupt nur von Engländern in einer solchen gebraucht wird. Pückler war gereist, nicht um zu reisen, sich zu zerstreuen und zu genießen, sondern um zu lernen, um sich zu vervollkommnen, und er hatte in letzterer Beziehung die Zeit seiner Abwesenheit redlich benutzt. Verfolgen wir ihn auf seinen spätern und selbst auf seinen frühern und ersten Reisen, so werden wir immer das Streben bei ihm gewahr werden, Alles zu sehen, Alles kennen zu lernen; zu diesem Ende scheut er keine Mühe, kein Opfer und

kommt ihm seine feine Beobachtungsgabe und seine Menschenkenntniß trefflich zu Statten. Mit Gewissenhaftigkeit führte er auf allen seinen Reisen, höchstens auf den frühern und frühesten mit einigen Unterbrechungen, ein Tagebuch, und schrieb außerdem fleißig und viel seinen Verwandten und Bekannten, welche Briefe nachmals theilweise veröffentlicht sind und so großes Interesse erregt haben.

Der Weihrauch, der dem Fürsten in fremden Ländern so häufig geopfert worden, hatte ihn sicherlich nicht umnebelt, denn er weiß, was er von dergleichen zu halten hat; aber seine Menschenkenntniß, seine Weltanschauung hatten gewonnen, seine Ansichten über Religion, Politik und die höchsten Fragen der Erdenmenschen sich erweitert, berichtigt und feste Wurzel geschlagen; er war sich klarer, bewußter und im Selbstvertrauen gekräftigter. Namentlich hatte das öffentliche Leben, wie es in England sich ihm kund gegeben, englische Institutionen und englische Freiheit einen großen Eindruck auf ihn hervorgebracht; er hatte freisinnigere Ideen geschöpft und in sich aufgenommen, die leider jedoch daheim in seinem Vaterlande nicht zu verwirklichen waren, und als Pückler dies vollkommen eingesehen und nach seiner gewohnten offenen Weise ausgesprochen hatte, riefen ihm Viele, die ihn auch früher mißkannt und in ihrem Interesse

überschätzt hatten, das „Kreuziget“ zu, und nannten ihn einen liberalen Aristokraten, wohl gar einen Apostaten. Wodurch aber sollte er zur Apostasie — nehmen wir das härteste Wort — verleitet worden seyn? Erkauft war er doch wahrlich nicht, da er sich wohl schwerlich für irgend einen Preis, den Sterbliche bieten können, erkaufen ließe; wenn er also seine Meinungen und Ansichten änderte, was au fond durchaus nicht der Fall war, so mußten ihn innere Ueberzeugung und vielleicht auch das Wesen und Treiben der sogenannten Liberalen dazu vermocht haben. Denn mag der Fürst Pückler auf Adel, Aristokratie und deren Vorrechte auch etwas geben, so ist er dennoch in vielen Beziehungen und im Grunde seines Herzens ein freisinniger, freidenkender und freihandelnder Mann, in Wahrheit mehr als mancher Demagoge, der in Untersuchung gesessen hat und sich für einen Märtyrer der Freiheit hält. Pückler zollt überdem dem Adel, wie er in seinem Vaterland besteht und sich zeigt, veralteten Vorurtheilen und Ansprüchen keineswegs seine Bewunderung und Ehrfurcht, sondern nur einer Aristokratie, wie er sie sich gedacht hat und ins Leben gerufen haben will, mit zeitgemäßen Reformen, die jenes alte Institut, dem allerdings mehr Poesie und Würde innewohnt, als dem neuen Adel, der Plutokratie, wieder zu Ansehen und Macht, und in Folge dessen zu Achtung

und Liebe verhelfen sollen. Es mag dies nur ein schöner Traum seyn, jedenfalls aber schöner, als die trostlose Wirklichkeit. Doch über Pücklers politische Ansichten später noch ein Wort.

Der Anglomanie huldigte der aus England Zurückkehrende zwar nicht, aber was er in jenem Lande Gutes und Nützliches und Nachahmungswerthes gesehen und kennen gelernt hatte, dem war er mit Leib und Seele ergeben: dem Fortschritte in socialer und politischer, in intellectueller und industrieller Beziehung; in religiöser kann ich nicht beifügen, da er in dieser Hinsicht nicht viel Anerkennenswerthes in Großbritannien erfahren hatte. Nicht auf englische Aeußerlichkeiten, auf englische Pferde und Jockeys, auf englische Moden und englischen Luxus gab Pückler bei seiner jetzigen Rückkehr aus England etwas, sondern auf die Vorzüge, welche die Engländer in Wahrheit besitzen und vor uns Deutschen voraus haben, auf politische Selbstständigkeit, auf geregelten Freiheitssinn, Gesetzlichkeit, ohne welche Gesetze nie etwas fruchten werden, auf Erfindungs- und Speculationsgeist, auf Festigkeit im Entschließen und Beharrlichkeit im Ausführen. Und dies war jedenfalls wichtiger und rühmlicher, als seine äußere, vollkommene gentlemanlike Erscheinung, obwohl ich dieser auch willig das ihr gebührende Recht einräume.

Während der Abwesenheit des Besitzers der Standesschaft Muskau war in derselben vieles Unangenehme vorgefallen, namentlich in Folge der Ablösungen, welche Streitigkeiten und Prozesse ohne Zahl hervorgerufen hatten. Ein festeres Einschreiten war demgemäß für nöthig erachtet, und schon von England aus hatte der Standesherr den geheimen Justizrath Grävell, einen in Geschäften sehr bewanderten und rechtskundigen Mann, der sich auch als politischer, juristischer und philosophischer Schriftsteller einen nicht geringen Ruf erworben hat, ersucht, die verwickelten Verhältnisse seiner Standesherrschaft zu reguliren. Diesem Gesuche, welches die Frau Fürstin Pückler unterstützte, war von Seiten Grävell's Folge geleistet, der mit den nöthigen Vollmachten versehen worden, und mit kräftiger und gewandter Hand schon Manches geordnet, Anderes eingeleitet hatte, als der Fürst zurückkehrte. Die Ablösungen, die Commissionen und Commissäre, die Prozesse u. a. m., hatten große Summen verschlungen, das Creditsystem der Herrschaft war überdem nicht in der besten Ordnung, und die Einkünfte derselben bei damals so niedrigen Holzpreisen nicht allzureichlich. Dem mußte abgeholfen, Ordnung eingeführt, die Blutegel vertilgt werden: Pückler ging auf seines Generalbevollmächtigten desfallsige Vorschläge willig ein, übertrug ihm die förmliche Leitung

seiner Herrschaft, und war es sogar zufrieden, sich einige Jahre lang auf ein gewisses Quantum zu beschränken. „Da, meinte der Geheimerath Grävell, habe ich den Fürsten erst kennen und wahrhaft achten lernen, obwohl ich ihn früher so häufig verkleinern und verleumden gehört. Seine Festigkeit und Beharrlichkeit im einmal Beschlossenen sind in Wahrheit groß und achtungswerth, nur einmal fragte er mich scherzweise: ist denn dies . . . Leben nicht bald vorbei, lieber Grävell?" Und es war bald vorbei, da die Verhältnisse der Herrschaft bald regulirt waren und Grävell dieselben wieder den gewohnten Händen anvertrauen durfte. Allen Gerüchten oder richtiger gehässigen Verläumdungen, die schon zu jener Zeit und namentlich später, während des Fürsten Reisen in dem Orient, absichtlich in Umlauf gesetzt sind, daß nämlich seine Herrschaft sequestrirt, oder von der Seehandlung administrirt würde, kann ich daher auf das Bestimmteste widersprechen: der Geheimerath Grävell leitete die Angelegenheiten derselben, namentlich die Ablösungen, im Auftrage des Fürsten, und regulirte das Schuldenwesen, indem er mit der schlesischen Landschaft in Verbindung trat, und die Seehandlung hatte es nie mit etwas Anderem in der Herrschaft Muskau zu thun, als mit dem dortigen sehr ausgedehnten und ergiebigen Alaunwerke, welches contractlich der Seehandlung drei Monate Credit

geben muß. Die Herrschaft Muskau hat überdem so viel Hülfsquellen und ist bei dermaligen Holzpreisen so ergiebig, daß der Besitzer derselben, wenn er kein notorischer Verschwender, niemals in Verlegenheit kommen kann. Jenes ist der Fürst Pückler aber wahrlich nicht, Manche wollen ihm sogar, namentlich in letztern Zeiten, das Gegentheil nachsagen. Nur für sein Steckenpferd, seinen Park, hält er keine Summe für zu groß, scheut er kein Opfer; wie verständig er aber die Vergrößerung und Vollendung desselben betrieben hat und betreibt, ersehen wir daraus, daß er schon über 25 Jahre an demselben arbeitet, alljährlich gewisse Summen für denselben ausgeworfen und die Aufführung der projectirten kostspieligen Gebäude bis zuletzt hinausgeschoben hat, aus dem zwiefachen Grunde, einmal, weil sie große Summen verschlingen würden, und dann, weil ein Gebäude bald aufgerichtet ist, eine Pflanzung dagegen vieler Jahre zu ihrem Wachsthum und ihrer Vollendung bedarf. So wird auch der Park von Muskau seinen Schöpfer nicht ruiniren, wie bei dem Beginne desselben Unglückspropheten vorausgesagt haben sollen, und außer diesem hat der Fürst, wenigstens dermalen, keine sehr kostspielige Liebhabereien. Wenn er den Comfort und la bonne chère bei sich daheim liebt und auf Reisen oft en seigneur lebt, so bestreiten seine Einkünfte das mehr als

zur Genüge. Behaupten doch Sachverständige, daß in seinen ausgedehnten Forsten über zwei Millionen Thaler an Holzwerth enthalten sey, und bleiben ihm nicht außerdem das sehr ergiebige Alaunwerk, zwei Eisenhämmer, gegen zwanzig Landgüter, Glashütten, Mühlen, baare Gefälle und die ganze Herrschaft Branitz? Auf Alles dieses stehen ungefähr 600,000 Thaler, welche die schlesische Landschaft vorgeschossen hat, man berechne daher, was dem Fürsten Pückler noch bleibt, und daß er nicht so gar arm und verschuldet ist, wie Viele behaupten und Andere glauben und er in spottender Laune wohl selbst sich ausgibt. „Wenn ich reich wäre,“ oder „wenn ich Geld hätte,“ und ähnliche Aeußerungen mehr lesen wir häufig in seinen Schriften, hören wir eben so oft aus seinem Munde. Grundgütiger Himmel, ist denn ein Mann, der ganz allein in der Welt steht und mindestens eine, vielleicht anderthalb Millionen Thaler besitzt, so sehr arm, so sehr zu beklagen! Und hätte Pückler seine Herrschaft und seine ganze Habe durchgebracht, so fände er in sich Ressourcen genug, um gerade nicht in eine Versorgungsanstalt gehen zu müssen. Was haben die Recensenten, die ihn oft so feindlich angegriffen, geschrieben, und was verdient? Pückler aber ist für seine Werke honorirt worden, wie noch kein deutscher Autor, Göthe und Clauren nicht ausgenommen,

die vor ihm das größte Honorar unter deutschen Autoren gezogen haben. Und wie viel und mit welchem eisernen Fleiße hat Pückler eine Zeit lang geschrieben!

Wir kommen jetzt zu dem Lebensabschnitte des Fürsten Pückler, in welchem er als Schriftsteller öffentlich auftritt. Ob er früher gewillt gewesen, jemals diesen dornigen Pfad zu betreten, ob es sein Wunsch gewesen, oder sein Ehrgeiz darnach gestrebt hat, lasse ich dahingestellt, weiß jedoch das positiv, daß die Herausgabe der „Briefe eines Verstorbenen", seines ersten Werkes, niemals im Sinne des Fürsten gelegen hat, daß er durch Andere, und zwar erst auf langes Bitten und Drängen dazu bewogen worden ist. Pückler schrieb jene Briefe, die in ihrer ursprünglichen Gestalt viel umfangreicher waren und viel Interessantes enthielten, was bei ihrer Publikation weggelassen ward, an seine geschiedene Gemahlin, welche dieselben sorgfältig aufbewahrte, gleichwie eine Menge von Kupfern, Zeichnungen, Portraits und Carricaturen, die ihr der Fürst aus England geschickt und mit sehr treffenden humoristischen, oft beißenden Anmerkungen versehen hatte. Diese höchst interessante Sammlung, mehrere Folianten umfassend und mit des Fürsten Marginalien ausgestattet, befindet sich noch im Muskauer Schloß, und wäre, besonders in einer früheren Zeit, voll des höchsten Interesse und deßhalb

der Veröffentlichung mehr als alles Andere werth gewesen, wenn eben Alles zu veröffentlichen wäre.

Aus den Briefen des Fürsten an die Frau Fürstin hatte letztere Bekannten und Verwandten Dieses und Jenes mitgetheilt, wohl auch ganze Stellen, die besonders anziehend waren, vorgelesen. So auch Leopold Schefer und Varnhagen von Ense und dessen Gemahlin, die sich einst während der Badezeit in Muskau befanden. Wie Alle, denen Stellen aus des Fürsten Briefe mitgetheilt waren, darin übereinstimmten, daß deren Inhalt höchst interessant und die Schreibart gefällig und trefflich sey, so auch Schefer und Varnhagen, und diese beiden Männer waren es vorzüglich, die den Fürsten zu der Veröffentlichung der in Rede stehenden Briefe vermochten und die Bedenken der Frau Fürstin hinsichtlich dieses Punktes beschwichtigten. Schefer führte namentlich das Beispiel des geistreichen Fürsten von Ligne an und behauptete im ahnenden Vorgefühle, daß des Fürsten von Pückler Briefe eben solches Interesse und eben so viel Aufsehen erregen würden, als vormals die des Fürsten von Ligne. Diese und ähnliche Aufforderungen von andern Seiten bestimmten endlich Pückler, die während seines Aufenthaltes in England, Wales, Irland und Frankreich geschriebenen Briefe mit Zustimmung der Frau Fürstin, an die sie gerichtet waren und

in deren Besitz sie sich befanden, zu veröffentlichen. Was sich der Fürst einmal vorgesetzt, das führt er mit Eifer und eiserner Beharrlichkeit durch: sofort ging er nun an die Bearbeitung und Durchsicht der Briefe, änderte, ließ aus, was nicht gut zu veröffentlichen war, oder ihm nicht interessant genug schien, arbeitete diese oder jene Stelle um, setzte wohl auch hin und wieder etwas zu, obwohl er so viel als möglich die ursprüngliche Form beibehielt, und war bald mit der Hälfte der Arbeit, mit den zuletzt geschriebenen Briefen fertig, die in ihrer neuen Gestalt sofort zum Druck befördert wurden, ohne des Verfassers Namen anzugeben.

Die beiden ersten Bände der Briefe eines Verstorbenen, oder wenn man will die beiden letzten, erschienen in ihrer ersten Auflage 1830 bei Frankh in München. Anfänglich erregten sie durchaus nicht das Aufsehen und die Theilnahme, die ihnen später in so reichlichem Grade und mit so vollem Rechte ward; Dieser und Jener sprach wohl darüber, auch in öffentlichen Blättern, aber ohne das Bekanntwerden des neuen Werkes sonderlich zu fördern. Da bekam der greise Göthe die Bücher zu Händen, las sie mit immer steigendem Interesse und schrieb über sie mit seinem Kennerblick und seinem Genie, welche ihn auf dem Hohenpriesterthron der deutschen Literatur berufen hatten, von dem herab er die literarische Welt nun

dominirte — eine Recension, welche in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik nachzulesen ist und in ganz Deutschland wiederhallte und das Produkt des unbekannten Verfassers der Briefe eines Verstorbenen in Aufnahme und zu Ansehen brachte. Nun fand Jedermann, und selbst Coriphäen unserer Literatur, wie Varnhagen von Ense, H. Heine u. A. m. an den vom Dichterfürsten angepriesenen Büchern Wohlgefallen und viel Interesse und Schönheiten in Menge, die Bücher machten ihr Glück und wurden ein Mode-, sogar ein Toilettenartikel.

Dies die ungeschminkte Entstehungsgeschichte der Briefe eines Verstorbenen und wie der Fürst Pückler ein Schriftsteller geworden. Anfangs pikirte es ihn, daß Niemand seines geistigen Kindes sich annahm, nur Wenige davon sprachen — bald wurde ihm des Gerede und Geschreibe darüber nur zu viel, fade Lobhudeleien und mißgünstige Angriffe, die sich in dem Grade mehrten, als man die Gewißheit erlangt hatte, daß der Fürst von Pückler-Muskau, der bisher nur durch seine Originalitäten und durch sein excentrisches Wesen und Treiben einem Theile des Publikums bekannt geworden, der Verfasser der allgemein verbreiteten und gelesenen und besprochenen Briefe eines Verstorbenen sey. Er sträubte sich zwar anscheinend gegen die ihm aufgedrungene Vater-

schaft, aber nur anscheinend; als seine Briefe ihr entschiedenes Glück gemacht hatten und in fast gleichem Maße die ihnen zunächst folgenden Werke aus derselben Feder, nahm der Autor jener wie dieser gemach seine Maske ab, hinter welcher ihn schon von Anfang an gar Viele erkannt hatten. Und er hatte in der That auch nicht nöthig, da er eines vollkommenen Successes einmal gewiß war, sich länger zu verbergen; er hatte die Schriftstellerlaufbahn unter den günstigsten Auspizien betreten, gefiel sich auch bald, sich recht weidlich in derselben herumzutummeln und manchen Handschuh zu werfen und manche Lanze zu brechen, und mußte folglich auch alle Consequenzen, die aus jenem Schritte folgten, ruhig ertragen oder muthig vertreten. Er that das Eine wie das Andere und beides auf seine Weise, die wohl der mancher andern Literaten, zumal in unsern Tagen, vorzuziehen ist. Sein Leben gehörte von nun an der Oeffentlichkeit, durch seine Schriften erwarb er sich den Zutritt und er debütirte wie vor ihm kein Anderer.

Schon ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände der Briefe eines Verstorbenen ward eine neue Auflage derselben nöthig, welche zugleich mit den beiden andern Bänden desselben Werkes ausgegeben ward. Der Verfasser hatte sich indessen mit einer anderen Verlagshandlung geeinigt, mit der Hallberger'schen in Stutt-

gart, welche den Frank'schen Verlag an sich gekauft hatte und von Zeit ab alle nachfolgenden Werke des Fürsten verlegte. Die beiden andern Bände der Briefe vermehrten noch das Aufsehen, welches die beiden ersten bereits hervorgerufen hatten und zugleich den Ruf des Verfassers, von dem nun männiglich wußte, daß es der Fürst von Pückler-Muskau sey. Ein Fürst, ein unabhängiger, reicher Mann, ein preußischer Standesherr und — Schriftsteller! Das war neu, originell, interessant, unvergleichlich! Und wie schrieb dieser Fürst, mit welcher Offenheit und Unbefangenheit, mit welcher Keckheit und Schonungslosigkeit, wie theilte er rechts und links Geißelhiebe aus, wie sprach er so frei über Staat und Kirche, wie unbarmherzig deckte er Gebrechen auf und schonte selbst die höchsten Stände, die Privilegirten des lieben Herrgotts, nicht! Und daneben welch' pikante Anekdoten, welch' ironische Anspielungen, humoristische Schilderungen und sarkastische Offenbarungen! Auch Rücksichtslosigkeit, Medisance und Ausplaudern von vertrauten Geheimnissen warf man dem wohlbekannten Unbekannten vor; da er aber in seinem Erstlingswerke vorzugsweise fremde Länder und Völker und fremde Zustände, allerdings häufig mit Beziehung auf die heimischen, besprochen hatte, so mochte das crimen laesae majestatis für diesesmal noch hingehen, doch nahm man

sich sehr in Acht der scharfen Feder des fürstlichen Literaten anheim zu fallen.

Pückler soll, und dies der ärgste Vorwurf, der ihm gemacht worden, rücksichtslos und schonungslos geschrieben, und manches aufgedeckt haben, was ihm nicht in dieser Absicht anvertraut ward. Vergleichen wir aber das, was er geschrieben und veröffentlicht hat mit dem, was er hätte schreiben und veröffentlichen können und was theilweise in den Originalbriefen und in den Randbemerkungen zu den aus England gesendeten oder mitgebrachten Kupfern, Carrikaturen u. A. m. und wahrscheinlich noch in seinem Tagebuche steht: so werden wir zu der entgegengesetzten Ansicht gezwungen werden und gestehen müssen, daß er mit vieler Diskretion verfahren sey. Soll man aber immer und nur loben, selbst gegen die bessere Ueberzeugung? Dadurch bessert man wahrlich nichts, durch Tadel zwar vielleicht auch nichts, aber möglicher Weise immer noch eher als durch Lob. Und der lobhudelnden Schriftsteller, die da Alles sublim finden, was einmal und wie es besteht, und Jeden in den Himmel erheben, bei dem sie ein gutes Diner eingenommen oder von dem sie sonst etwas erlangt haben, gibt es wahrlich genug und zu viel, namentlich im alten, guten Deutschland, welches immerhin sich gemach verjüngen und, wenn es zu diesem Ende unumgänglich

nöthig, sich auch etwas verschlechteren könnte, si c'est possible!

Pückler spricht über die Vorurtheile und Lächerlichkeiten der Engländer, über ihre politische und religiöse Unduldsamkeit, über ihren Egoismus und Stolz, wie er über ihre Vorzüge, über alles Gute und Nützliche, was er in England gefunden, gesprochen hat. Die Familiengeheimnisse, die er offenbart haben soll, waren in England keine Geheimnisse, sondern welt- oder doch landkundig; wären sie ersteres gewesen, würde er sie seinen deutschen Lesern — und für diese war das Werk allein doch bestimmt, denn daß es in fremde Sprachen und auch in die englische übersetzt worden, konnte der Verfasser nicht wissen und hätte er es gewußt, würde er doch um kein Haar anders geschrieben haben — nicht wieder erzählen. Daß aber der Fürst alle diejenigen nur loben soll, mit denen er einmal zusammen oder bei denen er war, sehe ich in der That nicht ein, eine kurze Unterhaltung oder ein Essen wäre um den Preis doch zu theuer erkauft. Wenn Pückler aber tadelt, und wie oft mag er Unerquickliches unterdrücken und völlig schweigen, wo er so viel zu sagen gehabt hätte! — so nennt er keine Personen oder bezeichnet sie nur mit den Anfangsbuchstaben, in Folge dessen sich allerdings diejenigen, die gemeint waren, wieder erkannten und ein

großes Geschrei erhoben. Wo dagegen Pückler Personen namentlich anführt, hat er gewiß nur Gutes, oder doch gerade nichts Nachtheiliges über dieselben mitzutheilen, man lese da selbst nach und wird das eben Gesagte bestätigt finden. Prüde allerdings und Kokette und sehr Susceptible mögen einen Anstoß finden, wo ein vernünftiger Mensch, ein freier Mann zumal, keinen findet.

Und doch schreien Deutsche so sehr, daß Pückler über Engländer so hart und schonungslos geurtheilt. Hätte er erst über Deutsche geschrieben und urtheilen wollen und müssen! Es existirt zwar in deutschen Staaten eine löbliche Censur, die da strenge rügt und unbarmherzig streicht, was gegen den Staat und von Gottes Gnaden ist, aber Angriffe auf Individuen, Schmähungen und Verläumdungen passiren läßt, in einigen Musterstaaten sogar begünstigen soll. Da hätte sich nun Pückler nach Herzenslust aussprechen und ausschütten können, da es ihm sicherlich nicht an Stoff gebricht über deutsches Wesen und deutsche Verkehrtheiten dicke Bände zu schreiben. Und es wäre gut, wenn es geschähe, da man deßhalb von Seiten der guten Deutschen wohl nicht den Märtyrertod zu erdulden haben würde. Wir finden davon aber, zur Zeit wenigstens, in Pücklers Schriften nur selten und dann auch sehr gelinde Andeutungen, die sich wieder mehr auf die Regierenden, als auf die Regierten

beziehen; er lobt und erhebt dagegen sein Volk und ist fest überzeugt, daß demselben eine glänzende Zukunft bevorsteht. Quod deus bene vertat! Wenn er hie und da einen kleinen Hieb austheilt, so wollen wir den recht geduldig und ohne Murren hinnehmen, wie wir so Vieles und viel Härteres hingenommen haben und fort und fort hinnehmen und dem lieben Gott danken, daß es nicht schlimmer gekommen.

Wie würden Gelehrte und Ungelehrte jammern und toben, wenn Pückler der Wahrheit gemäß seine Präsentation bei Göthe, die im Beginn seiner Reise nach England in Weimar Statt fand, mitgetheilt und Alles gesagt hätte, was von dem geistreichsten unserer Männer in jener Stunde gesprochen und gethan worden! Es ist allerdings viel verlangt, wenn ein als geistreich bekannter Mann immer geistreich seyn soll: Göthe hätte aber, wie in den Originalbriefen ausführlich zu lesen steht, mit Pückler wohl auch über andere Dinge sprechen können, als über Lampen und über eine neue Art derselben im Besondern, die er während der Unterhaltung mit dem Fürsten fortwährend in den Händen hielt, besprach, belobte und höchst eigenhändig putzte! Hätte dies sein Besuch nun wieder erzählt, wie würde da das junge und alte Deutschland erst Zeter geschrien und über absichtliche Verläumdung eines großen, leider unseres größten

Mannes letzterer Zeiten geklagt haben! Obschon außerdem von vielen und den verschiedensten Seiten gegen den fürstlichen Autor losgezogen wurde — der Adel war empört, daß er in seiner Nichtigkeit aufgestellt worden, die hohe Aristokratie nannte ihn einen Liberalen, wohl gar einen Demagogen, die Liberalen dagegen schalten ihn einen Aristokraten und das Volk verhielt sich ruhig oder freute sich, daß jene sich in die Haare gerathen waren — so erfreuten sich dessen Schriften dennoch eines immer steigenden Beifalls und einer Verbreitung, die bei den höchsten Ständen begann und erst bei den untersten aufhörte. Der Grund davon lag nicht bloß darin, daß der Verfasser ein Fürst war — obwohl dies unbestritten dazu beigetragen haben mag — sondern in den Schriften selbst, die nothwendig Jedermann, jeden Stand und jedes Geschlecht ansprechen mußten, weil ihr Verfasser klar gedacht und anmuthig geschrieben, weil er wahr und offen das Leben der höheren Stände, was so oft von den unteren beneidet wird und doch nichts weniger als beneidenswerth ist, geschildert, Schwächen und Gebrechen aufgedeckt und in dieser Hinsicht sich selbst nicht geschont hatte. Seine liebenswürdige Offenheit, seine Naivetät und Originalität entzückten, seine Persönlichkeit, sein Stand und seine vielfachen Verbindungen mit den höchsten Personen

wie mit den geistreichsten erhöhten noch jenen Reiz, und alle Welt wunderte sich, wie ein Preußischer Standesherr, wie der excentrische Fürst Pückler, den man noch vor gar nicht zu langer Zeit den „tollen Pückler" nannte und von dem so viel excentrische Streiche bekannt und Anekdoten im Umlauf waren, so etwas Unterhaltendes und Gediegenes hätte schreiben können. „Ja, wenn er es auch allein geschrieben hätte!" entgegneten darauf seine Kritiker und seine Neider. Diesen ungläubigen Biedermännern, von denen Manche überdem gegen ihre bessere Ueberzeugung sprechen und schreiben mögen, kann ich auf jenen Vorwurf nur erwidern, daß sie den Fürsten Pückler gar nicht kennen, ihn gar nicht zu fassen vermögen. Denn einmal ist derselbe viel zu stolz, um sich bei seinen literarischen Arbeiten, und wäre es von dem größten Geiste, helfen zu lassen, und dann hat er es auch wahrlich nicht nöthig, wovon sich diejenigen, die obige Annahme behaupten oder ihr Glauben schenken, leicht überzeugen könnten, wenn sie den Fürsten eben näher und persönlich kennen würden. Und weßhalb sollte denn Pückler nicht befähigt seyn seine Werke ohne fremde Beihülfe zu verfassen? Weil er ein Fürst ist? weil er in früheren Jahren locker gelebt hat, oder weil er so interessant, häufig so gediegen, so trefflich schreibt? Er gerade ist vor den Meisten dazu befähigt: reichbe-

gabt von der Natur, mit Glücksgütern gesegnet, von frühester Jugend an sorgfältig erzogen, später durch den Umgang mit den geistreichsten Männern und Frauen gebildet, vielfach auf Reisen, überall gern gesehen und überall der Zutritt ihm geöffnet, rastlos thätig und seinen Ehrgeiz und Stolz darin setzend nicht der Vornehmste, sondern der Gebildetste zu seyn —: wer war so von der Natur und dem Glück begünstigt, wem standen solche Hülfsquellen jeglicher Art zu Gebote, und wer, möchte ich fragen, wenn ich bloß abstraktes Wissen, sogenannte Gelehrsamkeit, die man hinter bestaubten Büchern in einer dumpfen Stube einsaugt, ausnehme, hat sie besser genützt, als Pückler? Ich sage nach meiner innersten Ueberzeugung nicht zu viel, wenn ich ihn für den gewandtesten, lebenserfahrensten, gebildetsten, geistreichsten und wohl auch für den originellsten Mann halte, den ich in meinem bewegten Leben habe kennen lernen und der in genannten Beziehungen wohl schwerlich von einem Anderen geradezu übertroffen werden möchte.

Doch dies Urtheil ist individuell und soll Niemand bestechen; wer den Fürsten nicht näher und persönlich kennt, nehme ihn nur so, wie er sich in seinen Schriften wahr und offen gibt, da Niemand, wie ich schon einmal erwähnte, entfernter von jeglicher Affektation ist, als er. Was er denkt, und wie er handelt, hat er den

Muth zu gestehen und was er gesteht, dem dürfen wir unbedingt glauben. Diese Behauptung mag darin noch mehr Bestätigung finden, daß der Fürst über sich selbst nicht immer die günstigsten Urtheile fällt, schriftlich wie mündlich. Nach seinen Schriften haben wir es mit einem Manne zu thun, der den höheren Klassen der Gesellschaft angehört, der Besitzer einer großen Herrschaft ist und auf Beides etwas gibt, aber bei weitem noch mehr auf Genie und Talent, wo sich diese auch finden und in welcher Art sie sich äußern, wenn es nur in einer hervorragenden, eklatanten geschieht. Er liebt die Genüsse dieser Welt und macht kein Hehl daraus, liebt aber noch mehr das Geistige, Höhere, Unsterbliche. Er scheint oft über Religion, Kultus u. s. w. zu spotten, und ist im Grunde des Herzens ein religiöser, oft ein kindlich-frommer Mensch. Er liebt die Natur und deren Schönheiten über Alles und mit dieser Liebe, wenn sie wahr und ungekünstelt, kann man kein schlechter Mensch seyn. Seinen Spott, seine oft beißende Satyre erregt alles Lächerliche, jede Verkehrtheit und Abgeschmacktheit, mag er diese im Gebiete der Wissenschaft und Kunst, im Leben, in der Religion, in der Politik, in den höchsten Sphären oder in den niedrigsten der menschlichen Gesellschaft finden, er schont dann nicht die Hochgestelltesten im Staate, in der Kirche und im Leben, er greift

selbst das an, was man als heilig und unantastbar aufzustellen beliebt hat. Er klagt namentlich über den Druck der Regierungen und über das Zuvielregieren, und welche Saiten er hier angeschlagen hat, geht am Besten aus dem Anklang hervor, den er gerade in dieser Hinsicht in so reichlichem Maße gefunden. Er klagt aber nicht bloß und tadelt, sondern er gibt auch an, wie man es besser machen könne und solle, er schlägt eine Wunde, hat aber gleich das Heilmittel bei der Hand, und sollte er sich da auch einmal vergreifen, so bedenke man, daß Aerzte und Apotheker und endlich alle sündhafte Menschen oft dasselbe thun. Alles zu Allem gerechnet ist Pücklers schriftstellerische Thätigkeit eine sehr verdienstliche, da er unabhängig und selbstständig auftritt und für das Gute und Schöne, für Recht und Wahrheit kämpft; sie ist anmuthig und interessant, da er in einer geläufigen, leichten Sprache sich bewegt, nie ermüdet, sondern das Interesse immer rege zu erhalten weiß, sie ist belehrend, indem er das Gesehene und Durchlebte mit lebendigen Farben seinen Lesern vorführt, alles Nützliche beschreibt und anpreist, das Schöne hervorhebt und Jedem überläßt, im Punkte der Moral nach beliebiger Ansicht oder eigenem Systeme zu verfahren, — und sie ist endlich neu und originell, da kein Schriftsteller auf gleich geniale Weise Länder und Völker,

Sitten und Charaktere schilderte, so unbefangen und keck in Sprache und Urtheilen auftrat. Es gebührt daher unter den jetzt lebenden deutschen Schriftstellern im Gebiete der Belletristik dem Fürsten von Pückler-Muskau unbestritten einer der ersten Plätze, den ihm seine bisherigen Erfolge bereits gesichert haben und den ihm weder direkte noch indirekte Angriffe, weder Verkleinerungen noch Verleumdungen entreißen werden. Die „Briefe eines Verstorbenen" werden noch in späten Zeiten ihren frühe erlangten Ruf und einen klassischen Werth behaupten.

Den Briefen folgte zunächst „Tutti Frutti aus den Papieren eines Verstorbenen" Stuttgart 1834. Diese gesammelten Aufsätze des verschiedensten Inhalts füllen fünf Bände und erregten nicht geringeres Aufsehen und Interesse, als „die Briefe eines Verstorbenen," obwohl Viele letztere höher stellen. In den Briefen schloß uns allerdings der Verfasser fremde Länder und Zustände, das reiche England, das lebenslustige und mächtige Frankreich auf, zeigte uns den Luxus der englischen Großen, ihre großartigen Parks, ihre Kunstschätze und überhaupt die Glanzseiten des englischen Staates und des englischen Lebens: in Tutti Frutti dagegen handelt es sich um heimische Verhältnisse, oft um Unerfreuliches; hier gibt er uns Skizzen aus dem Alltagsleben, aus seinem eigenen bewegten Leben, Dichtung und Wahrheit,

kurze Aufsätze, Reminiscenzen, sogar eine Novelle, deren Inhalt in mehrfacher Hinsicht wahr seyn mag, die jedoch außerdem nicht durchaus anspricht. Das Feld, auf welchem er sich in Tutti Frutti bewegte, war also nicht so reich, so ergiebig und abwechselnd, als dasjenige, auf dem er die Briefe geschrieben hatte und darnach sollte man urtheilen, sollte den Waizen von der Spreu sichten und würde dann auch in Tutti Frutti viel Treffendes und Treffliches finden, wie man die leichte und anmuthige Schreibart bewundern und dem Autor derselben einräumen muß, daß er es versteht, selbst das Unscheinbarste und Geringste mit Geschmack und in gefälliger Form wiederzugeben und das Publikum an sich zu fesseln.

Bemerkenswerth ist noch die Art und Weise, wie und wann Pückler seine Werke schreibt und ebenso seine Assiduität bei Abfassung derselben. Man muß zu dem Ende seine Lebensweise kennen: wenn er in Muskau sich aufhält und wohl auch an jedem andern Orte, sobald nicht dringliche Umstände eine Aenderung erheischen, erhebt er sich erst gegen, oft sogar nach Mittag, frühstückt, läßt diejenigen vor sich, die mit ihm etwas zu besprechen haben oder ihm ihre Aufwartung machen wollen, reitet oder fährt darauf aus, kleidet sich, nachdem er heimgekehrt, um, und setzt sich dann zu Tisch,

zum Mittagstisch, obwohl jetzt schon die achte oder neunte Abendstunde herangekommen ist. Bei Tisch sieht er gern einige Bekannte, mit denen er sehr vertraulich und harmlos sich unterhält und dann bald in der rosenfarbensten Laune sich befindet. Es wird in der Regel lange getafelt, später, oft erst gegen Mitternacht, Kaffee servirt, Cigarren und türkische Pfeifen herumgereicht und noch einige Zeit konversirt. Wenn die Gäste sich zurückgezogen, setzt sich der Fürst an den Arbeitstisch, oder stellt sich vielmehr nach seiner jetzigen Gewohnheit vor denselben und arbeitet ohne Unterbrechung bis gegen Morgen, wo er dann erst sein Lager sucht, wenn häufig schon der Tag angebrochen und in diesem Falle durch Zuziehung der Jalousieen in seinem Schlafgemach künstliche Nacht hervorgebracht werden muß. Pückler arbeitet in diesen Stunden am liebsten und jedenfalls am ungestörtesten und es scheint auch, daß diese Lebensart ihm sehr gut bekömmt, denn er befindet sich ganz wohl dabei und macht es zur Wahrheit, daß Gewohnheit die andere Natur ist.

Wollte der Fürst ganz ungestört arbeiten, was bei den häufigen Besuchen auf dem Muskauer Schlosse oft doch nicht möglich war, so begab er sich nach dem drei Stunden entfernten Jagdschloß Hermannsruhe, wo er in einem Nebengebäude sich einige Zimmer ganz einfach

und wohnlich hat einrichten lassen. Wenn man in dieselben tritt, drängt sich unwillkührlich die Erinnerung an die schönen Universitätsjahre dem Eintretenden auf, man glaubt in elegante Studentenstuben zu treten, wie sie die wohlhabenderen Musensöhne sich eingerichtet hatten. Man findet Pfeifen, Feuerzeuge, Peitschen, Pistolen, einige Bilder und Bücher, Schreibzeug, Toilettengegenstände, Puppen als Zielpunkte für die Pistolen u. A. m.; ein Vorhang verdeckt das einfache Bett, Alles ist einfach, bequem und behaglich. Hier hat der Fürst einen großen Theil der Tutti Frutti und seines klassischen Gartenwerks geschrieben, welches ebenfalls 1834 in Stuttgart bei Hallberger erschien, und wohl deßhalb allein nicht so verbreitet und bekannt ist, weil es zu theuer. Ein kolorirtes Exemplar kostet 80, ein schwarzes 50 Thaler und ist doch eigentlich nur für Sachverständige geschrieben. Es führt den Titel: „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau, vom Fürsten von Pückler-Muskau," und ist außer vier Grundplänen mit 44 Ansichten illustrirt.

Den Erfolg, den letztgenanntes Werk wie auch Tutti Frutti in der literarischen Welt und bei dem Publikum hervorbrachte, wartete der Verfasser nicht ab, er trat schon im Frühjahr 1834 seine Reise durch Frank-

reich nach dem Orient u. s. w. an und kehrte erst nach sechs Jahren wieder zurück. Es kam daher wohl nur wenig zu seinen Ohren und Augen, was im lieben Vaterlande daheim über ihn gesprochen und geschrieben wurde, zumal er in dieser Beziehung gegen Lob wie Tadel ziemlich unempfindlich geworden war, so sehr ihn im Anfang seiner literarischen Laufbahn ersteres erfreut und dieser gekränkt haben mochte. Gewohnheit wird auch hierin zur zweiten Natur und umgibt bald die Brust eines Schriftstellers mit einem undurchdringlichen Harnisch. Anfänglich vertheidigte sich Pückler gegen Angriffe, ergriff wohl selbst auch die Offensive, später und namentlich während seiner Abwesenheit stand er großentheils davon ab und ließ die Leute eben reden und schreiben, was er doch einmal nicht hindern konnte.

Im ersten Jahre seiner Abwesenheit erschien noch ein Band: „Jugendwanderungen aus meinen Tagebüchern für mich und andere. Von dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen." Der Inhalt dieses Buches ist schon früher im dritten Abschnitt des vorliegenden Werkes angegeben und bezieht sich ausschließlich auf eine Reise durch Frankreich und Italien, die Pückler mit einem Herrn von Wulffen in den Jahren 1808 und 1809 unternahm.

Bevor ich weiter über die literarischen Produkte

des Fürsten Pückker spreche und ihn seine längere Reise nach dem Orient, die seinen Namen und seinen Ruf weit, selbst bis in die unbekanntesten Länder hin verbreitet hat, antreten lasse, muß ich noch Einiges nachholen, was auf seinen Aufenthalt in Deutschland und vorzugsweise in Muskau in den Jahren 1829—1834 Bezug hat.

Wie wir bereits gesehen, war er ohnerachtet aller Gerüchte und Behauptungen, daß er allein nach England gereist sey, um sich dort mit einer reichen Erbin zu vermählen, unbeweibt zurückgekehrt. Nun, hieß es weiter, suche er in Deutschland eine reiche, oder nach Andern, eine sehr gebildete und schöne Frau, man ging so weit diese oder jene Dame mit jenen Behauptungen in Beziehung zu bringen. Der supponirte Heirathskandidat lebte indessen ganz ruhig in Muskau und blieb nach wie vor in der innigsten geistigen Gemeinschaft mit seiner geschiedenen Gemahlin, die den größten Theil des Jahres in Muskau verlebte, dort als Gebieterin betrachtet ward und während des Fürsten Abwesenheit als solche schaltete und waltete. Es ist wohl möglich, daß Pückler zu den eben erwähnten Gerüchten selbst Veranlassung gegeben, sich einstmals in jenem Sinne geäußert hatte und daraus ward nun weiter gefolgert. Möglich auch, daß der Fürst in Wahrheit einen Erben

sich wünschte, der das fortsetzen und vollenden könnte, was er mit so viel Liebe begonnen und gehegt und gepflegt hatte. Und wäre es nicht ein sehr natürliches Gefühl, so schöne Besitzungen, das Erbe der Väter, wieder leiblichen Erben zu hinterlassen; muß es nicht peinlich seyn, das Alles Fremden, oder doch ferner stehenden Personen vererben zu müssen? Und je ausgedehnter, bedeutender und schöner das Erbe ist, in eben dem Grade müssen auch jene Gefühle mächtiger und peinlicher seyn.

Neben seiner schriftstellerischen Thätigkeit und der Regulirung aller verwickelten Verhältnisse seiner Herrschaft vernachlässigte der Fürst seinen Park und sonstige Anlagen auf seinen ausgedehnten Besitzungen keineswegs, er wirkte und schaffte auf diesem Felde mit neuer Lust und Liebe und mit immer freudigeren und glänzenderen Erfolgen ohne Unterlaß fort.

VIII.

Pückler sagt irgendwo in seinen Schriften, daß er niemals am Heimweh, vielmehr am Fernweh leide. Diese Aeußerung mag um so mehr auffällig erscheinen, wenn man in Anschlag bringt, was seine Heimath ihm bietet, wie sie die meisten anderen Menschen fesseln würde. Im Besitz einer ausgedehnten, ergiebigen Herrschaft, eines schönen, mit allem Comfort versehenen Schlosses, des größten und geschmackvollsten Parks in Deutschland, mit Ehren überhäuft, von allen Seiten recherchirt, unabhängig in der weitesten Ausdehnung des Worts — was fehlt da noch? Geistig und körperlich gesund, mit Glücksgütern gesegnet, anerkannt, beliebt und gefeiert — was bleibt da noch zu wünschen übrig? Und doch verließ der, welcher dieses Alles besitzt und sich dessen erfreut, so häufig und auf so lange Zeit seine Besitzungen, die ihm jede Annehmlichkeit boten, und durchzog fremde Länder nahe und fern, wo er sich nothwendig Mühsalen und Entbehrungen unterziehen

mußte. Er leidet am Fernweh, wie er selbst gesteht, er hat etwas von der Natur eines Zugvogels, es ist ihm das angeboren oder auf ihn vererbt. Sein Großvater mütterlicher Seite, der Graf Callenberg, ein vielseitig und wissenschaftlich gebildeter Mann, hatte nirgends lange Ruhe, erst nachdem er sich mit einer Französin aus dem Geschlechte Latour du Pin vermählt hatte, ließ er sich im späteren Lebensalter bleibend in Muskau nieder; sein Großvater väterlicher Seite, der Graf August von Pückler, besaß ebenfalls eine originelle Art und Weise im Reisen, die sich weniger durch Schnelligkeit, als durch langes Verweilen an einem Orte auszeichnete, in welchem Punkte der Fürst seinem Großvater ebenfalls ähnelt. Letzterer wollte einst von Muskau aus seine Herrschaft Branitz besuchen, die in der Nähe von Cottbus und ungefähr vier Meilen von Muskau entfernt liegt. Der Graf theilte seine Absicht mit und befahl Kleider und reine Wäsche für acht Tage einzupacken und blieb — acht Jahre, während welcher Zeit er das nahe Muskau nicht ein Mal besuchte!

Der Vater des Fürsten war nicht so wanderungslustiger Natur, wohl aber seine noch lebende Mutter, eine lebenslustige Dame mit ächt französischem Geist und Humor. Wenn dieselbe ihre Besitzungen im südlichen Frankreich besuchte, was sie oft that und dann die

Reise gewöhnlich über Paris oder durch die Schweiz nahm, so legte sie täglich nur wenige Meilen zurück, ließ überall in den schon bekannten Hotels auspacken und richtete sich förmlich ein, um anderen Tags wieder aufzubrechen und eben so eine kleine Tour zurückzulegen. Eine Wander- und Reiselust ist daher dem Fürsten gewissermaßen angeboren und seine Neigungen mögen überdem damit übereinstimmen, und was gäbe es endlich Angenehmeres, Bildenderes, Genußreicheres durch stete Abwechslung und Ungebundenheit als Reisen, zumal wenn man ganz nach seiner Laune, mit aller möglichen Bequemlichkeit und mit allen Mitteln reichlich versehen reisen kann, wenn man sich überall einer zuvorkommenden Aufnahme erfreut, wenn man bekannt und gefeiert ist, und Jeder und Alle sich bemühen, dem Reisenden sich gefällig zu erzeigen!

Erwägen wir weiter, daß den Fürsten keine höhere Rücksichten, keine Pflichten, keine Banden, keine Staatsanstellung an seine Heimath und an seine Besitzungen fesselten, daß er vollkommen frei und unabhängig dastand, durch nichts gebunden war. Im Jahre 1832 hatte er seinen Abschied von dem Militairdienste genommen, er lebte fortan nur sich, seiner Ausbildung und seinem Vergnügen. Es soll zwar indirekt versucht worden seyn, den genialen, welt- und lebenserfahrenen Mann

für den Staatsdienst zu gewinnen, nicht sowohl, wie Einige annahmen, um seiner scharfen Feder und seinen Geißelhieben zu entgehen, als weil man seine Talente wirklich erkannte. Einige einflußreiche Leute wünschten seinen Uebertritt zu ihren Fahnen und seinen Eintritt in den höheren Staatsdienst, sie wollten ihn gern gewinnen und wendeten sich zu dem Ende an eine hohe Person, die seitdem zur ewigen Ruhe eingegangen ist. Dieser war jedoch besser als ihnen bekannt, daß dem Fürsten Pückler selbst mit keiner Stellung dieser Art gedient seyn würde, deren er unter dem Staatskanzler mehr als einmal ausgeschlagen, und gab daher dem Gesuch keine Folge. Das Wesen und Treiben, so wie viele Verhältnisse in seinem Vaterlande sagten ihm nicht zu, er hatte sich wiederholt offen und heftig gegen Mancherlei ausgesprochen, und dadurch sich nicht allein viele Feinde zugezogen, sondern auch seine Ansichten und Ueberzeugungen unzweifelhaft zu erkennen gegeben. Diese liefen aber dem herrschenden Systeme in vielen Beziehungen schnurstracks zuwider, es stand daher kaum zu erwarten, daß eine Einigung möglich geworden, da sich der eine Theil schwerlich dem anderen accommodirt haben möchte. Den bestehenden Verhältnissen zu Folge, die wie gesagt, des Fürsten Billigung in allen Theilen nicht fanden, konnte er dem Staatsdienste sich nicht weihen;

bei einer representativen Verfassung, bei einer Pairskammer, oder wie man dieses Institut nennen will, würde sich die Sache ganz anders gestaltet haben; bei dem herrschenden Regierungssystem dagegen sah Pückler für sich keinen Wirkungskreis und der Staat ging in Folge dessen wohl eines seiner bedeutendsten Talente verlustig. Dem öffentlichen Leben ging dagegen das fürstliche Oppositionsmitglied keineswegs verloren, und was es in dieser Hinsicht durch seine zahlreichen Schriften gewirkt und genützt hat, erkennt vielleicht erst eine spätere Zeit.

Staatsdienst und Staatsleben fesselten also den Fürsten Pückler in keiner Weise an sein Vaterland, die Sorge für seine Besitzungen eben so wenig an seine Heimath, da jene sichern Händen anvertraut waren: der Besitzer der Standesherrschaften Muskau und Branitz konnte dieselben daher ganz getrost auf längere Zeit verlassen, zumal er sich selbst bei seinem Dortseyn um die Details nur wenig kümmerte. Familienrücksichten banden ihn ebenfalls nicht, denn er besaß und besitzt keine Familie, keine legitimen Leibeserben, vielleicht nicht einmal natürliche Kinder, so viel und so sehr sich müßige Köpfe um die Auffindung solcher auch gemüht haben. Er war daher in jeder Beziehung frei und durch keine Rücksicht gebunden, er konnte ganz nach seiner Laune

über seine Zeit, über sein Vermögen und über die Wahl seines Aufenthaltes verfügen.

Es gehört zu den Eigenheiten, oder wenn man will zu den Sonderbarkeiten des Fürsten, daß er bei einer vorhabenden Reise weder die Richtung und das Ziel, noch die Dauer derselben angiebt. Zufall oder Laune mag ihn oft leiten, oft mag er sich auch nicht offenbaren wollen. Er reist ab, wird, wie es heißt, vierzehn Tage bis vier Wochen ausbleiben und kommt nach Jahren erst wieder. Mit allen Reiseutensilien und mit dem Hauptbedingniß zu einer Reise, mit Geld oder Creditbriefen, versehen, und wenn selbst das nicht wäre, überall durch seinen Namen allein accredidirt, hängt es lediglich von ihm ab, wohin er reisen, wo er bleiben, wann er wiederkehren will. Wo es ihm gefällt, da weilt er längere Zeit, wo das nicht der Fall, eilt er schnell weiter, läßt sich auch wohl durch anziehende Schilderungen von Naturschönheiten, Merkwürdigkeiten, oder Kunstschätzen bestimmen, diese oder jene Richtung, die von der früheren abweicht oder ihr schnurstraks entgegenläuft, einzuschlagen. Dieß war vollkommen der Fall auf der Reise, die er im Frühjahr 1834 antrat: er beabsichtigte nach Amerika zu gehen und ließ sich in Frankreich bestimmen Algerien und andere Theile Nordafrikas zu besuchen. In Malta entschloß er sich nach

Griechenland, Aegypten und Kleinasien zu reisen, obwohl man ihn von Malta aus in seiner Heimath zurückerwartete.

Wir finden die Beschreibung des Anfangs dieser weiten, sechs Jahre währenden Reise, in den eigenen Werken des Fürsten. Schon im Jahr 1835 erschien bei Hallberger in Stuttgart: „Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa." Die ersten drei Bände handelten von Europa, von Deutschland und Frankreich, die fünf folgenden, „Semilasso in Afrika," die 1836 erschienen, von Algier, Bona, Tunis und andern Theilen Nordafrikas. Ausserdem sandte der Fürst an die Augsburger allgemeine Zeitung längere und kürzere Aufsätze, die ihm mehr noch als seine Werke Anfeindungen zuzogen und ihn in Streitigkeiten verwickelten. Aus seinen größeren Werken nun, wie aus den Mittheilungen an die Allgemeine Zeitung und den Notizen, die mir sowohl von meinem Bruder, der den Fürsten längere Zeit auf dessen Reisen in dem Orient begleitete, als auch von andern Seiten geworden sind, will ich die Begegnisse, die dem Fürsten auf jener Reise wiederfahren sind, die Merkwürdigkeiten, die er gesehen, die Erfahrungen, die er gemacht, und die Beschreibnngen des hauptsächlich Wissenswerthen, die er selbst mitgetheilt hat, dem Leser in der Kürze vorführen.

Des Fürsten Abreise war eben so wenig allgemein bekannt geworden, wie die Ausdehnung und das Ziel seiner Reise, da er sich über diese Punkte Niemandem mitgetheilt hatte und, wie schon angedeutet, wohl selbst bei dem Beginne seines „Weltgangs" mit sich darüber nicht ganz einig war. Er hatte längst vor, den Orient zu besuchen, er hatte aber eben so wohl seit Langem schon vor, die pyrenäische Halbinsel und Amerika zu bereisen. Erst in Frankreich bestimmte er sich für die erste Richtung, und wenn er einmal etwas beschlossen, so folgt die Ausführung auf dem Fuße. Reiflich bedacht und schnell und beharrlich ausgeführt! lautet sein Wahlspruch.

Das größere Publikum ward erst durch das Erscheinen der drei ersten Bände der Reisen Semilasso's aufmerksam und mit den Reisen und weiteren Plänen des Fürsten bekannt gemacht. Einige Vertraute ausgenommen, hatte Niemand von dem Aufenthalte, dem Leben und Treiben desselben erfahren; von seinen Mittheilungen an die Augsburger Zeitung wußten entweder nicht gar Viele, oder sie erriethen den Verfasser nicht: das neue Werk dagegen, über dessen Autor Niemand im Zweifel war, machte sofort aller Ungewißheit ein Ende und führte den beliebten und allgemein bekannten Verfasser von Neuem in das größere Publikum ein.

Allerdings erregte schon der Titel der neuen Schrift einige Bedenken und sogar Anfeindungen, der „vorletzte Weltgang“ wollte eben so wenig einleuchten, als der fingirte Name des Autors „Semilasso.“ Weltgang bedeutet nicht viel mehr und weniger als Weltfahrten, welches ein anderer Schriftsteller als Titel zu seinen Spaziergängen gewählt, oder jenem nachgebildet hat, und bedarf wohl keiner weiteren Erklärung. Das Wort „vorletzt“ kann wohl in einer engeren und weiteren Bedeutung genommen werden: nach jener hatte der Verfasser vor auf diesem Planeten außer dem begonnenen noch einen großen Erdgang zu unternehmen, nach dieser könnte es seinen letzten auf dieser sündigen Welt bezeichnen und seine Hoffnung auf einen Weltgang in die unbekannten Regionen des Jenseits ausdrücken. Er hat dem Fassungsvermögen und der Divinationsgabe seiner Leser unbeschränkten Spielraum lassen wollen, ebenso wie in Bezug auf das Wort „Semilasso.“ In dem Vorworte zu dem auf diese Weise betitelten Werke gibt er selbst an, daß das Wort aus dem Lateinischen hergeleitet werde, oder auch eine Anspielung auf den Lasso der Südamerikaner seyn könne, eine Schlinge, mit welcher diese Pferde und Rindvieh, Menschen und wilde Thiere fangen. „Semilasso“ würde nach dieser Ableitung Jemanden bezeichnen, der durch seine dargethane literarische Be-

fähigung, vielleicht auch schon durch den Zauber seines Namens die Leser, wenigstens zur Hälfte, fangen, auf seine Seite ziehen, zu seinen Ansichten und zu seinem Glauben bekehren will. Nach der erstern Ableitung bezeichnet es einen Halbmüden, der bald vom Schauplatze abtreten will oder muß und seine letzten Kräfte zu einer letzten Wanderung aufbietet. Auch erinnere ich mich gelesen zu haben, daß ein scharfsichtiger Recensent das Wort mit einem fruchtbaren Boden in Beziehung brachte, der jedoch durch viele auf einander folgende Erndten ausgesogen sey und nur noch die Hälfte der früheren Früchte zu bringen vermöge, schon halb abgestorben sey. Allerdings ist dem Leser wie den Recensenten und Critikern bei der Auffassung und Definition des Wortes Semilasso, wie so vieler andern Wörter und Stellen in den Pückler'schen Schriften ein großer Spielraum gelassen — ein Jeder möge prüfen und das Beste behalten!

Im Mai 1834 verläßt Pückler sein Stammschloß und begibt sich nach Carlsbad, von wo er den ersten Brief an seinen Jugendfreund, den Obrist von Wulffen richtet, dem wir schon öfter auf Pücklers Lebensbahn begegnet sind. Der bessern Zusammenstellung halber theilt der Fürst sein Reisewerk in drei Rubriken ab, in Chronik, Briefe und Reisejournal. Er beginnt mit ersterer und macht seine Leser mit Semilasso bekannt, den er

geistig und körperlich mit seinen Umgebungen sehr getreu abconterfeit, ein Portrait, welches ihm von vielen Seiten verübelt worden ist, namentlich vom verstorbenen Börne, der jedoch nicht sowohl ein Gegner des Fürsten Pückler selbst war, sondern ein Gegner der Lobhudler desselben, und ferner ein Gegner aller der Ansichten und Grundsätze des fürstlichen Schriftstellers, die mit den seinigen nicht übereinstimmten. Börne war ein strenger Mann, aber ein redlicher und gerader, ein Feind der Sache, aber nicht der Person, und allerdings auch ein bitterer Feind aller Vorrechte und Anmaßungen, ein rigoröser Republikaner, der Alles haßte und bekämpfte, was mit seinem politischen Glaubensbekenntniß und seinen socialen Ansichten im Widerspruch stand. Aber aus seinem eigenen Munde habe ich vernommen, daß er Pückler nicht persönlich verkleinern und anfeinden wollte, sondern nur die Richtung, die derselbe später eingeschlagen und die unterthänigen Recensenten, die Alles sublim fanden, was eine bedeutende Autorität hervorgehoben, oder was sich bereits eigene Autorität errungen hatte, oder endlich, was durch Rang und Stand und sonstige Vorzüge sich auszeichnete. Er zog in dieser Hinsicht — und es mochten außerdem ihn noch andere Gründe bestimmen — gegen Menzel los und gegen die gesammte jüngere, deutsche Schule, die theils nach Göthe's, theils

nach Varnhagen's Vorgange den Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, der Tutti Frutti u. a. m., bis in die Wolken erhoben. Dem Fürsten Pückler selbst versagte Börne seine Achtung keineswegs, eben so wenig wie dessen eminentem Talente, nur den Principien und Ansichten desselben trat er entgegen. Er äußerte sogar einst in seiner etwas derben Manier, nachdem er die Briefe eines Verstorbenen gelesen: „ist es nicht eine Schande, daß in Deutschland Niemand schreiben kann, als ein Fürst? Und wie dieser schreibt! Es ist wahrlich eine Schande — — —"

Der zweite Brief Semilasso's, ebenfalls aus Carlsbad datirt, ist an seinen Stiefbruder, den Grafen von Seidewitz gerichtet. Der Briefsteller schwärmt darin für eine junge, sehr gebildete und liebenswürdige Engländerin, die noch dazu seine Nachbarin ist. Den jüngern Bruder unterhält er mit mehreren weiblichen Porträts, die damals in Carlsbad anwesend waren, und läßt dabei seiner Laune und seinem Spott recht con amore die Zügel. Ein dritter längerer Brief ist von Eger aus an die Frau Fürstin Pückler geschrieben. Der Reisende theilt darin mehrfach Interessantes über Wallenstein und dessen tragisches Ende, über Franzensbrunn und über Böhmen und dessen Bewohner mit. Böhmen erscheint ihm weniger civilisirt, ärmer und schmutziger als Preußen

— als welche Provinz Preußens? möchte man fragen. Dagegen lobt er die treuherzige Höflichkeit der Böhmen. In Alexanderbad hält sich Semilasso, obwohl er der einzige Badegast ist, einige Tage auf, da ihm nicht bloß sein Gasthaus, Küche, Keller und Bedienung in demselben, sondern auch die schöne Umgegend gefällt. Er unternimmt nach seiner gewohnten Weise weite Ausflüge, nach der Luisenburg, nach der Catharinenburg und nach Wunsiedel. Sand und Jean Paul sind in Wunsiedel geboren, über beide theilt uns Pückler Einiges mit. Seine eigenen Worte über die Geburtsstube des letztern fühle ich mich gedrungen herzusetzen: „ich pilgerte jetzt zu Jean Pauls Geburtsstube. Diese schien mir seltsam beziehungsreich zu seiner spätern Lebensbildung. Sie ist auf den Ruinen des Donjons, einer alten Raubveste, erbaut. Daher kam die Romantik. Gegenüber liegt die Kirche. Von ihr die Frömmigkeit. Das Haus war eine Schule und sein Vater Lehrer in derselben. Dies entspricht seinem vielen Wissen und einem kleinen pedantischen Anflug. Zum point de vue seitwärts dient der Rathskeller. Davon die Passion zum bairischen Bier.“

Semilasso nimmt seinen Weg durch die früher preußischen Provinzen Baireuth und Anspach, welche der Vater seiner geschiedenen Gemahlin administrirte. Vieles was er in der Hermitage, in Baireuth und in dem

Hardenberg

Lustschloß Phantasie sieht und beschreibt, erinnert ihn an den verehrten Vater seiner verehrten Gemahlin, die einen Theil ihrer Jugendzeit an den genannten Oertern verlebte. Die Schlösser zerfallen zwar oder sind in Irren- und Zuchthäuser verwandelt, aber doch finden sich noch Reminiscenzen aus früheren, glänzenderen Zeiten in Menge. Die Phantasie ist sogar durch ihren neuen Besitzer, den Prinzen Alexander von Würtemberg, wieder restaurirt, womit damals gerade begonnen ward. Von Baireuth begibt sich Pückler nach Bamberg, wo er längere Zeit verweilt und sich sehr wohl befindet. „Es gefällt mir hier, schreibt er der Frau Fürstin, erscheint mir behaglich, und warum sollte ich mich da übereilen? Gern lasse ich mich gehen, wo es der Laune und des Schicksals Sturm, Wind oder Zephyr gefällt, mich hin zu blasen oder zurück-zu halten.“ Er schlug sein Hauptquartier im deutschen Hause zu Bamberg auf und stand dort in so gutem Gedächtniß, daß, als er im Juni vorigen Jahres, also acht Jahre nach seinem ersten Dortseyn wieder in demselben Hotel abstieg, der Wirth und das ganze Hauspersonale, da sie seiner ansichtig wurden, freudig ausriefen: „unser Fürst, unser Fürst ist wieder da!“

In dem nun folgenden Reisejournal, auf dessen Stylisirung, wie der Verfasser bemerkt, noch weniger Zeit und Mühe verwendet worden, als auf die Briefe

und die Chronik, unterhält er seine Leser von den Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten Bambergs. Zuerst das Naturaliencabinet des vortrefflichen Dionysius Linder, der mit eigener Aufopferung, fast ohne Zubuße des Staates, die ausgezeichnete Sammlung veranstaltet, mit seinem ganzen Vermögen dotirt und dem Staate oder seinen Mitbürgern vermacht hat. Der Dom in Bamberg, von Heinrich II. erbaut, ist ein würdiges Denkmal aus älterer Zeit, an dem jedoch mißverstandener Neuerungssinn viel verunstaltet hat. Die alte Residenz, in welcher Otto von Wittelsbach ermordet ward und aus welcher Berthier beim Anmarsch russischer Truppen sich herabstürzte, wenn er es freiwillig that, und nicht, wie Pückler für möglich hält, aus dem niedern Fenster und vom Podagra gequält durch zu weites Hinausbeugen herabfiel — und das Spital des Michelberges nebst seiner Kirche werden ausführlich beschrieben und dann ein weiter Sprung zu der neueren französischen Literatur, zu der so genannten romantischen, unternommen, welcher Semilasso durchaus nicht so abhold ist, wie die Mehrzahl der sehr susceptibeln Engländer. Es ist wenigstens Leben in ihr, mag es oft ein convulsivisches, verzerrtes seyn, und Originalität, die wir bei englischen wie deutschen Schriftstellern der Jetztzeit so häufig vermissen. Er nennt die Engländer in dieser Beziehung

versteinerte Pedanten, die überall den Maßstab ihrer einseitigen Moral und Religion anlegen und die französische Literatur deßhalb so bitter tadeln. — Nachdem Pückler alles Sehenswerthe in der Stadt betrachtet, und noch die Bibliothek unter dem verdienstvollen Bibliothekar Jäck, gleich Linder ein Märtyrer für sein Steckenpferd, besucht hat, beginnt er nach gewohnter Weise zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen, wie es gerade paßlich und bequem war, seine Ausflüchte in die Umgebungen und die Umgegend von Bamberg. Er besteigt die Altenburg nahe der Stadt, ergeht sich in dem Theresienhain und unternimmt darauf eine weitere Tour nach der fränkischen Schweiz. Ein origineller Lohnkutscher, von dem Semilasso ein humoristisches Bild entwirft, fährt ihn durch das romantische Wiesenthal nach Streitberg, wo das Gasthaus bereits besetzt ist und der späte Reisende mit einer Bauernstube vorlieb nehmen muß. Von hier sendet er seinen Wagen voraus, nimmt einen Führer und besieht die vielen in jener Gegend befindlichen Höhlen, Felsen, Thäler und Burgen, von denen er eine anziehende Beschreibung liefert. Muggendorf, Gaylenreuth, das noch erhaltene Schloß Gößweinstein, wo Semilasso, über dessen Gourmandise so arg geklagt wird, ein mehr als frugales Mahl einnimmt, Potenstein, Rabenstein, Rabeneck, die Riesenburg, der Adlerstein werden

von unserem Reisenden besichtigt, der an letzterem Orte seinen Wagen trifft, sein Nachtquartier bezieht und eine Lobrede auf das bairische Bier hält. Andern Tags kehrt er durch fruchtbare Gefilde, die mit wohlhabenden Dörfern geschmückt sind, nach Bamberg zurück, nachdem er noch die Burg Greifenstein erstiegen und in einem Dorfe sein Diner, bestehend aus Rettig und Schwarzbrod, eingenommen hat. Die Gegend wird von da ab kahl und steinig, bis man in die Bamberger Fruchtebene gelangt, eine der üppigsten in Franken und in ganz Deutschland.

Pücklers Aufenthalt in Bamberg, welches er liebgewonnen, verzögerte sich dennoch gegen seinen Vorsatz. Sein Jäger ward krank, ernstlich krank und mußte nach Hause zurückkehren. Der Aermste litt am Heimweh, am Heimweh nach seinem heimathlichen Sand, nach den dortigen Kieferwäldern und nach der dort allgemein herrschenden Armuth. „Das ist eine glückliche Disposition! ruft sein Herr aus — mir Unruhigem, den des Fernweh plagt, kommt es wenigstens so vor.“ Der Fürst konnte in Bamberg keinen neuen Diener sich verschaffen, da er nicht verhehlte, eine weite Reise, nach Amerika nämlich, vorzuhaben. Zu dem Ende unterhielt er sich häufig mit dem amerikanischen Consul Marks und dessen Gemahlin, wie er außerdem mehrere interessante Bekanntschaften

bei seinem längeren Bleiben in Bamberg anknüpfte. Auch der Umgegend widmet er im Laufe der Zeit noch einige Tage und besucht unter Anderem ein schönes Schloß in einer traurigen Sandsteppe, welches ein ehemaliger Fürstbischof mit königlicher Pracht aufführen lassen. „Wie Schade, sagt er, daß so viele Dinge in der Welt am unrechten Platze sind, und Menschen auch! Dies Schloß und ich wir passen zusammen.“ Ueber die Bewohner Bambergs urtheilt er folgendermaßen: „Der Unterschied eines hiesigen Deutschen und der des Nordens ist so groß als zwischen ganz verschiedenen Nationen, und mir gefallen die hiesigen besser. Es ist mehr Natur, mehr Ursprüngliches in ihnen, und schon deßhalb sind sie auch anspruchsloser, wahrhaft geselliger. Es ist ein reinerer Stamm, weniger mit fremdem Blute gemischt als der Norden, weniger durch ein rauhes Klima und einen ärmlichen Boden versauert“ — ein Urtheil, welches Widerspruch finden mag, aber doch wohl die Meisten unterschreiben, die Süddeutschland und die Süddeutschen kennen.

Eine sehr launige und zugleich gemüthliche Schilderung entwirft Semilasso von dem Bamberger Volksfeste, welches er mitfeiert, sich auf der Theresienwiese in das Volksgewühl mischt, den Spielen beiwohnt, Verkäufer und Betrüger beobachtet, einem Schauspiele

im Freien zusieht, die Kunst- und Gewerbeausstellung besucht, den Festzug betrachtet, die Rennpferde, das Wettrennen u. a. m. und in großer Gesellschaft bei dem Mangel an Fuhrwerk den Heimweg durch Wiesen, Sumpf und Gräben suchen muß, bei welcher Gelegenheit er den Damen ritterlich beisteht und eine die Kaiserin Katharina betreffende sehr kräftige Anmerkung einflicht. An den folgenden Tagen wohnt er einem Fischerstechen auf der Regnitz bei, einem Mastklettern und andern Volksvergnügungen mehr.

In der nun folgenden Chronik erzählt Semilasso seine Abreise von Bamberg und seine Weiterreise nach Würzburg, die er gutentheils zu Fuß zurücklegt. Er wandert eine Zeit lang in Gesellschaft zweier Schuhmachergesellen, die über schlechte Zeit klagen — das ewige Lied! — und einige liberale oder demagogische Aeußerungen fallen lassen. Ihr Gefährte weist sie darüber zurecht, beschenkt sie aber und die Sache war damit abgethan, nur nicht bei vielen Recensenten, die darob schwer über den aristokratisch gesinnten, illiberalen und abtrünnigen Semilasso herfallen. Nun jeder Theil mag sein gutes Recht haben; ich betrachte diese Stelle als eine Episode, auf die der Verfasser selbst wenig Werth gelegt, oder vielleicht auch zu ihr seinen guten Grund gehabt haben mag. In einem Reisejournale sollte man

überdieß nicht jedes Wort auf die Goldwage legen, nicht aus jeder Stelle den Geist und die innere Ueberzeugung des Schriftstellers abstrahiren wollen.

In einem Briefe an seine Schwester Bianca, die mit dem Graf Taufkirchen vermählt war und theils in München, theils auf ihrem Schloß im Salzburgischen lebte und die Pückler nicht wiedersehen sollte — beschreibt er seinen Aufenthalt in Würzburg und das Interessanteste, was er dort gesehen. Das prächtige Schloß mit dem geschmackvollen Schloßpark stellt er oben an, dann folgen die Domkirche, Klöster und Lustschlösser in der Umgegend und die Citadelle, die Marienburg, in der Nähe der Stadt, an welcher, wie wir später erfahren, der beste Würzburger, der Leistenwein, wächst. Ohne Aufenthalt setzt darauf Pückler seine Reise nach Paris fort, betrachtet im Fluge einige Schlösser, Städte und Parks, eilt durch Aschaffenburg, Offenbach, Frankfurt, wo ihm im Schwan die Kinderstube eingeräumt wird, da alle übrigen, wie auch mehrere andere Hotels, bei denen er vorgefahren, besetzt waren — durch Mainz, Saarbrück nach Metz. Er legte diese Tour in der Diligence zurück, in bunter, oft wechselnder Gesellschaft, von der er einige Skizzen mittheilt. Ohne Rast geht's weiter nach Paris auf einer einförmigen, langweiligen Straße, die nur in den lachenden Thälern von Eper-

nay und Sillery — wo man beiläufig sehr schlechten Champagner trinkt — einige Abwechslung findet. Semilasso geräth in Folge eines Gesprächs zwischen seinen Reisegefährten, einem alten Kapitän aus der Kaiserzeit und einem Gewürzkrämer aus Paris, der ein eifriger Nationalgardist war, in's Politisiren und behauptet von den guten Deutschen, daß diese wohl gern hinter einem Bierglase räsonniren, aber nicht selbst an der Regierung Theil nehmen, keine Reden halten, nicht schriftlich arbeiten, kurz keinen Dienst — unentgeldlichen nämlich — für das Gemeinwohl leisten wollen. Er belegt diese Behauptung dadurch, daß in seinem Vaterlande nicht einmal das Institut der Friedensrichter zu Stande komme und nun gar erst die Landtage — —

Wenige Tage vor dem Julifeste des Jahres 1834 trifft Pückler, wie er in einem Briefe an den Fürsten Karolath, der eine Tochter aus der ersten Ehe seiner geschiedenen Gemahlin geheirathet hatte, berichtet, in Paris ein. Mit Enthusiasmus spricht er über Louis Philipp, dessen Genie er die größte Verehrung zollt, dessen Energie und Mäßigung er die Erhaltung Frankreichs, die Ruhe Europa's beimißt. Auch eine Ansicht, die ihm von vielen Seiten verübelt, die eben so oft bekämpft ist. Ueber das Julifest selbst, welches ihm gegen seine Erwartung imponirte, theilt er viele Details mit,

lobt die Haltung der Nationalgarde, die Stattlichkeit der Munizipalgarde, ist aber weniger mit dem Linien=militär zufrieden. Den König sah er jetzt zum ersten Male und spricht sich auch vortheilhaft über dessen äußere Erscheinung aus. Dem Generalstabe hätte er sich leicht anschließen können, zog es jedoch vor mit dem Haufen zu ziehen und fand einen freundlichen Mann, der ihm Manches erklärte und erzählte, was auf das Fest, den König und dessen liebenswürdige Familie Bezug hatte. An die Fürstin Karolath schreibt er dagegen, was auf das äußere Paris, auf Moden, Luxus, geselliges Le=ben, die haute volée Parisienne, die in Paris lebenden Fremden, die dort sehr zuvorkommend behandelt, gewisser=maßen recherchirt werden, auf Diplomaten, deren Diners und vieles Andere, was besonders eine Dame interessirt, Bezug hat. Mit lobender Anerkennung, oft mit wahrem Enthusiasmus, spricht er von dem König und der ganzen königlichen Familie, welcher er vorgestellt ward und nachher sich zu öftern Malen in deren Mitte befand. Gegen die Anschuldigungen der Oppositions= und carli=stischen Journale behauptet er, daß die Hofhaltung Louis Philipps nächst der des verstorbenen Georg IV. die glänzendste und am besten organisirte sey, die er gesehen habe: jene Blätter warfen dagegen dem fran=zösischen König Geiz und Eigennutz vor und dem Hof

Mangel an gutem Ton und Routine. — Bei Hof sowohl, als auch in andern Kreisen der hohen Pariser Welt lernt Pückler die damaligen Celebritäten Frankreichs kennen, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler und Feldherrn. Später besichtigt er außer vielen anderen Kunstsammlungen, Museen und merkwürdigen Bauten in und um Paris das königliche Schloß und den Park in Neuilly und das Palais royal. Bei Gelegenheit der im Letzteren befindlichen Gemäldesammlung sagt er: „In der großen Gallerie hat der König den glücklichen Einfall gehabt, in einer Serie Bilder, ausgeführt von den geschicktesten Malern der heutigen französischen Schule, die ganze Geschichte des Hauses Orleans dem Beschauer vorführen zu lassen. Das letzte Bild ist des Königs Krönung, gleichsam die Apotheose der Familie. Es ist kein Platz mehr. Sein Nachfolger muß einen neuen Saal anfangen, und der Himmel gebe dem hoffnungsvollen, jungen Prinzen das schöne Loos, ihn so glorreich zu beginnen als der Vater den seinen beendet hat." Acht Jahre später sollte diesen Prinzen, an welchem Pückler mit großer Vorliebe hing, ein so trauriges und unerwartetes Schicksal treffen — vielleicht ein böses Omen für die ganze Familie, für den neuen französischen Herrscherstamm! Pückler äußerte sich stets sehr vortheilhaft über den Herzog von Orleans, dessen Gesinnung

und Handlungsweise er vorzugsweise deutsch nannte und der Meinung war, daß, wenn derselbe zur Regierung gelangt sey, er sich mehr und mehr Deutschland angeschlossen und den deutschen Interessen sich geneigt bewiesen haben würde, dies sowohl aus eigener Ueberzeugung, als auch auf Betrieb seiner geistreichen, hochgebildeten Gemahlin, die ein ächt deutsches Herz besitze. Der Tod des Herzogs sey ein großes Unglück für Deutschland!

Eine treffliche Schilderung entwirft der Fürst von den Reunionen der geistigen Celebritäten der Pariser Welt und macht uns mit deren Leben, mit ihrer Stellung in der socialen Welt und mit ihren Successen bekannt — für deutsche Gelehrte und Schriftsteller allerdings eine sehr traurige Zusammenstellung! Er schildert Béranger, Balzac, seine eigene Cousine (die Wittwe Benjamin Constants), L'herminier, Sophie Gai, Frau von Girardin, Dechamps, Alfred de Musset, Graf Résseguier und viele Andere mehr. Allerdings führen Messieurs les auteurs français und in gleichem Grade die schöngeistigen und schriftstellernden Französinnen ein ganz anderes, stattlicheres, geehrteres, einflußreicheres und sonach wohl auch ein glücklicheres Leben, als ihre Kollegen und Kolleginnen au delà du Rhin, weßhalb Letzteren kaum zu verargen, daß sie oft so bitter, so gereizt, so unzufrieden und so — gehässig. Mit einer

ausführlichen Schilderung der Pariser Theater und deren Koryphäen damaliger Zeit, eine Schilderung, die mit vielen Anekdoten gewürzt ist, schließt Pückler seine lange Epistel an die Fürstin Karolath. In der folgenden an Varnhagen von Ense, die außerordentlich reichhaltig, interessant und belehrend ist, wie eben ein geistreicher Mann aus weiter Ferne an einen Geistesverwandten schreibt, erfahren wir, daß der Fürst seinen früheren Plan, nach Amerika zu reisen, durch Verhältnisse gezwungen aufgegeben und wahrscheinlich Afrika besuchen werde. Jene Verhältnisse hatten aber, wie wir später erfahren, in einem Duell ihren Grund, welches dem Fürsten bevorstand. Darauf spricht Pückler von einigen geistigen Notabilitäten, von Koreff, der später in einen etwas üblen Geruch kam, von H. Heine, den er den modernen Lichtenberg nennt, zu seinem Bedauern aber nicht antraf — auch kein großer Verlust! — von der Herzogin Abrantes, der Madame Recamier, von Chateaubriand, „dem Vornehmsten im Reiche des Genius in Frankreich," von dessen Memoiren, deren Herausgabe damals als nahe bevorstehend angekündigt worden: er behauptet, daß sie das von der ganzen civilisirten Welt am begierigsten erwartete Werk wären und es grausam sey, die Veröffentlichung desselben durch eine allgemeine Kalamität, durch den Tod Chateaubriands

erst erkaufen zu müssen. Ein neuer Antrieb für mich mit der Biographie desjenigen, der jene Ansicht ausgesprochen, nicht bis nach seinem Tode zu warten, da es überdem leicht möglich wäre, daß ich vor ihm diese sündhafte Welt verließe! — Wie der Fürst mit der geistreichen Madame Gai viele Kunstschätze des modernen Babel, viele Gesellschaften und Celebritäten besucht hatte, so unternahm er mit dieser Dame auch Ausflüchte in die Umgegend von Paris, z. B. zu dem Marquis von Cüstine, einem hochgebildeten, talentvollen Manne, einem praktischen Philosophen, einem glücklichen Sterblichen, dem Pückler wohlverdientes Lob und seine unbedingte Achtung spendet. Er findet in dessen Salon ein aufgeschlagenes Buch — Rahels Briefe und fügt ein Urtheil des geistvollen Cüstine über die geistvolle Verfasserin derselben bei, welches dem Gatten der Letzteren im höchsten Grade wohlthun mußte. Wo und wann Pückler zarte Aufmerksamkeiten beweisen will, versteht es Keiner besser, als er! Bei derselben Gelegenheit erhält die Frau von Staël auch ihr Theil, allerdings im entgegengesetzten Sinne und durch einige höchst pikante Anekdoten, welche ihm über die prätentiöse Dame mitgetheilt wurden. Anziehende Mittheilungen werden uns ferner über Sir Sidney Smith, mit dem Pückler häufig verkehrte, über den emeritirten Herzog von Braunschweig,

der unserem Referenten nicht so übel gefiel, über Fanny Elsler, über die Rothschild'sche Familie und schließlich über das nächtliche Paris, ein trübes, trauriges Gemälde, dessen Wahrheit und treue Schilderung gewiß Jeder einräumen wird, der einst in tiefer Nacht die französische Hauptstadt durchwanderte.

Es folgt nun im zweiten Theile von Semilasso's vorletztem Weltgange eine Episode, die zur Beurtheilung desjenigen, der sie geschrieben, von großer Wichtigkeit ist. Nicht weil er in derselben den Verlauf eines Duells erzählt, welches er glücklich besteht, sondern weil er eine offene Charakterschilderung seiner selbst ablegt, in welcher er sich nicht im mindesten schont und seine Schwächen und Fehler ohne Scheu und unbekümmert um das Urtheil Anderer aufdeckt. Ich möchte diesen Abschnitt „Semilasso's Beichte" nennen, in welcher er seine Selbstbekenntnisse dem Publikum vertraut, diesem vielköpfigen Ungeheuer, wie es ein Schriftsteller nicht allzu schmeichelhaft genannt hat. Semilasso kleidet diese Episode nach seiner Art und Weise in ein eigenes Gewand, durch welches er seine Leser mystificiren will, dies wohl auch bei einem Theile derselben erreicht: er tritt als Fürst Pückler-Muskau offen auf und richtet ein Sendschreiben an seinen Milchbruder Semilasso, für den er jetzt einem Duell sich unterziehen muß. Er tadelt seinen Milchbruder

sehr und in vielfacher Beziehung — kann aber doch nicht von ihm lassen, muß ihn doch lieben!

Eine Stelle in Tutti Frutti hatte eine Familie, die sich dadurch betroffen gefühlt, oder vielmehr den Chef derselben, den damaligen Obrist von Cursel, einen chevaleresken, etwas excentrischen Mann, bestimmt, vom Fürsten Pückler wegen vermeintlicher Ehrenkränkung Genugthuung zu fordern. Eine gütliche Beilegung dieser Differenz scheiterte und so ward ein Rendez-vous an der belgisch-preußischen Grenze verabredet, zu dem sich Pückler von Paris aus begab und einen französischen Obristen von dort als Sekundanten mitnahm. Auf der Reise von Paris nach Lüttich betraf Pückler mancherlei Mißgeschick: sein Wagen zerbrach mehrere Male, sein Paß war vergessen worden und mußte nachgeschickt werden, im Anfange plagte ihn die Migraine und später Zahnweh. Nichts destoweniger besieht er die Merkwürdigkeiten derjenigen Städte und Gegenden, durch welche ihn der Weg führt und unterhält sich mit seinem Begleiter auf's Beste von der Gegenwart und einer für Frankreich ruhmvolleren Vergangenheit. Mit Offenheit theilt darauf Pückler seine Gemüthsstimmung unmittelbar vor dem Statt findenden Duell mit, welches in keiner Weise ein ungefährliches war, da beide Duellanten gute Schützen und die festgesetzte Schußweite nicht beträchtlich war:

im Avanciren schossen Beide, Pücklers Kugel traf den Hals des Gegners. Die Wunde war nach genauerer Besichtigung nicht gefährlich und die Sache hiemit abgethan, da der Obrist, dem Pückler alle Gerechtigkeit widerfahren läßt und der sich bei der Affaire durchaus ehrenvoll und ritterlich benahm, Satisfaction nahm.

Einige Tage noch verblieb der Fürst mit seinem Sekundanten in Lüttich, besah die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend, unter Anderem das berühmte kolossale Etablissement des Herrn Cocquerill in Seraing, und kehrte dann unter mancherlei Abentheuern über Compiègne nach Paris zurück, um, da seine projektirte Reise nach Amerika durch sein Duell verhindert worden, die Pyrenäen und später Nordafrika zu bereisen. In der Diligence, oder vielmehr in einer kleinen Arche der Messageries — Privatunternehmungen zur Beförderung der Reisenden in Frankreich, da der Staat lediglich die Beförderung der Briefe, Depeschen u. s. w. in den Malle-postes übernimmt, welche nur für drei Passagiere Raum haben — verläßt Semilasso Paris und fährt durch Orleans nach Blois, in dessen Nähe er das herrliche Schloß Chambord mit einem Commis voyageur und in dessen Einspänner besucht, ferner das Schloß Amboise und das wohl erhaltene Chenonceaux, dem er eine ausführliche und detaillirte Beschreibung widmet.

In Tours muß er zwei Tage auf seinen Diener warten, der auf der Diligence keinen Platz gefunden hatte — in Frankreich werden keine Beiwagen geliefert — und während dieser Zeit sich ohne seine Effekten, selbst ohne reine Wäsche und die nöthigsten Bequemlichkeiten behelfen. Das versetzt ihn in üble Laune, die er durch Lektüre zu verscheuchen sucht. Unglücklicher Weise fallen ihm die Paroles d'un Croyant von Lamennais in die Hände, über die er sich schwer ärgert und kein gutes Haar weder an ihnen, noch an dem Verfasser läßt. Durch Walter Scotts Quentin Durward, der in der Gegend von Tours theilweise spielt, müht er sich den bösen Eindruck vom Buche des „Pfaffen" wieder los zu werden. Seine üble Laune währt jedoch fort: auf einem Spazierritt vergleicht er Frankreich, oder vielmehr jene Gegend mit ihren waldentblößten Fluren, unabsehbaren Feldern, zerstörten Schlössern und vernachlässigten und schmutzigen Städten und Dörfern mit einem zurückgekommenen alten Edelmanne, der gern wieder jung werden möchte und wenig Werth mehr auf das Vergangene legt. Deutschland dagegen erscheint ihm wie ein Parvenu und ein Jüngling dazu, weil es, vielleicht mit größerer Lebenskraft begabt, dennoch nicht halb so schnell gelebt hat. Er prophezeihet ihm daher auch eine bessere Zukunft — was Gott gnädiglich verleihen möge!

Das eben besprochene Schreiben des Fürsten ist an seinen Schwager, den Grafen Kospoth gerichtet, das folgende aus Bordeaux an seinen Halbbruder, den Grafen Seidewitz, dem Pückler, der ältere Bruder, mit inniger Liebe zugethan ist. Er begleitet sein Schreiben mit einer Sendung des besten Bordeauxweines, von dem sowohl der Absender wie der Empfänger große Verehrer sind, was einen Beweis mehr für ihren guten Geschmack liefert. Pückler gefällt sich in Bordeaux, besichtigt und beschreibt die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend, flicht einige pikante Anekdoten ein, läßt sich das Bordeauxer Gewächs schmecken, betrachtet und bewundert hübsche Weiber und Mädchen, die bereits an das benachbarte Spanien erinnern, und bewundert mit nicht geringerer Wärme die herrliche Lage der stolzen Stadt, deren ersten Anblick er mit denen von Neapel und Dublin zu den grandiosesten rechnet. In dem nun folgenden Reisejournale erzählt Semilasso seine Weiterreise nach den Pyrenäen, seine Begegnisse und Wahrnehmungen auf dieser Reise, die er in bunter, oft wechselnder Gesellschaft in einem großen Postwagen unternahm. Der Weg führt ihn durch Agen und Auch nach Tarbes, in welchen Städten er die Kirchen und Schlösser, die Ruinen und Neubauten nicht unberücksichtigt läßt. In Tarbes hält ihn das ungünstige Wetter,

(es war gegen Ende Oktober) längere Zeit fest, und als es sich wieder aufgeklärt hat, fesseln ihn die dortige Gegend, die herrliche, großartige Natur, das milde, gesegnete Klima, die biederen, unverdorbenen Menschen der Art, daß er länger als sechs Wochen am Fuße der Pyrenäen verweilt, theils und hauptsächlich in Tarbes, theils in benachbarten Städten und Dörfern, in Bagnères, in Argeles, Lourdes, im Bade St. Sauveur, in Cauteretz, in Pau u. a. m. Er beschreibt sein längere Zeit am Fuße und in den Schluchten und auf den Höhen der Pyrenäen geführtes Stillleben in zwei umfangreichen Briefen der Frau Fürstin von Pückler-Muskau, welcher er nicht genug die Schönheit und Erhabenheit jener Gegenden zu rühmen weiß und sie nicht allein zu bestimmen sucht, dieses Eldorado selbst zu besuchen, sondern sogar seinen Wunsch und seine Absicht ausspricht, sich dort anzukaufen und niederzulassen. Zu dem Ende hat er sich schon mehrere Punkte ausersehen, wo er in der herrlichsten und üppigsten Natur sich ansiedeln möchte; er hat Schlösser und Villen, die zum Verkauf ausgeboten, besichtigt und schwelgt mit dem Gedanken, in diesem gefundenen Eldorado an der Seite seiner Herzensfreundin seine Tage beschließen zu können. In dieser Gemüthsstimmung, die uns das Bild der Ruhe und Zufriedenheit bietet, erscheint Semilasso

wahrhaft liebenswürdig, rein menschlich, froh genießend, harmlos und glücklich: er hat Stand und Rang abgestreift, genießt froh das einfache Leben, schwelgt in der erhabenen, ihn umgebenden Natur und gibt sich ganz so, wie sein wahrer, innerster Kern, frei von jeglicher Hülle, beschaffen ist. In dieser Form müssen wir ihn lieben und übersehen gern einige Schatten, deren wir auf dem hellen, freundlichen und ansprechenden Bilde sonst wohl gewahr werden.

Es scheint in der That dem Fürsten ernst gewesen zu seyn in jener Gegend, hart am Fuße der Pyrenäen und nahe der spanischen Grenze, sich haben niederlassen und ein Asyl finden wollen. Die Verhältnisse daheim sprachen ihn nicht an, weder die traurige Gegend, in welcher seine Besitzungen lagen, noch die Menschen, noch die Regierung; er sehnte sich nach Ruhe, nach Abgeschiedenheit, nach heiterem, ungetrübten Genuß. Alles das bot ihm das Land, wo er sich damals aufhielt: eine großartige Natur, üppige Fruchtbarkeit, mildes Klima, einfache, unverdorbene Menschen, Freiheit und Ruhe — ich glaube deßhalb, daß es in Wahrheit sein Ernst war, sich dort „Hütten zu bauen," obwohl er ähnliche Entschlüsse schon zum öftern gefaßt und wieder aufgegeben hat. Vor der Entäußerung seiner Besitzungen in Preußen wären dieselben auch nicht wohl

auszuführen gewesen, da ihm einmal die Sorge für jene nicht erlaubt haben möchte, in einem fernen Lande sich für die Dauer niederzulassen und dann zur Realisirung jenes Planes bedeutende Mittel erforderlich gewesen wären. Ein Verkauf seiner Herrschaft würde damals aber viel Schwierigkeiten und Hindernisse gefunden haben, da die Grundstücke gerade zu jener Zeit nicht in sonderlichem Preise standen und nicht begehrt waren, auch eine so ausgedehnte Herrschaft wie Muskau nicht leicht einen Käufer findet, der über die erforderlichen Summen gebieten kann. Zur Zeit würde sich das Verhältniß leicht anders gestalten: liegende Güter sind sehr begehrt, stehen hoch im Preise und Niemand könnte den Fürsten an dem Verkauf der Herrschaft Muskau — anders verhält es sich mit der Herrschaft Branitz, welche ein Majorat bildet — hindern, zumal alle Verhältnisse dermalen trefflich geordnet sind. So viel Pückler für sein Stammschloß gethan, mit welcher Liebe er seinen Park gepflegt, welche Mühen und Opfer er auf diesen wie auf jenes verwendet hat, so glaube ich doch, daß er bei vorkommender günstiger Gelegenheit Muskau verkaufen würde, um sich in einer schöneren und fruchtbareren Gegend, in einem milderen Klima, in einem Lande, dessen Regierung ihm mehr zusagt, als die vaterländische und unter Menschen, die ihm mehr behagen, als seine Lands-

leute, wieder anzukaufen. Die Zeit wird es lehren, ob ich wahr prophezeihet!

Aus Tarbes datirt Semilasso einen Brief an den Grafen Veltheim, den berühmten Hippologen, in welchem er die Gestüte von Pau und Tarbes, in denen sich mehrere berühmte arabische Hengste befanden, ausführlich beschreibt und aus einem Manuscripte des Herrn von Portes, der längere Zeit im Orient verlebte, Uebersetzungen über arabische Pferdezucht, über das Leben, die Sitten und Gebräuche der Araber, über ihren Aberglauben bezüglich der Prophezeiungen Mohameds von Flecken und Zeichen der Pferde u. a. m. beifügt. Ueber arabische Pferde wird uns von Semilasso später, als er sich selbst im Orient befand, noch mehr und ausführlich mitgetheilt, und können wir dann seine eigene Anschauungen und Wahrnehmungen kennen lernen, ohne nöthig zu haben, fremdes Urtheil aufnehmen zu müssen.

Eine seltsame Laune befällt Semilasso in Tarbes, er wird Einsiedler, schließt sich in sein Zimmer ein, läßt außer seiner Bedienung Niemand vor sich, steht Nachmittags zwei Uhr auf und arbeitet bis sieben Uhr am andern Morgen. Sechs Wochen lang führt er dieses einsiedlerische Leben, ohne seine Stube zu verlassen, ohne Jemand zu sehen. Natürlich fällt der sonderbare Fremdling den guten Bewohnern von Tarbes höchlich

auf, sogar die Polizei wittert Unrath, aber der Fremdling, der nothwendig eine hohe Person, oder ein berühmter Schriftsteller, oder ein geheimnißvoller Flüchtling seyn mußte, und die guten Leute in Tarbes riethen nicht so ganz falsch — ließ sich durch nichts stören. Er hatte sich das Gelübde gegeben, nicht eher die freiwillig gewählte Lebensweise und seine einsame Stube zu verlassen, bevor er einen bestimmten Abschnitt in seinen Memoiren, an denen er schrieb, schon lange vorher geschrieben hatte und noch schreibt, und deren Veröffentlichung, falls eine solche zu erwarten steht, mehr als gewöhnliches Interesse erregen dürfte, vollendet hätte. „Und in den Gelübden wenigstens, die er sich selbst ablegt, ist Semilasso felsenfest“ behaupte ich mit seinen eigenen Worten. Seine einzige Erholung, die er sich bei seiner eifrigen Arbeit und in seinem einsamen Leben gönnt, besteht in der Lectüre, aus welcher er mehreres Interessante als „Aufgefangenes“ anführt, meist wenig bekannte Anekdoten, kurze Reflexionen nnd geschichtliche Facten. Er unterläßt fast nie dasjenige, was er erfährt, sieht und lernt und was irgend Interesse gewähren oder Nutzen stiften kann, seinen Lesern mitzutheilen. Nachdem er die vorgenommene Arbeit vollendet, verläßt er sein Einsiedlerleben, macht zu Roß einige Ausflüchte in die Umgegend und bricht gegen Mitte Dezember 1834

von Tarbes auf, um sich nach Marseille zu begeben. Aus dieser Stadt schreibt er an seinen vieljährigen Freund, den Obrist von Wulffen, mit dem er, wie wir früher gesehen, vor fünf und zwanzig Jahren eine Reise durch Frankreich und Italien unternommen und längere Zeit mit demselben in Marseille verweilte. Wie hatte sich seit jener Zeit Alles verändert, die Menschen und die äußeren Verhältnisse und Zustände! Und sie selbst, die beiden Freunde, die damals in jugendlichem Frohsinn und Uebermuth fremde Länder bereisten, oft ohne Geld, aber immer lebenslustig und froh und muthwillig waren, wie hatten sie sich seit jener Zeit verändert! Recht herbe wird Pückler an den Unbestand aller Dinge, an das Vergängliche alles Irdischen in Marseille erinnert. Er findet dort viele Briefe vor, fast nur Trauerbotschaften. In einem derselben wird ihm der Tod seiner geliebten Schwester Bianca, die an den Grafen von Taufkirchen in München verheirathet war, gemeldet. Eine traurige Nachricht, ein böses Omen bezüglich seiner nahe bevorstehenden Abreise aus Europa! In einem Briefe an seine Mutter, die Frau Gräfin von Seidewitz, beklagt er den gemeinsamen Verlust und tröstet die Trauernde mit kindlichen, herzlichen Worten. Das Schreiben trägt als Datum den 31. December 1834. Pückler sagt in ihm: „Fast erstickt mir der Glückwunsch zum neuen Jahr

auf den Lippen bei so viel Kummer! Doch fleh' ich zum Himmel, daß es sein Rathschluß seyn möge, Heil und Segen, Trost und Ruhe auf Dich herabzusenden; für mich — für mich bitte ich um nichts. Mir wäre vielleicht wohler als der armen Bianca im Grabe."

Am 10. Januar 1835 setzt er dieses Schreiben ruhiger und gefaßter fort. Er hatte sich Behufs seiner Einschiffung nach Afrika nach Toulon begeben und berichtet seiner Mutter aus dieser Stadt und deren Umgebungen Mancherlei, um sie und sich selbst zu zerstreuen. In Toulon wird ihm noch das Vergnügen mit Lord Brougham zusammenzutreffen und mit einer deutschen Gesellschaft. In der Mitte des Januars 1835 schifft er sich auf dem „Krokodill" ein, langt ohne Gefährdung, mit Ausnahme der Seekrankheit, die ihn diesmal wieder, jedoch nicht in einem gar hohen Grade befällt, da es ihm möglich war, während der Seereise zu schreiben, in wenigen Tagen auf der Rhede von Algier an. Der erste Eindruck, den die weiße Häusermasse der amphitheatralisch an einem Berge erbauten Stadt auf ihn hervorbringt, ist ein überraschender und imposanter, das Innere der Stadt entspricht dem äußern Anschein allerdings nicht: enge, schmutzige Gassen, niedergerissene Häuser, ein stetes Gedränge von Menschen aller Nationen und von Lastthieren aller Arten, ein widerliches Ge-

schrei der drängenden Menge, ein häßlicher Geruch u. a. m. verleiden ihm den Einzug in die halb orientalische, halb französische Stadt. Ein comfortables Hotel, die schönen Umgebungen Algiers, die merkwürdigen Bauten in demselben, die Moscheen, die Casbah, prächtige Privatwohnungen und die Zuvorkommenheit derjenigen, denen Pückler empfohlen ist oder denen er sich vorstellt, befreunden ihn jedoch mit seinem Aufenthalte in Algerien und söhnen ihn mit vielen Inconvenienzen, die ein solcher nothwendig mit sich führen mußte, bald gänzlich aus.

In Algier, wie in allen Städten Nordafrika's, unter denen jenes eine der ersten Stellen einnimmt, umfängt den Europäer eine ganz andere Welt, eine von der europäischen ganz verschiedene Natur, andere Menschen mit fremden Sitten und Gebräuchen, ein anderer Himmel, eine andere Erde, die in üppiger Vegetation prangt; man befindet sich im Orient, wenn nicht der geographischen Lage nach, so doch in Hinsicht auf Klima, auf die Einwohner, deren Lebensart, Religion, Sitten und Gebräuche. Es ist ein herrliches Land dieses Algerien, speciositas totius orbis florentis, wie es einst die Römer, und nächst Sicilien ihre Kornkammer nannten, aber jetzt liegt es öde und wüste da durch die Schuld und Indolenz seiner Bewohner und noch mehr durch diejenige seiner Regierung, und die französische Regierung

konnte oder wollte das noch nicht wieder ersetzen, was eine dreihundertjährige türkische verschuldet hat. Wie es bei Semilasso's Anwesenheit in Algerien stand und aussah, ebenso bei der meinigen, die drei Jahre früher Statt hatte und fünfzehn Monate währte, und es wird sich auch jetzt nicht gar viel verändert und zum Bessern gewendet haben. Die Franzosen passen nicht zum Colonisiren, das haben bis dahin alle ihre Colonien, von denen sie so viele im Laufe der Zeiten verloren, bewiesen, sie können wohl erobern, aber nicht colonisiren. Obgleich sie ungeheure Summen, Menschenleben ohne Zahl und Ströme Blutes auf und in Algerien verwendet und verschwendet haben, sind sie ihrem Ziele nur um wenig näher gerückt: das Land ist unangebaut, entvölkert, der Besitz nicht gesichert, sogar die persönliche Sicherheit in einiger Entfernung von den besetzten Städten, Lagern und Posten gefährdet. Aventuriers und Bankerotteurs passen überdem wenig zu Colonisten und wer etwas besitzt, Fleiß und guten Willen hat, mag nicht aufs Ungewisse hin Vermögen und Arbeit aufbieten. So ist Algerien ein Kirchhof für Frankreichs Kinder, ein wunder Fleck für Frankreichs Finanzen, und könnte doch in Wahrheit bei vernünftiger Colonisation, zweckmäßiger Administration, bei einigem guten Willen und anfänglicher Aufopferungsfähigkeit der französischen Regie-

rung wie des französischen Volkes, in wenigen Jahren dessen blühendste, reichste und mächtigste Colonie, könnte durch seine glückliche Lage begünstigt ein integrirender Theil des französischen Reichs und wie ehedem die Kornkammer Roms, so jetzt wieder die Kornkammer für Marseille und Toulon und für das südliche Frankreich werden.

Unter den vielen interessanten Bekanntschaften, die Semilasso in Algier schließt, steht die des damaligen Gouverneurs, des Grafen Erlon, eines liebenswürdigen, kriegerischen Greises, obenan. Er verlebt viele Stunden im gastfreien Hause des Gouverneurs und lernt dort unter andern Celebritäten den brillanten General Rapatel, mit dem er eine militärische Excursion nach Duera und Buffarik unternimmt, den Admiral de la Bretonnière und den berühmten Jussuf kennen, mit welchem letztern er sich bald befreundet und einen Theil der abenteuerlichen, oft wunderbaren Lebensgeschichte dieses „sentimentalen Löwen" im Abriß gibt. Ob Alles, was Jussuf erzählte und Pückler nacherzählt, wahr ist und wahr seyn kann, lasse ich dahingestellt, bin aber der Ueberzeugung, daß letzterer seinem romantischen Freunde treu nacherzählt. Als ich mich in Algerien befand, war Jussuf, den ich häufig sah, Escadronschef der Spahis, jetzt commandirt er im Grade eines Obristen oder Generalmajors sämmtliche reguläre Spahis in Algerien, und

steht in Oran. Neuerdings hört man weniger von diesem interessanten, löwenkühnen Manne, der wegen seines häufigen Kopfabschneidens und anderer eigenmächtigen Executionen angeklagt, sich in Paris selbst verantwortete, dort Aller Herzen, namentlich die weiblichen gewann, freigesprochen, beschenkt und mit einem höheren Grade beehrt wurde, später aber das Unglück hatte, auf einer Saujagd von einem ungeschickten Gefährten gefährlich verwundet zu werden, er, der aus tausend Gefechten und Gefahren unverwundet hervorgegangen. Semilasso widmet seinem abentheuerlichen Freunde später noch einen größeren Abschnitt und hängt mit augenscheinlicher Vorliebe an diesem Naturhelden, über dessen Geburt und Jugend, wie über manches seiner spätern Schicksale ein mysteriöses Dunkel schwebt.

Von den Sitten und Gebräuchen der Ureinwohner Algeriens, wie der dort eingewanderten Europäer, entwirft Pückler viele anziehende Bilder. Er schildert der Ersteren Lebensart, Ceremonien, weltliche und religiöse, den Standpunkt ihrer Civilisation, ihre Vergnügungen, spricht in einem Abschnitt, den er die Damen zu überschlagen bittet — eine Warnung, durch welche sicherlich das Gegentheil erreicht wird — von der prostitution de la ville d'Alger, über maurische Sprache, Feste, Theater, über maurische Bälle und Musik, Kaffeehäuser,

weiterhin über französisches Militär, über Duera, Buffarik und andere Oerter, Villen und Etablissements in den Umgebungen Algiers. Im Laufe seines Berichts erwähnt der Fürst zweier Bekanntschaften, die für mich vom höchsten Interesse sind, des Kapitäns Bonorand vom Generalstabe, der ihm als Begleiter diente und der früher mein Vorgesetzter war, ein höchst gebildeter, liebenswürdiger Mann, ein geborener Schweizer, und meines jüngern Bruders, der mehrerer Fatalitäten halber Deutschland verlassen und sich in Frankreich zur Fremdenlegion engagirt hatte. Schon auf der Ueberfahrt von Toulon nach Algier hatte der Fürst meinen Bruder kennen lernen und interessirte sich bald der Art für ihn, daß er ihm durch seine Verwendung Dienstfreiheit und später den Abschied aus der Fremdenlegion verschaffte und ihn zu seinem Sekretär annahm.

Von seinem längern Aufenthalte in Algier theilt Semilasso Vieles, was auf das Land, dessen Bewohner, die Herrschaft der Franzosen, auf Klima, den Naturreichthum des Landes, die herrlichen, mitten im Winter grünenden und blühenden Umgebungen Algiers Bezug hat, mit und schaltet manch' lehrreiche Winke, Anekdoten und längere Erzählungen ein. Mit französischen Oberoffizieren, mit den Consuln verschiedener Staaten, mit angesehenen Männern und Frauen tritt er in

nähere Bekanntschaft und findet das Leben in den Barbareskenstaaten ganz annehmlich. In einem Briefe an Bettina von Arnim, die ihm den „Briefwechsel Göthes mit einem Kinde" dedicirt hatte, spricht er in anmuthiger und gewählter Sprache von seinem Wanderleben, von Afrika, von dem Mufti in Algier, den er besucht und von ihm den Einlaß in eine Moschee erlangt hat, von dem muselmännischen Rhamadan und den Festen, die jenem folgen, von Fêten und ländlichen Parthieen, von den maurischen Bädern, von einem fürchterlichen Sturm, der in Algier und namentlich unter den Schiffen im Algier'schen und in allen Häfen der Regençe wüthete, und von vielen andern Vorfallenheiten und Erlebnissen. In einem Schreiben an seinen Schwager, den Grafen Pückler, der damals als Obrist die Gardehusaren in Potsdam commandirte und jetzt General ist, schildert er den Militärstand in Algier, die verschiedenen Truppentheile und Nationen, aus denen die armée d'Afrique zusammengesetzt ist, Europäer aus allen europäischen Ländern, Türken, Mauren, Beduinen und Neger, und die ausgezeichnetsten Führer derselben, den Gouverneur Graf Erlon, die Generäle Rapatel, Trezel und Bro, den Chef der Suaven Lamoricière, den Obrist der Fremdenlegion Bernelle, Schaumburg, Commandeur der reitenden afrikanischen

Jäger — dereinst mein Chef — Marey, Befehlshaber der Spahis und Aga der Plaine, und Jussuf: — berühmte Namen, die man so häufig in Berichten aus und über Algerien las und noch liest, die Helden der afrikanischen Armee, an welche sich nachmals die berühmten Namen Duvivier und Changarnier u. a. m. anschloßen. Semilasso frequentirt häufig die Gesellschaft der höheren und ausgezeichneteren Offiziere der afrikanisch-französischen Armee, und macht in Begleitung von einigen derselben, bisweilen auch nur in der seines neuen Sekretärs, Ausflüge in die Umgegend von Algier, soweit solche mit einiger Sicherheit unternommen werden konnten. Ueber seinen Helden Jussuf theilt Semilasso viele nähere und ausführlichere Details einem Prinzen L... mit, der sich sehr für den türkischen Abentheurer zu interessiren scheint. Es ist in der That fast unglaublich, was wahre Kühnheit, brennender Ehrgeiz und Ruhmsucht, Verachtung des Lebens, Ausdauer und physische Kraft vermögen: ein glänzendes Beispiel hievon liefert uns außer andern Vorkommenheiten im bewegten Leben Jussufs die Einnahme der Citadelle von Bona durch eben diesen Jussuf und den Hauptmann d'Armandy, ein merkwürdiger, kühner und sehr unterrichteter Mann, dessen Schicksale beinahe ans Fabelhafte streifen. Uns Deutschen ist es fast unbegreiflich und scheint Vielen

unter uns in Folge dessen unglaublich, wie es noch solche Männer geben kann, die allerdings mehr Aehnlichkeit mit Homerischen Helden, als mit unsern starken Geistern, mit unsern rauhen Kriegern und berühmtesten Touristen haben.

Gegen Ende Februar, nachdem er sechs Wochen in Algier verweilt, unternimmt Semilasso auf eigene Hand eine Excursion in die Gebirge des Atlas, mitten unter die Stämme der gefürchteten Beduinen und der noch mehr gefürchteten Kabylen. Obwohl man ihn von mehreren Seiten von diesem Wagnisse, welches erfahrene Militärs und mit Algerien und dessen Urbewohnern vertraute Männer ohne eine Escorte von 2000 Soldaten unternehmen zu können bezweifelten, abrieth, ließ sich Semilasso in seinem einmal gefaßten Entschlusse, einen Theil des Innern von Algerien, namentlich die Gebirge des Atlas und die Urbewohner des Landes in ihren Tribus aus eigener Anschauung kennen zu lernen, nicht irre machen, bat den Gouverneur von Algier um Empfehlungsschreiben an die Chefs einiger benachbarten und mit den Franzosen befreundeten Stämme und brach in Begleitung einiger Bekannten, die sich seinem Zuge anschlossen, eines Dollmetschers und mehrerer Diener von Algier auf. Er beschreibt mit vielem Humor seine Suite, der sich bald eine Escorte Beduinen unter dem ein-

äugigen Schech Ali Ben Khasmadschi anschloß, sich und seinen Anzug und sein treffliches, vom Obrist Marey ihm überlassenes Roß, seine Begleiter, die Beduinen, die Gegend, die er durchstreift, seine Aufnahme unter den Beduinen, eine beduinische Mahlzeit, sein Bivouak in einer Laubhütte, die Blutgier der afrikanischen Flöhe und viele andere Einzelnheiten. Im nächsten Tribus empfängt ihn ein anderer Schech, Araby mit Namen, ein würdiger, Vertrauen einflößender Beduine, der ihn mit zuvorkommender Gastfreundschaft aufnimmt und ihn weiter geleitet. Ueberhaupt flößen ihm die wilden Söhne Afrikas und die Bewohner des Atlas, die Kabylen, nicht die geringste Furcht ein und obwohl sie der Schrecken ihrer Feinde, sind sie gegen Freunde, die sich ihnen vertrauensvoll nahen, die biedersten Wirthe und selbst Beschützer. Es waren diese Stämme übrigens, was nicht außer Acht zu lassen, mit den Franzosen befreundet, der Reisende von dem Gouverneur ihnen dringend empfohlen und derselbe, wie seine Begleitung, zwar vollständig bewaffnet, aber doch nicht in französischer Kriegstracht; die ohne Zweifel ihre Sicherheit gefährdet haben würde, sondern in der Landestracht, in Bernus und arabischer Unterkleidung, oder in Civilkleidern. Durch Zureden bewegt Semilasso den ihn geleitenden Beduinenhäuptling den Streifzug weiter auszudehnen und mitten

durch ein von Kabylen bewohntes Land bis an den Hammal, einen hohen Berg im Atlas, vorzudringen. Nach vielen Schwierigkeiten gelingt es ihm gegen die Befehle des Gouverneurs und die Abmahnungen seiner Begleiter nicht allein, sondern auch gegen die Bedenklichkeiten des gewissenhaften Araby diesen dahin zu bringen, den gefahrvollen Zug und die Besteigung des Hammal zu gestatten. Glücklich und ohne von den raub- und mordgierigen Stämmen der Umgegend belästigt zu werden, erreicht unser Reisende seinen Zweck, bivouakirt, da ein abscheuliches Regenwetter eingetreten, nachher mehrere Tage in dem Tribus seines wohlgesinnten Wirthes und Beschützers und kehrt am Meeresstrande über Maison quarrée nach Algier zurück, wo sein glücklich bestandenes Wagniß viel Sensation erregt.

Bis gegen Ende März verbleibt Semilasso noch in Algier, und schifft sich dann auf einem Dampfboote nach Bona ein. Ueber seinen ferneren Aufenthalt in Algier theilt er noch viel Anziehendes und Lehrreiches mit, was er um so mehr konnte, da ihm von allen Seiten mit der größten Zuvorkommenheit und Freundlichkeit begegnet und allen seinen Wünschen mit der größten Bereitwilligkeit gewillfahrtet wurde. Durch Herrn Klimerath, der eben eine Reise zu dem nachmals so mächtigen, gefürchteten und berühmten Abdel-Kader un-

ternommen hatte, erfährt er mancherlei über diesen Häuptling, und von dem Reiche, welches derselbe beherrschte; auf Soireen und Diners, welche er entweder selbst gibt oder besucht, viel Neues über das Land, in welchem er lebt, und über dessen Bewohner, und viele pikante Anekdoten aus andern Ländern und in der verschiedenartigsten Beziehung; bei einem Gastmahle, welches der frühere Bey von Tittery ihm zu Ehren veranstaltete, lernt er die arabischen Sitten und Gebräuche der Vornehmen des Landes kennen und hört Vieles über die Art der Kriegsführung in Algerien, über Ibrahim Pascha, über die Einnahme von Algier, den dort vorgefundenen Schatz, über Bourmont, Duperré u. a. m.

Mit seinem neuen Sekretär und einem achtzehnjährigen Mauren, den er an die Stelle seines Pariser Dieners genommen hatte, verläßt Semilasso auf dem Dampfboot „Brasier" Algier und ist so glücklich auf dieser Seefahrt von der leidigen Seekrankheit nicht befallen zu werden. Das Schiff hält kurze Zeit in Bugia, welchen halb verfallenen, aber malerisch und in einer fruchtbaren Gegend gelegenen Ort Semilasso in der Kürze besichtigt und dann ohne Verzug nach Bona schifft, wo er ohne Fährlichkeit landet und bei dem Herrn von Armandy, dem er durch einen Brief Jussufs empfohlen worden, die gastfreieste Aufnahme findet. In Bona gefällt es

Semilasso außerordentlich, da auch hier Jedermann seinen Wünschen zuvorkommt und ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen sucht. Er spricht dies anerkennend in einem Briefe an seinen langjährigen Freund, den Baron von Voght in Hamburg, aus, dem er über Bona und dessen fruchtbare, blühende Umgebungen die reizendste Schilderung entwirft und aus seinem dortigen Leben das Wichtigste mittheilt. Nach der Beschreibung einer ergiebigen Saujagd und der Wiedererzählung der von seinem liebenswürdigen Wirthe erlebten Schicksale in Persien und anderen Theilen Asiens bricht er in ein Lob der Unabhängigkeit aus, als Antwort auf die Frage des Barons von Voght, weßhalb er unstät umherirre und seine Talente und Erfahrungen nicht zum Nutzen seines Vaterlandes anwende, mit andern Worten: weßhalb er nicht in den preußischen Staatsdienst trete?

Den letzten Brief aus Bona richtet Pückler an seinen Neffen, den Grafen Louis von Pückler, von dem es damals hieß, daß er zum Erben und dereinstigen Herrn von Muskau bestimmt sey. Graf Louis stand zu jener Zeit im Begriff, die Schule mit der Universität Bonn zu vertauschen, weßhalb ihm der Onkel aus Afrika gute Lebensregeln ertheilt, ihm zugleich aber auch über Afrika mehrere Specialia mittheilt, z. B. über seine Wohnung in Bona, über seine Küche, über einige Ausflüchte

in's Innere des gesegneten, aber vernachlässigten Landes, über Alterthümer, die Trefflichkeit der Berberpferde, über die Spahis und über die Urbewohner des Landes. Er verwahrt sich in diesem Schreiben gegen die Beschuldigungen einer Berliner Dame, daß seine oft zur Schau getragene Religiosität und Liebe zu seinem König eitel Heuchelei und Affektation sey. Nach einer längeren Rechtfertigung und Nachweisung, wie er seine Aussprüche und seine innerste Gesinnung und Ueberzeugung gedeutet haben will, schließt er mit den Worten, daß Gott und König wahrscheinlich eine weniger harte Meinung von ihm hegten, als seine Recensenten und jene Berliner Dame.

In einem kleinen Genuesischen Handelsschiffe bewerkstelligt Semilasso mit seinen Begleitern die Ueberfahrt von Bona nach Biserta, einem tunesischen Hafen. Die Fahrt gehört zu den langweiligsten und widerwärtigsten: ein enges, kleines Schiff, schlecht gelenkt und ohne jegliche Bequemlichkeit, Windstille, Mangel an Lebensmitteln und acht Tage unterwegs auf einer Entfernung, die in ein bis zwei Tagen gewöhnlich zurückgelegt wird. Man muß auf der Insel Tabarka anlegen und ist ernstlich in Gefahr zu scheitern oder von den wilden Bewohnern des Küstenlandes geschlachtet zu werden. Doch geht am Ende noch Alles gut und die Vittoria, der Name des Genuesischen Schiffes, läuft glücklich im

Hafen von Biserta ein. In dieser Stadt ruht sich Semilasso einige Tage von den Fatiguen der Seereise aus, unterläßt aber nicht während derselben die pittoreske und mit Alterthümern bedeckte Umgegend von Biserta nach allen Richtungen zu durchstreifen, was man in dem Tunesischen Barbareskenstaate ohne Furcht seinen Kopf und sein liebes Leben zu verlieren und in jeder Hinsicht viel sicherer wagen durfte, als in dem unter französischer Herrschaft stehenden Algerien. Auf der Landreise von Biserta nach Tunis, welches eine Tagereise von jenem entfernt liegt, kömmt man bei den Ruinen von Utika vorbei, in denen ein Mahl bei heftigem Regenwetter eingenommen und auf Cato's Gesundheit im Elysium getrunken wird. Der erste Anblick von Tunis von den es umgebenden Höhen ist sehr malerisch, nicht so angenehm der Einzug in die Stadt selbst durch verfallene, schmutzige Straßen, in einem widerlichen, pestilentialischen Gestank, wogegen der Berliner Schaafgraben eau de mille fleurs. Auch in Tunis findet Semilasso die zuvorkommenste und herzlichste Aufnahme bei Privaten, bei den verschiedenen Konsuln und später auch bei dem Bey und den höchsten Behörden. Er richtet sich in einem für ihn schon früher gemietheten Hause so gut als thunlich ein und beklagt sich nur über die gräßlichen odeurs, denen man in einer Stadt in Nordafrika,

vielleicht im ganzen Orient, einmal nicht entgehen kann. In einem längeren Aufsatze, den der Fürst dem Geheimenrath Grävell aus Tunis dedicirt, gibt er einen Abriß der tunesischen Geschichte, insonderheit der Beherrscher von Tunis, die wenig Erquickliches bietet und meist in Intriguen, Kerker, Mord und Empörung besteht. Darauf beschreibt Semilasso seine Audienz bei dem Bey im Bardo, die dabei beobachtete Etiquette, das Innere des Palastes, den Bruder des Bey, den Sapatapa (ersten Minister) und andere Hofbeamte, Diener und Eunuchen. Bei Erwähnung der Einwohner, deren verschiedenen Raçen, Bildungsstufe, Indolenz, Aberglauben und Fanatismus gegen Christen, läßt er sich eines Weiteren über die mohamedanische Religion und deren Stifter aus und geht dann auf die Rechtspflege in Tunis über, die ihm durch die Schnelligkeit der Procedur, durch ihre Oeffentlichkeit und die Gerechtigkeit der Richter viele Vorzüge vor dem Rechtsgange sogenannter civilisirter Völker zu haben scheint. Wenigstens erspart man bei ihr Kosten, langwierige Prozesse und Einkerkerung. Um den lebenslustigen Geheimerath nicht bloß mit trockenen Materien zu unterhalten, fügt Semilasso seinen Berichten eine Schilderung der tunesischen Schönheiten bei, eine Beschreibung des Harems des Bey, welche er der Gemahlin eines Konsuls verdankt, und der Festlichkeiten

bei einer Vermählung des damaligen Bey, durch welche er den Geheimerath, der nicht allein berühmter Jurist und Philosoph, sodern auch amateur und connaisseur des schönen Geschlechtes ist, zu erfreuen hofft.

Seinen ferneren Aufenthalt in Tunis bis zu seinem Aufbruche nach dem Inneren des Landes, bis dahin für Europäer meist eine terra incognita, erzählt Semilasso in einem langen Aufsatze seiner geschiedenen Gemahlin. Es würde zu weit führen, wenn ich selbst das Wichtigste aus jenem Zeitabschnitte aufzählen wollte, ich begnüge mich damit, daß dem fremden Reisenden von dem damaligen Bey, der sehr krank war, auch bald darauf starb und seinen Bruder mit Uebergehung seines eigenen, schwachen Sohnes zum Nachfolger hatte, die Erlaubniß zu einer ausgedehnten Reise in das Innere seines Reichs bereitwillig ertheilt und diese Erlaubniß von seinem Nachfolger, dem neuen Bey von Tunis, Sidi-Mustapha, bestätigt und noch erweitert ward. Den vielen Ruinen in der Nähe von Tunis, besonders denen von Karthago, widmet Semilasso große Aufmerksamkeit und berichtigt viele irrige Ansichten, die sich über dieselben verbreitet haben. Außer vielen anderen Merkwürdigkeiten und Erlebnissen erzählt Pückler den Tod des Bey, dessen Leichenbegängniß und die Thronbesteigung des neuen Bey, die dies Mal glücklicher Weise ohne Aufstand und

Blut ablief, ein in der tunesischen Geschichte seltener Fall. Der neue Regent, dem Semilasso seine Aufwartung macht, ist noch günstiger für ihn gestimmt, als sein verstorbener Bruder und überhäuft den fremden Reisenden mit Artigkeiten und materiellen Beweisen seiner Zuneigung. Auch von anderen Seiten werden ihm solche zu Theil und demzufolge verlebt Semilasso seine Tage in Tunis, in den Umgebungen der Stadt, auf Villen befreundeter Familien und auf weiteren Ausflügen eben so angenehm wie lehrreich. Daß er Alles, was Tunis irgend Merkwürdiges bietet, nicht unberücksichtigt läßt, unter Anderem den Sklavenmarkt, eine Sitzung im Justizsaale unter dem Präsidio des Bey, bedarf wohl bei der uns längst bekannten Wißbegierde, Neugierde und Regsamkeit unseres Reisenden kaum der Erwähnung.

Gegen Mitte Juni tritt Semilasso seinen Zug in das Innere des tunesischen Reiches an und sendet einen ausführlichen Bericht über denselben, der beinahe zwei Bände umfaßt, an Leopold Schefer in Muskau, seinen Jugendfreund, der als Dichter und Novellist in Deutschland rühmlich bekannt ist. Schefer hatte in seinen jüngeren Jahren ebenfalls einige Theile des Orients bereist, welche Reise seine fruchtbare Phantasie häufig weit über ihre wirklichen Grenzen ausdehnt: mit um so größerer Freude mußte er die Berichte seines fürstlichen

Gönners und Freundes aufnehmen und durchlesen, zumal er durch dieselben in den Stand gesetzt ward seine Phantasieflüge zu berichtigen und selbst zu erweitern. Ich bin jedoch weit entfernt diese glückliche Disposition des lieben, biederen Schefer tadeln zu wollen, ich möchte sie im Gegentheil recht vielen Sterblichen wünschen und zugleich dasselbe zufriedene Stillleben, dessen sich der gute Schefer in Muskau erfreut.

Ich habe über Pücklers Semilasso in Afrika häufig das Urtheil vernommen, daß er nicht so anziehend und mit eben dem Fleiße geschrieben sey, wie seine früheren Werke. Dem möchte ich einestheils widersprechen, anderntheils auf die Art und Weise aufmerksam machen, wie dieses Werk entstand, unter welchen Verhältnissen Pückler es niederschrieb. Was er in den Briefen eines Verstorbenen, in Tutti Frutti, in den Jugendwanderungen und in seinem vortrefflichen Gartenwerke dem Publikum übergibt, war meist ohne große Mühe, Anstrengung und Opfer zu erlangen, konnte fleißig überarbeitet, in Folge der besten Hülfsmittel, die bald zur Hand waren, berichtigt und längere Zeit durchdacht, gefeilt und verbessert werden, bevor das Manuscript zum Druck eingesendet ward. Wie ganz anders verhält sich das Alles mit Semilasso's vorletztem Weltgange und mit Semilasso in Afrika! Pückler schrieb diese Werke während seines

Nomadenlebens, oft im Fluge, oft unter den ungünstigsten Verhältnissen, ohne Hülfsmittel, unter den drückenden Strahlen einer afrikanischen Sonne, oft am Nöthigsten Mangel leidend, ohne Tisch, ohne Stuhl, ohne Schutz gegen Hitze, Regen, Wind und Kälte. Und sobald es niedergeschrieben, ward es dem harrenden Verleger gesendet, damit es den Reiz der Neuheit nicht verliere und das gespannte Publikum recht bald von Semilassos neuesten Irrfahrten, seinem Thun und Treiben unterhalte. Dies in Bezug auf die Schreibart in den genannten Werken, die vielleicht nicht immer so durchdacht und gefeilt seyn mag, wie in den vorhergehenden desselben Autors, der Natur der Verhältnisse nach es auch nicht seyn konnte: was jedoch den Inhalt anbetrifft, so theile ich die Ansicht eines großen Theils des Publikums durchaus nicht. Welche Aufschlüsse, welche Belehrungen und höchst wissenswerthe Notizen gibt uns Semilasso nicht allein über viele und wenig bekannte Gegenden Frankreichs, sondern im Besonderen über die Länder der Nordküste Afrikas, vornemlich über Algier und Tunis; mit welchem Eifer, unter welchen Mühen, Entbehrungen und Anstrengungen dringt er in das Innere der so wenig bekannten Barbareskenstaaten, oft nicht ohne Gefahr, stets aber mit großen Kosten und Mühen! Was er über das Innere dieser Länder,

über ihre Bewohner, über Alterthümer und andere Merkwürdigkeiten mittheilt, mag viele Leser allerdings nicht in gleichem Grade ansprechen, wie Mittheilungen aus der großen Welt, Salongespräche, pikante Anekdoten aus der chronique scandaleuse, Beschreibungen von leckeren Diners und Soupers, von Festivitäten aller Art: andere Leser dagegen werden mit um so größerem Dank Pücklers Berichte aus und über Afrika, über dortige Alterthümer und so vieles Andere, was in gleichem Grade lehrreich und wissenswerth und unterhaltend, aufnehmen. Was Pückler in dieser Beziehung niedergeschrieben, hat ihm gerade den größten Fleiß und die größte Mühe gekostet und man sollte deßhalb dafür am empfänglichsten seyn. Ueberdem unterließ er es auch bei diesen Schilderungen und Berichten nie daran fehlen, das dulce cum utili zu verbinden.

Mit einem ziemlich zahlreichen Gefolge, welches außer seinen Leuten ein polnischer Obrist in Diensten des Bey, ein Mameluck des letzteren mit zwei Offizieren (Hambi), ein Dragoman, mehrere Neger und Diener vermehrt hatten, verläßt Semilasso gegen Mitte Juni Tunis und nimmt seine Richtung nach dem Inneren des Landes, zuerst nach dem Sauwan, einen hohen Berg, an dessen Fuße eine Stadt gleichen Namens liegt. Mit unendlicher Anstrengung wird der Sauwan erklettert;

Pücklers Sekretär ist in neueren Zeiten wahrscheinlich der erste Europäer, der seinen Gipfel erklimmt. Andern Tages besteht Semilasso dasselbe Wagniß, setzt dann seine Reise fort und läßt keine Ruine, keine Merkwürdigkeit, die sich auf seinem Wege darbietet, unbesucht. Er erreicht Keruan, zu welcher Stadt Christen der Zugang eigentlich verboten ist, denn es ist eine heilige Stadt, im Range die vierte und die erste, die von den Nachfolgern Mohameds in Nordafrika gegründet ward. Semilasso wird in Folge der Empfehlungsbriefe und Befehle des Bey in Keruan zwar aufgenommen und gastlich bewirthet, die große, berühmte Moschee, in welcher über 500 Granitsäulen und viele andere Merkwürdigkeiten sich befinden, bleibt ihm jedoch verschlossen. Er sendet seinen maurischen Diener Mustapha, dem als Rechtgläubiger der Eintritt nicht verwehrt ist, hin und theilt dessen Bericht über das Wunderwerk mit. Weiter vordringend stößt Semilasso auf viele Ruinen inmitten von wohlgesinnten, bisweilen auch von feindlichen Beduinenstämmen, denen er jedoch theils durch sein Benehmen, theils durch die Berufung auf die Befehle des Bey zu imponiren weiß. Er hält sich in den Städten Sfax, Susa, Media, Monaster und anderen längere Zeit auf und durchstreift die Umgegend nach karthagischen und römischen Ruinen. In Susa wartet

er behufs einer weiteren Ausdehnung seiner Reise auf neue Befehle oder Pässe des Bey (Amrha), die ihm bald im weitesten Umfange und mit der größten Generosität von Tunis übermacht worden. Semilasso bricht mit denselben und mit noch vermehrter Escorte von Neuem auf, durchzieht innerhalb zweier Monate das Land nach allen Richtungen, dringt bis an die Grenzen des Gebietes von Constantine vor, findet viele Ruinen und Monumente auf, muß sich jedoch den größten Entbehrungen unterziehen, viel von der fast unerträglichen Hitze und von unzähligem Ungeziefer leiden und sich mit der einfachsten, rohesten Kost begnügen. Bisweilen leidet er und seine Begleitung sogar daran Mangel: man ist überglücklich, wenn man nur Wasser zum Trinken und einige Eier findet. Dagegen wird die mühsame Reise reichlich durch das Auffinden grandioser, meist wenig bekannter Ruinen aus der Zeit der Karthaginienser und der Blüthezeit des römischen Reiches belohnt und Semilasso bedauert nur, daß sich ohnerachtet seiner wiederholten Aufforderungen kein Alterthumsforscher oder Architekt vom Fach, kein Naturforscher, Botaniker, Mineralog u. s. w. gefunden habe, der die Reise mit ihm unternommen. Denen, die vielleicht nach ihm dieselbe antreten möchten, ertheilt er die besten, auf Erfahrung gegründeten Rathschläge, wie sie reisen, mit was sie sich versehen sollen.

Gegen Ende August kehrt Semilasso nach Tunis zurück und findet auf den Villen des englischen und holländischen Konsuls die gastfreundlichste Aufnahme. Er hat noch mehrere Audienzen bei dem neuen Bey, der ihm sehr wohl will, wie ihn überhaupt die gesammte haute volée von Tunis, die zwar sehr viel Kleinstädtisches hat, auf jede Weise auszeichnet und fêtirt. Unter diesen annehmlichen Verhältnissen bleibt er bis Ende Oktober in Tunis, dann verschwindet er plötzlich — wie uns in einem fingirten humoristischen Briefe eines Tuneser Arztes an den Hofgerichtsassessor Seidel in Muskau, dem jener Arzt ein Manuscript des verschwundenen Semilasso, den er ärztlich behandelt und Spuren von Melancholie und Irrsinn an ihm entdeckt haben will, überschickt, welches Manuscript er auf guten Glauben an Zahlungsstatt angenommen und jetzt bittet, dasselbe zu verwerthen und ihm aus dem Erlös sein ärztliches Guthaben zukommen lassen.

IX.

In Kurbes, einem einsamen, verfallenen, nur von einigen arabischen Fischern bewohnten Orte, finden wir den verschwundenen Semilasso wieder. Sein Körper ist abgespannt, sein Geist sehnt sich nach Ruhe: er wählt daher das abgelegene, verlassene Kurbes und gebraucht die dortigen, heißen Mineralquellen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, gleichwie er seinen Geist durch Einsamkeit, durch Beschäftigung mit sich selbst, durch Lektüre und nicht all' zu angestrengte Arbeit, durch völlige Abschließung von der stürmenden Außenwelt, durch Ruhe und Frieden wieder aufrichten und kräftigen will. Deßhalb wählte er das einsame Kurbes an Afrikas Nordküste, unfern von den Ruinen Karthago's und hart am Strande des Meeres, ein Badeort, welcher der fashionablen Welt eben so unbekannt seyn mag, wie den gelehrten europäischen Aerzten. In dem unbekannten und deßhalb schon glücklichen Kurbes weiß man wenig von einer Saison; außer Semilasso befindet sich

nur noch ein Badegast dort, der Graf Erdmann, ein mysteriöser, unheimlicher Mann, mit welchem Semilasso allein und häufig verkehrt und über diesen Verkehr wie über seinen Aufenthalt in Kurbes in seinem „Vergnügling," welcher als erster Theil des „südöstlichen Bildersaals" 1840 bei Hallberger in Stuttgart erschien, ausführlich spricht. Dieses Werk enthält Wahrheit und Dichtung, wie der Verfasser in dessen Bevorwortung selbst andeutet, doch ist letztere von ersterer leicht zu unterscheiden und auf den ersten Blick zu erkennen, wo diese beginnt und jene aufhört. Vielem, was uns romanhaft oder als Phantasiegemälde erscheint, mag auch einige Wahrheit, in frühern Zeiten, in einer excentrischen Jugend wirklich Erlebtes zum Grunde liegen: ich kann in dieser Schrift jedoch nur auf das Rücksicht nehmen, was im Ernst gesprochen und auf Wahrheit Anspruch macht, obwohl zur Charakteristik Pücklers auch dessen Phantasiegemälde, die er so sehr liebt und deßhalb so häufig in seinen Schriften wie im Leben in Phantasus' Reich sich ergeht, sehr wesentlich sind. — Semilasso verlebt die Abende in Kurbes in Gesellschaft des Grafen Erdmann, der in der Folgezeit uns noch einige Male begegnet. Die beiden seltsamen Badegäste theilen sich gegenseitig ihre Erlebnisse und Beobachtungen mit, von denen uns Semilasso einige Aus-

züge gibt. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht seine Abhandlung über Diener und im Besondern über einen vollkommenen Diener, den jedoch Pückler nach seinen Ansprüchen, wenn sie ernstlich gemeint seyn sollten, wohl schwerlich unter Sterblichen finden möchte. Eine längere Episode, eine Novelle, in welcher ein Herr von Rosenberg, der mit dem Fürsten, als dieser jung war, oft und große Aehnlichkeit hat, die Hauptrolle spielt, kann ich hier übergehen, obwohl der Held derselben später wieder auftaucht und in den „griechischen Leiden" die Hauptfigur spielt, so oft Semilasso sein eigenes Visier niederschlägt und eines Sündenbockes bedarf.

Dem Titel seines Buches gemäß handelt Semilasso im Eingange desselben von dem Vergnügen, was er darunter versteht und wie er es genossen haben will. Er bekennt sich offen zur epikuräischen Lehre, nicht zu der grobsinnlichen, sondern zu der verfeinerten, und behauptet, daß unser ganzes irdisches Glück im Vergnügen bestehe, wohlverstanden im nicht bloß sinnlichen, und das unterschreibt wohl jeder Vernünftige. Wahres Vergnügen schafft Zufriedenheit und Zufriedenheit schafft unser bischen Glückseligkeit. Nach Pücklers Ansicht gehört zum wahren Vergnügen Wechsel und Maß, oder nach einer weitern, auf unsere dermaligen Zustände berechneten Ansicht, Gesundheit, Geld, Abwechslung und

Selbstbeherrschung — ein gutes Gewissen, Zufriedenheit, Religiosität und andere Vorzüge und Tugenden finden sich dann von selbst. Neid und Furcht sind die größten Feinde eines Vergnüglings, die unwürdigsten Begleiter des Menschen, die weder Ruhe und Zufriedenheit, noch Vergnügen und Glück erzeugen und aufkommen lassen. Und nach diesen Ansichten, die bei ihm zur festesten Ueberzeugung geworden sind, lebt Pückler, selbst, so weit es die Verhältnisse gestatten, und er befindet sich dabei wohl, geistig wie körperlich, langweilt sich und Andere nicht — ein so häufiger Uebelstand der modernen Welt — ist nie verlegen, was er mit der lieben Zeit beginnen, wie er sich vergnügen soll, und fürchtet den Tod eben so wenig, wie er ihn herbeiwünscht.

Von Kurbes begibt sich Semilasso, nachdem der Graf Erdmann plötzlich und auf eine geheimnißvolle Art den Ort verlassen, wieder nach Tunis, verlebt dort mehrere Tage recht angenehm im Kreise seiner Freunde und Bekannten, stattet dem Bey seinen Abschiedsbesuch ab, und bedingt auf einem belgischen Schiffe seine Ueberfahrt nach Malta. Von dem generösen Bey mit Lebensmitteln überreichlich beschenkt, verläßt er im Spätherbst 1835 Tunis und landet nach kurzer Ueberfahrt glücklich auf Malta, wo er den Gesetzen zufolge in der Quarantäne die Contumazzeit bestehen muß, während welcher

ihm jedoch verschiedene Besuche die einförmige Zeit verkürzen. Unter diesen widmet er dem Missionär Joseph Wolff, einem fanatischen und einseitigen Manne, der es jedoch ehrlich zu meinen schien, die meiste Zeit und Aufmerksamkeit und unterhält sich mit ihm lange über religiöse Themata, eine wahrhafte Lieblingsunterhaltung des Fürsten, dem es keineswegs an Religiosität fehlt, nichts jedoch verhaßter ist als einseitiger und bequemer Glaube, religiöser Fanatismus, Sektengeist und vor Allem Frömmelei und Heuchelei. Die Mystiker und Pietisten, die er Hebetisten nennt, wissen das am Besten, da sie so häufig seinen Spott und Hohn erleiden müssen. Und das von „Rechtswegen" — die Türken setzen statt dieses Ausspruches und das auch unter ihre gerichtlichen Erkenntnisse: „Gott weiß es besser!"

Nach bestandener Quarantänezeit bezieht Semilasso ein comfortables Hotel in der schönen, reinlichen und großartigen Stadt, die ihm den Unterschied zwischen der Berberei, in welcher er beinahe ein Jahr zugebracht hatte, und dem civilisirten Europa, oder den Unterschied zwischen Orient und Occident lebhaft veranschaulicht. Mit Zuvorkommenheit wird er von den englischen Behörden auf Malta empfangen und mit Auszeichnung während seines dortigen Aufenthalts behandelt, eine Ehre, die er weniger seinem Stand und Range, als seiner Per-

sönlichkeit verdankt, da Engländer, die, wie es überdem aber wohl fälschlich oder doch mit großer Uebertreibung heißt, gegen den Fürsten Pückler wegen der Veröffentlichung seiner Briefe über England eingenommen seyn sollen — da Engländer, sage ich, gerade nicht die zuvorkommendste und gegen Fremde artigste Nation sind, auch fremden Rang und Stand nicht gar sehr respectiren. Der Viceadmiral Sir Josias Rowley, der die zu jener Zeit vor Malta ankernde englische Flotte kommandirte, der Hafenadmiral Sir Thomas Briggs, der Stadtkommandant Obrist Balnearis und andere höhere und niedere Angestellte im Civil wie im Militär beeifern sich dem fremden Gaste sich gefällig zu erzeigen und seinen Aufenthalt in Malta ihm so angenehm als möglich zu machen. Diners und Soupers in der Stadt wechseln mit eben so glänzenden Gastmählern und Festen auf der Flotte, ein Jeder bestrebt sich den ausgezeichneten Fremden zu fêtiren, sich ihm gefällig oder nützlich zu erweisen, ihn über Malta, über dessen frühere Geschichte wie über dessen actuelle Verhältnisse, Regierung, Budget u. s. w. zu belehren und aufzuklären. Der Umfang dieses Buchs verbietet dem Schreiber desselben leider in die nähere Details einzugehen, so wissenswerth und unterhaltend sie auch sind. Dasselbe muß ich auch in Bezug auf des Fürsten Reisen und Aufenthalt in Griechenland be-

merken, wo es namentlich an häufigen Reminiscenzen an das classische Alterthum, Beschreibungen von den noch aus jener ruhmreichen Zeit vorhandenen Denkmälern, von großartigen Landschaften und Naturschönheiten und an Schilderungen des jetzigen Griechenlands, seiner Regierung, seiner Bewohner und deren Sitten, Gebräuche und Lebensweise nicht fehlt. Nur in der Kürze kann ich erwähnen, was den Reisenden selbst betrifft, was zu seiner nähern Kenntniß und Charakteristik nützlich und förderlich und nöthig ist.

Gegen Ende des Jahrs 1835 schiffte er sich auf dem bereits reformirten, d. h. für längeren Dienst unbrauchbar erklärten englischen Dampfschiff l'Africain nach Griechenland ein. Die Ueberfahrt ist äußerst ungünstig; Sturm, Seekrankheit, Langeweile und Ekel verleiden dem unglücklichen Semilasso, dem das Meer nie wohl will, die Reise gleich sehr und verbittern ihm die Ankunft im lang' ersehnten Griechenland. Aber auch hier hören Widerwärtigkeiten aller Art, Mangel und Entbehrungen, schlechte Wohnung und eben so schlechte Kost, schlechtes Wetter, Nässe und Kälte, Schmutz, Faulheit, Indolenz, Betrügereien und Raubsucht der Eingeborenen nicht auf: deßhalb betitelt Semilasso die beiden Bände, die über Griechenland handeln, „griechische Leiden", gesteht aber beschönigend, daß auf sein damaliges Elend,

seine Noth und andere Widerwärtigkeiten bisweilen auch einige Lichtblicke gefallen seyen. Er befand sich ja auf classischem, geweihtem Boden, in Griechenland, der Wiege der Götter und Gottähnlicher Menschen!

Vor Semilasso's Abreise von Malta tritt der Graf Erdmann einigemale auf mystische Weise auf, warnend und prophezeihend, ohne jedoch seinen Schützling von einmal gefaßten Beschlüssen abwendig zu machen. Als materielles Andenken spielt er diesem ein niedliches, schwarzes Hündchen, einen Spaniel, welche Raçe Pückler vorzugsweise liebt, in die Hände, eine Gefährtin für seinen Francis, einen gleichfarbigen Hund derselben Art, welche den Namen „Norma" erhält und späterhin auf Semilasso's Schicksal nicht ohne Einfluß bleibt. Mögen wir nun von dem Grafen Erdmann, von dem Herrn von Rosenberg und mehreren anderen Personen, die uns in Semilasso's südöstlichem Bildersaal vorgeführt werden und in ein gewisses Dunkel gehüllt sind, halten was wir wollen, so muß ich ihrer doch erwähnen, da sie Semilasso selbst mit seinen Erlebnissen in den engsten Zusammenhang stellt. Es möge Jeder selbst prüfen und dann entscheiden, was er in den neuesten Werken des Fürsten für Wahrheit und was er für Dichtung halten muß und will.

Semilasso landet in Patras, wo er länger als es

seine Absicht war, verweilen muß, da ihn anfänglich schlechtes Wetter und dann die Nachricht von der Unsicherheit der Wege durch bewaffnete Banden, von partiellen Aufständen und Mordanfällen in Masse und mit gewaffneter Hand an der Fortsetzung seiner Reise nach dem Innern Griechenlands verhindern. Die in Patras ansäßigen Europäer, Consuln und Kaufleute, beweisen zwar dem Fürsten große Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, aber dennoch mußte er beinahe Hunger leiden, sich mit dem Erbärmlichsten begnügen, ohne sich selbst gegen Kälte und Näße schützen zu können. Es ist so arg, daß sein afrikanischer Diener Selim das Heimweh bekömmt und ihn verläßt: ein Grieche und ein Deutscher, ci-devant bairischer Soldat und Schweineberger geheißen, remplaçiren den fortsegelnden Afrikaner. — Sobald es die Witterung erlaubt, unternimmt Semilasso Ausflüge in die Umgegend, und sucht Ruinen, schöne Landschaften und pittoreske Fernsichten auf das Meer, auf die nahen Inseln und das feste Land auf. Auch frequentirt er bisweilen die Zirkel der in Patras wohnenden Europäer, macht sich mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen, den Institutionen und der Regierung der modernen Griechen vertraut, nimmt seine Zuflucht zur Lektüre, zur Arbeit, und unterrichtet sich auf jede mögliche Weise über das Land, welches er bereisen will, über dessen ältere

und neuere Geschichte, über seine Alterthümer und Merkwürdigkeiten. Er lernt auch mehrere berühmte Griechen kennen, den Seehelden Canaris unter Andern, und eine gefangen genommene Räuberbande, der er leicht in die Hände hätte fallen können, wenn ihn sein Schutzengel Norma von seiner vorhabenden Reise nicht abgehalten hätte. Dieses ominöse Thierchen rettete ihn schon früher vom Erstickungstode, indem durch die Nachläßigkeit seiner neuen Diener ein Kohlenbecken, dessen man sich in Ermangelung besserer Aushülfe zur nothdürftigen Erwärmung bedienen mußte, statt dasselbe auf ein eisernes Untergestell zu setzen oder die glühenden Kohlen auszulöschen, auf den bloßen Boden in das Schlafzimmer des Sekretärs des Fürsten, welches an das seinige grenzte, gestellt worden und tief in den Boden eingebrannt war. Der Rauch war schon so stark, daß der schlafende Sekretär fast asphyxirt worden und nur durch Norma, die ihn kratzte und biß, geweckt ward und zur Besinnung kam, kaum noch fähig sich zu erheben, Lärm zu machen und Fenster und Thüre zu öffnen. Auch des Fürsten, nur durch eine Bretterwand geschiedenes Gemach war bereits mit Rauch angefüllt und ohne Normas Intervention wären sicherlich alle Hausbewohner asphyxirt, obwohl sie schon jetzt unangenehme Folgen von dem Vorfalle zu tragen hatten.

Im Februar bricht Pückler von Patras auf und begibt sich nach Vostitza. Kurz vorher hatte bei einem reichen und angesehenen Einwohner Vostitza's ein gräßlicher Ueberfall Statt gefunden, damals in Griechenland keine Seltenheit. Pückler hat sich deßhalb auch mit einem zahlreichen, wohlbewaffneten Gefolge umgeben und mit einer Escorte, zwei griechischen Gensd'armen, versehen. Von Vostitza aus besucht er das berühmte, hoch in einer fast unzugänglichen Bergschlucht gelegene Kloster Megaspileon, das größte in Griechenland, in dem damals noch dreihundert Mönche lebten, dreihundert faule Bäuche, über alle Begriffe roh, unwissend, träge und schmutzig. In dem alten weitläufigen Kloster, welches von Unreinlichkeit und Schmutz starrt und keine einzige Bequemlichkeit, kaum die nöthigsten Lebensmittel bietet, schneiet der Reisende ein und muß eine Woche lang in dem Felsenneste unter den rohen, unsauberen Mönchen zubringen. Die kleinen Klöster sind in Griechenland aufgehoben, die großen hat man fortbestehen lassen: würden doch diese Düngerhaufen ebenfalls zur allgemeinen Befruchtung verwendet! Wie ein Cyniker muß Pückler in Megaspileon leben und an Langeweile fehlts auch nicht, die er jedoch bestens durch Lektüre zu verscheuchen beflissen ist. Endlich regnet es und der Weg wird wieder praktikabel; Pückler verläßt ungesäumt das reiche, aber

ungastliche Kloster und nimmt seinen Weg nach Kalavrita, wo er wie ein König empfangen wird. Er weilt hier einige Tage, um den Styx, diesen berühmten, fabelhaften Fluß, aufzusuchen. In Kalavrita lernt unser Reisende den delikatesten Fisch dieser Welt kennen, den Pestropha, den er zur Freude aller Gourmands sehr lecker beschreibt und behauptet, daß der beste holländische Turbot vereint mit der edelsten Lachsforelle aus dem Genfer See eine Ahnung von dem Geschmacke des Pestropha geben möchten. Obgleich man ihm von allen Seiten abrieth, die namentlich im Winter beschwerliche und gefährliche Reise in das Gebirge zur Aufsuchung des Styx zu unternehmen, so beharrt Pückler doch bei seinem Vorsatze. Durch Schnee und Eis und bei schaurigen Abgründen vorbei, meist auf fast ungangbaren Wegen gelangt er nach Solos, wo ihm die Einwohner Aufnahme und Quartier verweigern. Er muß lange in Kälte und Schnee harren, bis sich ein Grieche seiner erbarmt, ihn nach seiner Wohnung führt und mit einem Dutzend wilder Kameraden ihn umringt, ihn begleitet, wenn er die ärmliche Hütte verläßt und ihn gewissermaßen belagert hält. Pückler wohnt und schläft, ohne es zu wissen, bei einem gefürchteten Räuber, einem Klephtenhäuptling, der jedoch die Gastfreundschaft ehrt und seinem Gaste dies Mal kein ander

Leid zufügt, als daß er ihm für ärmliches Nachtlager und noch ärmlichere Bewirthung eine unverschämte Rechnung macht. Ueberhaupt ist das Reisen in Griechenland nicht wohlfeil und die gröbste Prellerei dort überall zu Hause.

Es hat eine eigene Bewandtniß mit dem Styx. Schon ältere Schriftsteller sind nicht darüber einig, ob sein Wasser giftig und wohin es sich verliert, und neuere Reisende und Autoren klären die Sache auch nicht ganz auf. In der Nähe des Berges Khelmos befindet sich eine fast tausend Fuß hohe senkrechte, durchaus unzugängliche Felsenwand, an deren Fuß der Krathis fließt. In der Mitte jener Felsenwand quillt der Styx hervor, der sonach von seinem Ursprunge an einen Wasserfall von fünfhundert Fuß Höhe bildet und als Staubregen niederfällt. Jedoch wenn sein Wasser giftig wäre, so müßte auch das Wasser aus dem unten fließenden Krathis schädlich seyn, was nicht der Fall ist. Das Wasser des Styx scheint sich, wie schon Plutarch bemerkt, in der Luft zu verlieren; als Pückler in der Nähe anlangte, erblickte er an der Stelle, wo der Styx aus der Felswand hervorbricht, beträchtliche Eiszapfen, die das Bild eines gefrornen Wasserfalls gaben. — Ueber Vostizza kehrt Pückler zurück, schifft sich in Lutraki ein und segelt mit günstigem Winde, den Isthmus von Co-

rinth und in weiterer Ferne die Akropolis von Corinth und die Ruinen der älteren und die Häuser der neueren Stadt zur Seite, bei Salamis vorbei in den Pyräus ein, in den berühmten Hafen der berühmten Athina — des modernen Athen! Das königlich griechische Wachtschiff läßt, weil der Hafenoffizier nicht am Bord, die spät einlaufende Feluke nicht landen und die Passagiere sind daher gezwungen, im offenen Fahrzeug die lange Nacht bei Regen und Kälte auf dem Meere zuzubringen. Eine widerwärtige Nacht und fortwährend schlechtes Wetter, weßhalb Semilasso, krank und verstimmt, nicht gleich nach Athen weiter geht, sondern im Pyräus einige Tage bleibt. Hier, bei körperlichem Uebelbefinden, unter Widerwärtigkeiten und Entbehrungen mancher Art, gibt er seinem Werke über Griechenland den wenig erquicklichen Titel: „Griechische Leiden." Der Sohn des preußischen Gesandten besucht ihn im Pyräus und ladet ihn nach Athen ein, wo eine Wohnung für ihn bestellt und eingerichtet ist. In etwas besserer Stimmung verläßt der Fürst mit dem Grafen Lusi den Pyräus und begibt sich nach Athen. Der Anblick der Akropolis mit dem herrlichen Parthenon heitert seinen Sinn auf, die Stadt des Cecrops selbst jedoch, die ein Viertel antik, ein Viertel türkisch, ein Viertel neugriechisch und ein Viertel baierisch ist, entspricht seinen Erwartungen nicht. Er

bezieht seine Wohnung in einem Hotel, in dem es zwar nicht so comfortabel ist, wie in einem pariser oder londoner, aber mindestens eben so theuer, und macht sich zuvörderst mit der Athieniensischen Gesellschaft bekannt, mit dem preußischen Gesandten, dem Grafen Lusi, mit Lyons, dem englischen, dessen Familie ihm von früher her nicht fremd ist, mit Catacazy, dem russischen und vornehmlich mit dem gebildeten, liebenswürdigen östreichischen Gesandten Prokesch von Osten, der eine eben so schöne wie liebenswürdige Gemahlin hat. Bei letzterem und in dessen Umgange bringt Pückler die meiste Zeit während seines Aufenthaltes in Athen zu und kann die Annehmlichkeit dieses Umgangs, die glänzende Unterhaltung mit seinem trefflichen und gelehrten Freunde, die traulichen Stunden, die er mit ihm verlebt, das Belehrende und Anziehende seiner Bemerkungen und Gespräche und Erzählungen nicht genug rühmen. Auch den König Otto, bei dem ihm bald eine Audienz zu Theil ward, erkennt er lobend an, obwohl er außerdem in Griechenland viel zu tadeln findet, welchem Tadel weder die Regierung noch das Volk entgeht. Der greise baierische Gesandte in Griechenland, von Kobell, nimmt sich des erlauchten Reisenden zuvorkommend an und verschafft ihm eine Eintrittskarte zur Akropolis, die zu Ehren der Anwesenheit des Königs von Baiern festlich erleuchtet

ward und an dem Tage dem Publikum verschlossen war. Einen erhebenden, wunderbaren Eindruck übt die in einem Feuermeer schwimmende Burg mit ihren wunderbaren Monumenten aus einer längst entschwundenen großen Zeit auf unsern Reisenden, der sie jetzt zum ersten Male betrat. Welche Erinnerungen und Empfindungen mußte der erhabene Anblick bei ihm, der sich dem Augenblick so ganz hingibt, alles Große und Schöne so tief bewundert und fühlt und in sich aufnimmt, hervorrufen! Den König von Baiern hatte Pückler zum letzten Male gesehen, da jener noch Kronprinz war und erblickte ihn hier auf der hell erleuchteten Akropolis zum ersten Male wieder. Ein grandioser, mehr als königlicher Zusammenkunftsort!

Ueber die Alterthümer in und um Athen, denen Pückler im Laufe der Zeit die größte Aufmerksamkeit widmet und dieselben eben so treu wie anziehend beschreibt, muß ich schweigen und bemerke dabei nur, daß er sich häufig und bitter über die unverantwortliche Vernachläßigung, selbst muthwillige Zerstörung derselben beklagt, die sie in früheren Zeiten und theilweise noch damals erfuhren. Den Tempel des Theseus hält er für das am besten erhaltene Denkmal, spricht jedoch auch mit Bewunderung und Kenntniß von dem Parthenon, dem Tempel des Jupiter, dem Stadium u. a. m. Er hatte sich in dieser Hinsicht vieler Aufschlüsse und

Belehrungen von Seiten des Professor Roß zu erfreuen, der sich damals in Athen aufhielt. Wichtiger und angenehmer sind ihm jedoch die Aufschlüsse und Belehrungen, die ihm durch Herrn von Prokesch zu Theil werden, der nicht bloß über Griechenland und die europäischen Verhältnisse, sondern namentlich über den Orient, das Land von Pücklers Sehnsucht, in welchem Prokesch längere Zeit lebte, über Mehemed Ali, den er mit Lob überhäuft, über Ibrahim Pascha und andere berühmte Männer sich ausspricht. — Semilasso genießt häufig das Vergnügen, oder wenn Andere wollen, die Ehre, mit den beiden Königen zu diniren, und sich zu unterhalten; der Dichterkönig ist sehr gnädig gegen den fürstlichen Autor. Auch mit dem Grafen Armannsperg, dem, oder vielmehr dessen Familie Semilasso viel Lob spendet, in das die Griechen aber nicht allgemein einstimmen möchten, wird Pückler bekannt und besucht dessen Soireen, in denen er viele Helden des griechischen Freiheitskampfes, Philhellenen und andere Celebritäten des damaligen Griechenlands kennen lernt, den greisen Zaymi, den Vater der griechischen Revolution, Conduriotti, Church, die Brüder Cantacuzeno, Kolokotroni, Nikitas den Türkenfresser, Ruffo, den geistreichen und gefürchteten Redakteur des Sauveur, und Mauromichalis, den Bruder desjenigen, der den Präsidenten Capo d'Istria ermordete.

Letzterer wird vielfach gelobt und das hervorgehoben, was er für das erstehende Griechenland gethan — schlimmer ging es unter seiner Regierung allerdings wohl nicht her, als unter der baierischen Regentschaft. Doch die Zeiten sind nun auch vorbei, Otto ist großjährig geworden, und trägt das griechische Nationalcostüm!

Unter mehreren Zeitungen, Journalen und Briefen, die ihm nachgeschickt worden, fällt Pückler eine deutsche Recension der drei ersten Bände des Semilasso in die Hände, eine sehr bittere Recension. Im Anfange seiner Autorlaufbahn war Pückler sehr empfindlich, und besaß nach seinen ersten glänzenden Erfolgen einen ziemlichen Grad von Autoreitelkeit, im Laufe der Zeit jedoch und eben so sehr durch übertriebenes Lob und fade Schmeichelei, wie durch harten, ungerechten Tadel und hämische Angriffe ward er mehr und mehr für Lob wie Tadel unempfindlich, in dieser Hinsicht gewissermaßen abgestumpft. Zur Zeit verschmäht er es gänzlich auf Angriffe etwas zu erwidern; früher ließ er sich häufig dazu herab und hätte wahrlich auch besser gethan, wenn er es unterlassen. Man muß in keinem Wespenneste stören. In jener Recension werden seine Berichte aus und über Frankreich einer scharfen Kritik unterworfen. Der Verstorbene, heißt es darin, war boshaft, medisant, indiscret — Semilasso ist banal und komplimen-

tenreich; früher zog derselbe gegen die englische Aristokratie los, jetzt lobt er den Bürgerkönig Louis Philipp und erhebt Alles, was dieser thut und spricht bis zu den Sternen; er gibt überhaupt nur leichte Waare und seine Mittheilungen über Paris sind flüchtig und seicht. Wie soll und wie kann man es Allen recht machen! Was hat übrigens die englische Aristokratie mit Louis Philipp zu schaffen, was England mit Frankreich? Schwerfällige Waare wollte Pückler wohl auch nicht geben, und eben so wenig über Paris, wo er nur kurze Zeit weilte, Erschöpfendes und Welthistorisches berichten. Ein anderer Recensent geht mit offenem Visir auf den fürstlichen Autor los, Wienbarg nämlich, ein achtungswerther Mann, dessen literarische Bestrebungen in jeder Hinsicht anerkennenswerth sind. Dieser wirft Semilasso Standesvorurtheile vor, worauf der Angegriffene, der auch sein Visir geöffnet hat, entgegnet, wie er überzeugt sey, daß Wienbarg bei persönlicher Bekanntschaft mit ihm anderer Meinung werden würde, ihn überdem die Erfahrung von solchem Wahn hätte heilen müssen, da er, obwohl von hoher Geburt, früher durchaus unbemerkt geblieben sey und erst als Schriftsteller einigen Ruf, Theilnahme und, wie er sich schmeichle, bei einem großen Theile des Publikums auch Liebe sich erworben habe. Dies setze er aber keineswegs auf Rechnung seines

Standes und Ranges, seiner Gelehrsamkeit und Tiefe, sondern auf Rechnung seiner Wahrheitsliebe, seines moralischen Muthes und seiner innern Freiheit im Gegensatz zu der allgemeinen Lüge, zu dem Erkünstelten und Geschraubten aller gegenwärtigen Verhältnisse und Zustände. Er schmeichle sich, abgesehen von allem Anderen, einer der wahrsten Schriftsteller der Gegenwart zu seyn, Wahrheit des Charakters und eine ächte Individualität zu besitzen, und nie zu verleugnen. Daß er ein bequemer, ungenirter Schriftsteller, werde ihm das nachsichtige Publikum verzeihen, da zumal der geplagte Deutsche die Bequemlichkeit liebe, und nun möge ihm auch das liebe deutsche Recensentencollegium verzeihen, daß er ein — alter Edelmann sey, da er viel lieber ein junger Bürger, vielleicht der Sohn eines christlichen oder jüdischen Bankiers mit zehn Millionen Papiergeld seyn möchte. — Ein dritter Recensent hat sich ein ganz eigenes Thema zur Kritik erwählt: Pücklers Vermögensumstände! Auch diesem antwortete er mit großem Freimuthe, daß er zwar noch nicht vollkommen arm sey, im Laufe der Zeiten und bei fortdauernden ungünstigen Verhältnissen und immer erhöhten Abgaben es jedoch möglicher Weise werden könnte; er sey zwar gewöhnt mit Wenigem auszukommen und werde sich, wenn jener Fall, den er überdem nicht selbst verschuldet haben würde,

eintrete, zu trösten wissen, es auch dann dem Publikum offen gestehen. Als Pückler dieses schrieb, mochte er fünfundzwanzig bis dreißigtausend Thaler jährlicher Revenuen zu verzehren haben (durch glücklichere Conjunkturen beläuft sich dermalen diese Summe viel höher), was uns für einen einzelnen Mann, auch wenn derselbe ein Fürst und an Luxus und gutes Leben gewöhnt ist, hinlänglich genug zu seyn scheint. —

Der König von Baiern, mit welchem, wie mit dem Könige von Griechenland, Pückler noch zu öfteren Malen und im vertrautesten Kreise zusammen war, verließ unter dem Donner der Kanonen Athen, wo unser Reisende durch ein Abentheuer ganz besonderer Art länger, als es in seinem ursprünglichen Plane lag, zurückgehalten ward. Es entspann sich zwischen ihm und einer schönen, liebenswürdigen Landsmännin ein Roman, in welchem der uns bekannte ominöse Graf Erdmann, oder dessen tückischer Doppelgänger, eine Hauptrolle spielte und welcher in Athen sehr trübe endete. Später erhalten wir noch Aufschlüsse über diese romanhafte Episode, die jedoch immer noch Vieles dunkel lassen. Was und wie viel an diesem Abentheuer wahr ist, lasse ich dahingestellt; wie sich Pückler häufig gefällt, eine scherzende Maske vorzunehmen und dem Fluge seiner Phantasie

freien Lauf zu lassen, so vielleicht auch in diesem tragischen Zwischenspiele.

Semilasso weilt beinahe drei Monate in Athen, erst gegen Ende Mai 1836 bricht er auf und verläßt die klassische Stadt. Er theilt noch Vieles und Vielerlei aus den verschiedensten Sphären mit, im Besonderen dasjenige, was er vom österreichischen Gesandten erfahren z. B. über Metternich, Schwarzenberg, Gentz, diesen geistreichen Gourmand, und den liebenswürdigen, weniger bekannten Wilhelm von Meyern, den Verfasser von Dya na Sore, dessen Manuscripte, wie Pückler damals erfuhr, verloren gegangen seyn sollten, jetzt aber, laut der Ankündigung einer Wiener Verlagshandlung, glücklicher Weise aufgefunden sind und demnächst veröffentlicht werden sollen. — In zahlreicher Gesellschaft besucht Semilasso das Schlachtfeld von Marathon und gibt mehrere Details über diesen ewig denkwürdigen Schauplatz. Nachdem er noch Vieles gesehen und beschrieben und viel Trübes selbst erfahren, reist er verstimmt und traurig von Athen ab und nimmt seinen Weg über Megara nach dem Inneren Griechenlands. Seinen früheren Sekretär, den er Lorenzo nannte, sendet er von Athen aus mit Manuscripten, Alterthümern und dem geliebten Francis nach Deutschland zurück und wählt einen neuen Sekretär, Herrn Emil, der lange

unter dem baierischen Militär in Griechenland als Artillerieoffizier gedient hatte. Er nimmt außerdem einen deutschen Diener an Namens Ackermann, der gleichfalls unter den Baiern in Griechenland gestanden hatte, und einen griechischen Koch, der während der griechischen Revolution Freiheitsheld und später Pirat war. Ueberdem hatte Semilasso seine Reisemenagerie durch zwei erkaufte Pferde, tüchtige ausdauernde Thiere, und mehrere Hunde vermehrt. Von dem Grafen Armansperg, vom Minister Rizo und aus anderen Ministerien waren ihm Cirkularschreiben an alle griechischen Behörden übermacht worden und in denselben letztere aufgefordert, dem hohen Reisenden Schutz und alle mögliche Dienste und Aufmerksamkeiten zu erweisen und in nöthigen Fällen ihm Escorten zu stellen.

Durch eine schöne, lachende Gegend zieht Semilasso von Megara aus gen Corinth. Eine dreimalige Zerstörung dieser einst so herrlichen Stadt, zuerst der Römer, dann unter Alarich und endlich unter Muhamed II. hat nur wenige Denkmäler und auch diese im desolatesten Zustande auf die Jetztwelt kommen lassen. Auf der Akrokorinth, von der man eine überraschende Aussicht genießt, findet man die Trümmer des einst so bewunderten Venustempels, auf denen eine auch schon wieder verfallene Moschee erbaut worden. Pückler besichtigt

die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend, den Apollotempel in jener, das Posidonium, wo die isthmischen Spiele gefeiert wurden, in dieser, und begibt sich nach Nauplia, einer halb baierischen Stadt, mit baierischen Uniformen und baierischen Soldaten angefüllt. Der Obrist Kalergi, ein gebildeter, weitgereister Mann, der während der Freiheitskriege tapfer mitgefochten und die wunderbarsten Schicksale und Gefahren bestanden hat, nimmt sich Semilasso's mit Diensteifer an, bewirthet ihn gastfrei und erzählt ihm viele Denkwürdigkeiten aus den Freiheitskriegen, den griechischen nämlich, in denen es bei weitem gräßlicher herging, als in unsern vielgepriesenen. Auf seiner Reise von Corinth nach Nauplia hatte Semilasso die Ruinen von Nemea, Mykene, von dem Grabmahl des Agamemnon und von Nauplia aus die von Argos genau untersucht, wie in Nauplia selbst den Palamid, die noch jetzt als Festung dienende obere Burg, Itz-Kale, die Festung am Meere und was sich sonst Sehenswerthes bot. Weiter geht der Zug nach Tripolitza, der einst so blühenden, in den Freiheitskriegen zerstörten und noch nicht wieder von all' dem Ungemach und Elend erstandenen Stadt. Nichts destoweniger gefällt es unserem Reisenden in derselben, wozu die lachende Umgegend nicht wenig beiträgt, die Ruinen nahe und fern, die Erinnerungen an eine große

Vergangenheit, die sich überall darbieten. Der Freiheitsheld Koliopulos empfängt und bewirthet Semilasso mit ächt patriarchalischer Gastfreundschaft und beschenkt ihn bei seiner Abreise mit zwei schönen Hunden. Ein anderer griechischer Häuptling bittet ihn sogar seinen Sohn, Dimitri, einen schönen Jüngling, in seine Dienste zu nehmen, welchem Wunsche der Fürst entspricht und den jungen Palikaren seinem Gefolge anreiht. Viele Häuptlinge, Phalanroffiziere, Behörden und Krieger geben dem scheidenden Semilasso das Geleite und lassen ihm eine große Escorte zurück, da die Gegend, welche er durchziehen wollte, nicht ganz sicher war. Am Fuße des Taygetos und an den Ufern des Eurotas entlang zieht er durch blühende, grünende Gefilde nach Mistra, wo er einige Zeit weilt, die Ruinen von Sparta, von Amyklä, das reizend gelegene Tapia und die großartige Gebirgslandschaft häufig besucht und von den Bergen seine Blicke über die Maina, eine fruchtbare, mit glänzend weißen Dörfern und festen Thürmen übersäete Ebene schweifen läßt. Unruhen, die in der Maina ausbrechen, verzögern seine Abreise von Mistra, welches er so lieb gewonnen, daß er sich in der Umgegend im Thale von Kyparissia, ansiedeln möchte, zu dem Ende den Platz um eine Riesencypresse sich auswählt und nach Athen wegen des Ankaufs dieses Ortes berichtet.

In den Ruinen von Sparta, die Pückler in einer mondhellen Nacht allein besucht, besteht er ein Abentheuer, welches mit der tragischen Begebenheit in Athen in Verbindung steht. Ohne der Warnung zu achten, setzt er seine Reise durch Griechenland fort, erklimmt mit unsäglicher Mühe den Taygetos, durchzieht Klephtendörfer, übernachtet sogar in denselben und verkehrt viel mit gefürchteten Klephten, durchzieht die Maina, weilt in Marathonisi, dem Hauptorte der unruhigen, empörungslustigen und kaum pacificirten Mainotten, deren Gastfreundschaft er jedoch rühmt und deren Sitten er schildert, und schifft sich in Limeni auf einer königlich griechischen Kanonierschaluppe nach Koron ein, segelt von hier nach Modon und begibt sich von Modon zu Lande nach Navarin. Die Bai von Navarin, welche groß genug ist alle Flotten der Erde aufzunehmen, ruft bei ihm die Erinnerung an die denkwürdige Seeschlacht hervor, die in derselben geliefert ward und Griechenlands endliche Befreiung von türkischer Herrschaft zur Folge hatte; an Ort und Stelle erfährt er mehrere interessante Details, die auf jenes untoward event Bezug haben. Ueber Kalamata, welches er den „Garten des Peloponnes" nennt, nimmt er seinen Weg nach den Ruinen von Messene und stattet unterwegs dem Kloster Vurkano, dessen Mönche gegen die Gewohnheit ihrer griechischen Kollegen

reinlich und gastfrei sind, einen Besuch ab. Die Ruinen von Messene, Reste des von Epaminondas ausgeführten Riesenbaues, erregen durch ihre Großartigkeit und Massenhaftigkeit Semilasso's Bewunderung. Der große, herrliche Eichenwald, der sie umgibt und sich weit hin erstreckt, ruft heimathliche, kindliche Gefühle in der Brust des Reisenden hervor, die durch das spärliche Mahl, welches er auf Trümmerresten in der waldigen Einsamkeit einnimmt und welches aus schlechtem Brod und kleinen Zwiebeln besteht, nicht getrübt, sondern noch erhöhet werden. Er erinnert sich seines Stammschlosses und der dort verlebten Kinderjahre, wie er die einsamsten Waldplätze an den Ufern der Neisse aufsuchend und ein kleines Wägelchen, auf welches er Lebensmittel und Spielsachen gepackt hatte, nachziehend, den Robinson Crusoë spielte. Glückliche Träumereien und glücklich, wer sich in solchen Erinnerungen noch freuen kann! Mit gleicher Wonne erfreuet er sich der herrlichen Natur im Flußgebiete des Alpheus und schwärmt nicht minder für sie, als für die erhabenen Denkmäler einer großen, längst verschwundenen Zeit, die er in Arkadia, und Phigalia findet. Ueberhaupt kehrt auf dieser Reise und in jenen Gegenden sein seit Langem geschwundener Humor wieder, er wird wieder natürlich und liebenswürdig und unterhält sich recht naiv und à son aise

mit seinen Lesern, denen er getreulich mittheilt, was er sah, was er dabei fühlte und was ihn bewegte — er will kein klassisches und erschöpfendes Werk über Griechenland liefern, sondern nur unterhalten, dann und wann belehren, treu wiedergeben, was er auf seiner Reise, die er zwar nur zum Vergnügen unternahm, die ihm aber nichts desto weniger oft viel Mühe verursachte, sah und hörte und lernte. Durch das Thal von Olympia, wo er den Ruinen des Jupitertempels große Aufmerksamkeit schenkt, gelangt er nach Pyrgos und erwähnt einer religiösen Sekte, der Naissairi, die er die „Mucker des Orients" nennt und deren Kultus in einer von Damen zu überschlagenden Stelle beschreibt. Dem Schnellläufer Mensen Ernst, der, wie später angeführt werden soll, auf diese Stelle in Pücklers Werken sich stützend nach Muskau pilgerte und in des Fürsten Dienste trat — widmet unser Reisender mehrere Seiten, in denen er von jenem originellen Menschen viele Einzelnheiten und Curiosa erzählt. Mit einigen guten Regeln für solche, die Griechenland bereisen wollen und mit Byron's Ausspruch: „Griechenland ist ein schöner Leichnam," verläßt er das griechische Festland und segelt auf einem schlechten, unreinlichen griechischen Handelsschiffe nach Zante.

Auf Zante findet Semilasso nach so langen Entbeh-

rungen und Mühen englischen Comfort und Ruhe. Die Insel steht unter englischem Scepter und erfreut sich allgemeinen Wohlstandes, obwohl die Eingeborenen nur ungern der fremden Herrschaft sich fügen und mit Neid auf die Engländer, mit Mißtrauen auf die englischen Behörden und diese wieder mit Hohn und Verachtung auf die Zantioten blicken. In geselliger Hinsicht entsteht dadurch eine schroffe Spaltung, die englischen Zirkel sind streng von den einheimischen gesondert, obwohl Semilasso den letzteren das größte Lob spendet und zantiotische Gastfreundschaft rühmend anerkennt. So unansehnlich die Hauptstadt Zante, so schön, fruchtbar und mit sehenswerthen Alterthümern ist die Insel angefüllt, die der rastlose Reisende nach allen Richtungen durchkreuzt. Viel Genuß und Unterhaltung verschafft ihm während seines längeren Aufenthaltes in Zante der Umgang und die Unterhaltung mit den Offizieren der englischen Flotte, die er bereits von Malta her kannte und die mit ihren Schiffen dermalen in den jonischen Gewässern stationirt waren. Zu einem längeren Aufenthalte auf Zante zwingt Pückler ein tragischer Vorfall. Er läßt seine Reisepistolen einer nöthigen Reparatur halber zu einem Büchsenmacher bringen, diesem bedeuten, daß die Pistolen geladen und aus Vorsorge die Zündhütchen abnehmen. Ein Kind des Büchsenmachers spielt mit den Pistolen,

die eine geht los und die Kugel streckt einen Greis todt nieder, der auf der anderen Seite der Straße am Fenster sitzt. Die Polizei mischt sich, wie natürlich, in die Sache und verzögert des Fürsten Abreise um vierzehn Tage, wo er dann nur durch wirksame Verwendung seine treuen Reisebegleiter wieder erhält. Dieser Unfall vermag jedoch keineswegs seine frohe Laune zu stören, er genießt recht con amore sein Leben und entschädigt sich reichlich für die kürzlich bestandenen Mühseligkeiten und Entbehrungen. Von Zante begibt er sich nach Cephalonia und quartiert sich in Argostoli, der Hauptstadt der Insel, bei einem Kaufmann ein, der mit Allem in der Welt handelt und unchristlich prellt. In Argostoli gibt es nämlich keine Gasthäuser — ein Mangel an Civilisation, der auf einer englischen Kolonie doppelt auffällig erscheint. In Folge einer neuangeordneten Quarantainezeit muß Semilasso auch hier länger verweilen, als er gewillt war und ihm lieb ist. Er entläßt seinen Palikaren Dimitri, der ihm Mißtrauen einflößt und der ihm nicht ohne Conner mit den mysteriösen Begegnissen in Athen, in den Ruinen von Mistra u. s. w. zu stehen scheint. Auf Cephalonia hielt sich Lord Byron längere Zeit auf, bevor er sich nach dem Festlande Griechenlands begab und bald darauf seinen Tod in Missolunghi fand. Wie immer spricht Pückler

mit großer Ehrfurcht von dem großen Todten und verfolgt jede Spur, die ihn demselben näher bringt und Aufschluß über ihn gibt. Von Cephalonia begibt sich Semilasso nach aufgehobener Quarantaine nach Ithaka, dem Königreiche des Ulysses, welches von diesem weitgereisten und weitberühmten Helden so sehr geliebt ward, nicht weil es groß und blühend und reich, sondern weil es sein war. In der unansehnlichen Stadt Vathi, dem Hauptorte der Insel, nimmt Semilasso sein Absteigequartier und durchzieht die Insel nach allen Richtungen, mit der größten Aufmerksamkeit nach Ruinen und alten Denkmälern forschend. Er stellt über den Landungsplatz des Ulysses, über die dort befindlichen Grotten, über die Burg desselben mehrere Hypothesen auf, die von den allgemein verbreiteten zwar abweichen, aber nach seinen Angaben und Raisonnements viel für sich haben. In dem einsamen Kloster Kathara findet er auf schwerem Krankenlager den Grafen Erdmann, der ihm schriftlich Aufschluß gibt über so vieles Geheimnißvolle und Wunderbare, was Semilasso seit Kurbes begegnet. Volle Klarheit erlangen wir zwar auch jetzt nicht, erfahren jedoch, daß des todtkranken Grafen bösartiger Doppelgänger dessen eigener, finstern Mächten verfallener Sohn und die schöne Dame, die den Fürsten in Athen bezauberte und die er in Kathara näher kennen lernt, um

sie bald wieder und auf immer zu verlieren, dessen Tochter, daß er selbst dem Fürsten wohlgesinnt und Freund, sein fürchterlicher Sohn dagegen des Fürsten tückischster Feind sey. Der Aufmerksame wird jedoch in dieser tragischen Episode, in diesem romantischen Zwischenwerk, noch eine tiefere Moral finden, wie denn auch Semilasso mit vielen gutgemeinten Lehren und Regeln von seinen Lesern Abschied nimmt und sie bittet, das Wahre von dem Fingirten unterscheiden zu wollen.

Von Ithaka begibt sich Semilasso wieder nach dem Festlande von Griechenland, vornämlich um Missolunghi zu sehen, wo sein Lieblingsdichter den frühen Tod fand. Mit Pietät betrachtet er die Stätten, wo Byron geweilt, das Haus, in dem er wohnte und starb — ein Meteor, welches das materielle und egoistische England, nicht würdig sein Vaterland zu seyn, erst nach dem physischen Erlöschen desselben und auch dann nur theilweise erkannte und würdigte! Von Missolunghi nimmt Semilasso seinen Weg nach Patras, welches er vor sechs Monaten verließ. So kalt es damals war, so heiß ist es jetzt (gegen Ende September), eine Folge davon sind arg grassirende Fieber. Auch Pückler wird krank und muß vierzehn Tage lang in Patras das Zimmer hüten, während dem er sich mit Romanlesen die Zeit verkürzt. Unter den vielen Briefen, die er in Patras

vorfindet, ist einer vom griechischen Gouvernement, welches den Kauf des Fürsten bei Mistra genehmigt und denselben zum griechischen Unterthan (!) stempelt. Nach erfolgter Genesung schifft sich unser Reisender in Salona ein, durchzieht das Felsenthal und die Ruinen von Delphi, trinkt aus der kastalischen Quelle, betrachtet den Felsen, von welchem 500 v. Chr. Aesop, weil er ein zu großer Freund der Wahrheit, herabgestürzt worden (heut zu Tage wäre er nur eingesperrt und möglicher Weise im Gefängniß wahnsinnig geworden), umkreist den Parnaß, den er in seiner Bescheidenheit (?) nicht zu besteigen wagt, passirt die weltberühmten Thermopylen, die er gar nicht für so wichtig hält, reist durch Zeituni und Patradschik, an welchem letzteren Orte ein großer Markt Statt hat, und wird an der Weiterreise, namentlich nach dem Olymp, nach Tempe und nach der Hauptstadt Alexanders, nur durch die häßliche Quarantaine verhindert, die, zumal auf festem Lande, eben so unnütz wie lästig ist. Am Fuße des Oeta und Angesichts des Parnasses gelangt er nach Chärronea, wo er den kolossalen Löwen sieht, den sich die besiegten Thebaner selbst errichteten; nach Livadia, in dessen Nähe er einen starken Zug aus Lethe thut und die Höhle des Trophonius besucht; nach Theben und über Platäa nach Athen, welches er vor sieben

Monaten zum ersten Male erblickte. Er erkennt lobend an, was in diesem Zeitraum für Athen gethan worden, wie die Stadt sich nach und nach aus dem Trümmerhaufen erhebt; er hat oft und viel in Griechenland zu tadeln gehabt und freuet sich wahrhaft, daß er auch dann und wann loben darf. Die höhere Gesellschaft in Athen ist ziemlich verwaist, die zurückgebliebenen Familien, die des Grafen Armansperg und des englischen Gesandten, bestreben sich, gleichwie die griechischen Behörden, den Wünschen des Fürsten zuvorzukommen. Zur Bereisung des Archipels wird ihm ein Staatsschiff, die schnellsegelnde Golette Nauplia zur Disposition gestellt, auf welcher er sich in der zweiten Hälfte des Oktober einschifft, die Inseln Aegina, Epidauros, Poros, Hydra und Spezzia besucht und dann wieder dem Festlande zusteuert und in Monemvasia landet. Hier muß er auf seine von Athen zu Lande vorausgeschickten Pferde einige Tage warten, während deren er seinen Geburtstag feiert, wie es bei seinem damaligen Nomadenleben möglich war. Er bricht darauf nach Mistra auf, wo man ihn herzlich bewillkommnet und begibt sich dann nach seinem neuen Besitzthum bei Kyparissia, beginnt sofort mit dem Abstecken und der Anlage eines Parks, dessen Plan er schon früher entworfen, und lobt bei diesem Geschäfte die Intelligenz seiner griechischen Arbeiter.

Fünf Tage arbeitete er ununterbrochen fort, mit Lust und Beharrlichkeit seinem Lieblingsgeschäfte obliegend, bestimmt den Ort zum Aufbau eines Thurmes inmitten seiner Besitzung, ordnet Pflanzungen u. s. w. an und schifft sich dann wieder auf der Nauplia im Hafen von Alt-Monemvasia ein.

Seine Tournée im Archipel fortsetzend landet Semilasso an der Insel Milos, ein armes, ödes Eiland, dessen Einwohner meist Piloten sind. Er weilt kurze Zeit in Kastro, der Hauptstadt der Insel, rühmt die Schönheit der milesischen Frauen, die Trefflichkeit des Fisches Skaros, der in den dortigen Gewässern gefangen wird, besichtigt die Ruinen der Insel und schifft sich dann nach Antiparos ein. Bei ruhiger See und stillem Winde erfreut man sich einer genußreichen Ueberfahrt an vielen Inseln und Eilanden vorbei; Pückler befindet sich in einer der heitersten Launen und entwirft eine humoristische Schilderung von seiner Umgebung, insonderheit von seiner Reisemenagerie, bestehend aus einem Hammel, einer Ente, einer Trute und einem Hunde. Auf Antiparos stattet man der berühmten dortigen Höhle einen langen Besuch ab und begibt sich dann nach Parikia, der Hauptstadt der Insel Paros, die reinlichste, freundlichste Stadt, welche Semilasso bis dahin in Griechenland gefunden. Während der griechischen Freiheitskriege litt

Paros, wie einige andere Inseln, nur wenig, daher ihr fortdauernder Wohlstand. In den antiken Marmorbrüchen der Insel kriecht Semilasso mit großer Mühe und nicht ohne Gefahr in eine enge, tiefe Schlucht, die nach einer geräumigen Höhle führt. Von Paros segelt man nach der Felseninsel Naxos, auf welcher viele edle Geschlechter, Herzöge, Grafen u. s. w. existiren, meist jedoch in tiefster Armuth. In einem Kloster, dessen einziger Bewohner, ein Exgardist der napoleonischen Armee und jetzt ein ehrbarer Kapuziner, den Gastwirth macht, richtet sich Semilasso häuslich ein und verweilt mehrere Tage, die er meist im Bette zubringen muß, die Folge einer starken Erkältung. Ueberdem hat sich auch das Wetter verschlechtert und zwingt ihn zu noch längerem Aufenthalt, während dessen er viel liest und die Merkwürdigkeiten der Insel besichtigt. Ueber Alles theilt er seinen Lesern das Wesentlichste mit, so auch, daß die Weiber auf Naxos in summa häßlich sind. Ohneachtet Regen und Sturm bricht er auf und segelt nach Syra, dessen gleichnamige Hauptstadt die größte und volkreichste Griechenlands ist, da auch Syra während der griechischen Revolution nur wenig litt. Der arme, müde und halbverhungerte Semilasso findet endlich in Syra einen leidlichen Restaurateur und einigen Comfort und freuet sich dessen sehr und innig. Auch der Gouverneur fêtirt

ihn herrlich und sonach wäre Alles trefflich, wenn sich unser Reisender nicht so oft über einen seiner Vorgänger, über den Professor Thiersch ärgern müßte, der ebenfalls Griechenland bereiste und beschrieb und in letzterer Hinsicht die größten Irrthümer beging, da er so häufig sich mystificiren ließ, wovon sein Antipode Semilasso viele ergötzliche und nichts weniger als schmeichelhafte Beispiele anführt. — Von Syra geht die Fahrt nach Tinos, Delos, einem öden Trümmerhaufen, und nach Santorin, die letzte griechische Insel, die Pückler besucht und zugleich die freundlichste und cultivirteste, wo ihm der ehrenvollste Empfang wird und er eine Woche sehr angenehm verlebt. Im Anfang December steigt er auf Candia ans Land, auf dem alten, berühmten Creta, welches damals unter Mehemed Ali's Herrschaft stand. Hier wird der hohe Reisende, dessen Ankunft vorher gemeldet worden, mit königlichen Ehren empfangen und während seines einmonatlichen Aufenthaltes wie ein König bewirthet. Aber wahrlich nicht deßhalb allein lobt er die Insel, die Einwohner, die Regierung und die Verwaltung, nicht deßhalb ist er für Mehemed Ali eingenommen und für dessen Geist und Macht und Herrschertalent: denn der Fürst Pückler ist zu stolz, um sich durch irgend etwas, was Sterbliche bieten können, erkaufen, zu aufgeklärt, um sein Urtheil bestechen zu

lassen, zu offen und zu wahr, um gegen seine innere Ueberzeugung etwas behaupten und veröffentlichen zu können. Daher wird ein Jeder, der ihn näher kennt, demjenigen, was er über Candia, dessen Regierung und über Mehemed Ali selbst mittheilt, als seiner freien Ansicht, seiner innern Ueberzeugnng den Glauben schenken, den jede individuelle Ueberzeugung, frei von Interesse und Nebenabsichten, verdient und nur das berücksichtigen, daß errare humanum est.

In einem ausführlichen Schreiben an seinen Freund und Gönner, den Ritter Prokesch von Osten, berichtet Pückler über Alles, was ihm in Candia merkwürdig und interessant erschienen. Im höchsten Grade lobend spricht er sich über den ägyptischen Gouverneur Mustapha Pascha, über den Obrist Caporal, einen Franzosen, der schon lange in den Diensten des Vicekönigs stand, über die Gesetze, die Regierung und die Administration Candia's, über das ägyptische Militärwesen u. a. m. aus und geht dann auf die Alterthümer und Ruinen, die im Innern von Candia häufig gefunden werden, über, besonders auch auf das weltberühmte Labyrinth, welches er jedoch gegen die Ansicht vieler andern Gelehrten und Reisenden nur für einen antiken Steinbruch hält.

X.

Einer Einladung des Vicekönigs von Aegypten zufolge begab sich Semilasso von Candia nach Aegypten. Zu dem Ende war ihm von Mehemed Ali eine Kriegsbrigg zur Disposition gestellt worden, auf welcher er sich am 1. Januar 1837 nach Alexandrien einschiffte. Wie er bei seiner Ankunft auf Candia und in den verschiedenen Städten der Insel mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen worden, so wurden ihm dieselben und in noch höherem Grade bei seiner Abreise von allen Seiten, von den ägyptischen Autoritäten, den fremden Consuln und der ganzen Bevölkerung zu Theil. Der Gouverneur von Candia, Mustapha Pascha, wollte seinen hohen Gast beim Scheiden mit werthvollen Geschenken überhäufen, wie solches bei den Muselmännern Sitte ist: der Fürst schlug jedoch dieselben aus, wodurch er, wenn auch ohne Absicht, den freundlichen Gouverneur vielleicht kränken mochte, aber eine Anschuldigung, die ihm später gemacht worden, glänzend widerlegte,

die gehässige Anschuldigung nämlich, daß er förmlich darauf ausgegangen sey, von Mehemed Ali, den Gouverneurs der ägyptischen und syrischen Provinzen u. a. m. werthvolle Geschenke zu erhalten. Dem Fürsten Pückler durch Ausstreuung dieser und ähnlicher Gerüchte bei dem großen Publikum schaden zu wollen, und eine andere Absicht kann man denen, die solches erdacht oder es geflissentlich verbreitet haben, kaum unterlegen, bekundet einen großen Mangel an Geschicklichkeit und Zartgefühl, eine völlige Unkenntniß des Charakters des Fürsten von Seiten derjenigen, die sich nicht entblödeten solche Dinge zu erfinden und auszustreuen. Pückler hat allerdings auf seinen Reisen in dem Oriente manche Geschenke erhalten, da es bei den Orientalen Brauch ist seine Gastfreunde zu beschenken; er konnte oft, ohne zu beleidigen, solche Gaben, die in der Regel für ihn gar keinen Werth hatten, nicht zurückweisen, was hat er aber dagegen gegeben und geschenkt! Ich bin überzeugt, daß ihm jedes Geschenk, welches er erhalten, doppelt so viel kostet, als wenn er es gekauft hätte, und nehme hievon nicht einmal die drei Pferde aus, die ihm von Mehemed Ali und Ibrahim Pascha gegeben wurden, gegen die er sich in gleicher Weise nicht wohl revanchiren konnte. Ich weiß ziemlich genau, wie viel dem Fürsten seine Reisen in der Berberei, Griechenland,

Aegypten, Kleinasien u. s. w. gekostet haben, weiß auch ungefähr, was er für seine eigene Person gebraucht hat und ebensowohl, daß er an manchen Orten den Befehlen der betreffenden Gouvernements zufolge frei bewirthet worden, und kann sonach leicht berechnen, daß ihm jene Reisen trotz aller Behauptungen des Gegentheils — nach denen man beinahe annehmen könnte, er habe sich auf denselben und durch dieselben bereichert — sehr viel gekostet und daß er gerade an jenen Orten, wo er als Gast betrachtet worden, am meisten ausgegeben hat. —

Die Ueberfahrt von Candia nach Alexandrien war ungünstig, wie wir schon so häufig gesehen haben, Semilasso's gewöhnliches Schicksal, so oft er dem Meere sich anvertraute. Die ägyptische Brigg selbst wie deren Bemannung entsprach allen billigen Anforderungen, die man an eine erstehende Marine machen durfte; für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des hohen Reisenden war die größte Sorge getragen. Im Hafen von Alexandrien ward derselbe durch fünfzehn Kanonenschüsse begrüßt und von den höchsten Würdeträgern des Vicekönigs, der selbst abwesend war, empfangen, von Boghos-Bey, dem ersten Minister Mehemed Ali's, und von Besson, dem Marineminister, ein genialer, thatkräftiger Franzose, der wegen seiner Anhänglichkeit an

Napoleon und seiner Aufopferungsfähigkeit für denselben sein Vaterland hatte verlassen müssen und unter Mehemed Ali der Schöpfer der ägyptischen Seemacht ward. Pückler bezog den für ihn eingerichteten Palast, lehnte jedoch die für ihn bestimmte Ehrenwache ab. Während seines Aufenthaltes in Alexandrien wurde er fortwährend und von allen Seiten mit der größten Auszeichnung behandelt und mit den höchsten Ehrenbezeugungen überhäuft, wie einige Recensenten behaupten, allerdings nur deßhalb, damit er günstig für Aegypten, die ägyptischen Verhältnisse und insonderheit für Mehemed Ali gestimmt werde und dieses so gewonnene günstige Urtheil später veröffentliche. Das habe er denn auch später und zwar reichlich und in übertriebenem Maße gethan — daß er schon früher, während seines Aufenthalts in Candia, bevor er Aegypten und Mehemed Ali näher gekannt, es gethan, übersieht man oder will man übersehen, da man hiefür keine Motive aufzufinden weiß, es sey denn, daß der als Gelehrter, Tourist und Mensch gleich geachtete Ritter von Prokesch eben so urtheilt wie Semilasso, und dieser nun jenem nachgesprochen haben muß. Dann muß man aber auch einräumen, daß mehrere Reisende dem Fürsten Pückler nachgesprochen haben, indem sie im Wesentlichen in dessen Urtheile über Aegypten, Mehemed Ali, u. a. m., was auf Aegyp-

ten, Syrien, Palästina u. s. w. Bezug hat, einstimmen, in welcher Hinsicht ich unter vielen Anderen nur den Dr. Schnars anführen will, dessen Berichte über Aegypten u. s. w. in der allgemeinen Augsburger Zeitung im Laufe des verflossenen Jahres abgedruckt waren, und der jedenfalls ganz unabhängig vom Fürsten Pückler schrieb, und doch im Wesentlichen mit ihm über Aegypten und Mehemed Ali übereinstimmt. Es ist aber ganz unnöthig für Pückler Gewährsmänner anzuführen, da er selbst Gewährsmann genug ist und jedenfalls unabhängig und frei von Nebenrücksichten urtheilte und schrieb. Er nahm Alles, wie es sich ihm gab, wie er es sah und auffaßte, nur seiner eigenen Ueberzeugung folgend, die allerdings nicht darauf Anspruch machen kann und auch nicht will, die allein richtige zu seyn. Dem Rathe des Herrn von Prokesch zufolge bestrebte sich Pückler bei seiner Ankunft und während seines Aufenthalts in Aegypten Alles zu vergessen, was er bis dahin Günstiges oder Ungünstiges über dieses Land und dessen Regierung vernommen, er wollte Alles selbst sehen und prüfen und darnach sein Urtheil bilden, ein rein individuelles allerdings, was aber mindestens eben den Glauben verdient, wie jedes andere. Daß nun aber Pückler, der nicht mehr und nicht weniger ist, als ein schwacher Sterblicher, durch den auszeichnenden Empfang,

der ihm in Aegypten zu Theil ward, sich geschmeichelt fühlte, daß er in Folge dessen über Manches günstiger urtheilen mochte, als wenn er nicht so aufgenommen worden, auf Schwierigkeiten bei seiner vorhabenden Reise in das Innere der unter Mehemed Ali's Herrschaft stehenden Länder gestoßen wäre, wenn man sich dem Fremdling, dem Christen, dem wißbegierigen oder neugierigen Reisenden unwillfährig und schwierig gezeigt hätte — das finde ich, und gewiß jeder Vernünftige mit mir, sehr natürlich, das Gegentheil, ich mag nicht sagen undankbar, sondern fast undenkbar. Wo ich mit Liebe und Auszeichnung aufgenommen worden, werde ich nachher nicht hämisch und bitter tadeln, gern und freudig dagegen loben was zu loben ist, und mindestens immer gerecht seyn.

In Alexandrien weilt Semilasso so lange, bis er sich genau mit den Merkwürdigkeiten der Stadt und ihren Umgebungen, mit den Denkmälern der Vergangenheit und den neuern, die Mehemed Ali errichtet hat, mit der Alexandrinischen Gesellschaft, mit der einheimischen wie mit der fremden, den Consuln der verschiedenen Länder, angesessenen Kaufleuten, Europäern in Diensten des Vicekönigs, den höhern Behörden und einflußreichsten Männern bekannt gemacht hatte. Er besuchte die im Hafen ankernde ägyptische Flotte zu mehreren Malen

und lernte auf derselben den Sohn Mehemeds, den dicken Prinzen Said-Bey kennen, der für den Seedienst bestimmt war. Gleiche Aufmerksamkeit schenkte er dem Arsenal, dem Hafen, den vollendeten oder in Angriff genommenen Bauten, den Befestigungen, dem Militär und den meisten von Mehemed Ali ins Leben gerufenen Institutionen. Was er sah, konnte er im Ganzen nur loben, immer mit Berücksichtigung des Landes und des Volkes in und unter dem es erstanden, und der Kürze der Zeit, in der es erschaffen, mit Berücksichtigung der vorhandenen Hülfsmittel, der socialen und politischen Verhältnisse, der klimatischen Einwirkungen, der Indolenz der Bevölkerung, ihrer religiösen Vorurtheile und der Stufe ihrer Civilisation. Semilasso ist jedoch keineswegs ein einseitiger und blinder Lobhudler, wo er kein Lob spenden kann, schweigt er entweder, oder er läßt seinem Tadel freien Lauf, in dem einen wie in dem andern Falle die Gründe für sein Lob wie für seinen Tadel ohne Rücksichten und ohne sich durch irgend eine Autorität bestimmen zu lassen beifügend.

Von Alexandrien begab sich Semilasso nach Kairo, wo Mehemed Ali sich damals aufhielt. War schon in Alexandrien seine Aufnahme glänzend und ehrenvoll gewesen, so hier noch um vieles glänzender und ehrenvoller. Der Vicekönig von Aegypten, in Wahrheit

und namentlich zu jener Zeit der unumschränkte Herrscher ausgedehnter und mächtiger Reiche in Afrika und Asien, empfing den deutschen Fürsten wie seines Gleichen, wie einen König. Es war für ihn in Kairo ein Palast eingerichtet worden, den er bezog und in dem er mit orientalischem Luxus bedient ward; Mehemed Ali empfing seinen Gast zum Oeftern bei sich, unterhielt sich lange und angelegentlich mit ihm und lud denselben ein ihn auf seiner vorhabenden Reise nach Oberägypten zu begleiten. Die Erscheinung des Vicekönigs machte auf Semilasso einen tiefen Eindruck: er sah den Mann vor sich, der durch Genie und Willenskraft aus dem Nichts sich zu der höchsten Stufe menschlicher Macht emporgeschwungen hatte, der Alles nur sich verdankte, der mit offenen und geheimen Feinden sein Leben lang zu kämpfen gehabt und aus allen Kämpfen siegreich hervorgegangen war, den schlauen, festen und kühnen Mann, der erlangt hatte, was er erstrebt, der groß dasteht trotz aller Angriffe und Anfeindungen und der nicht mit dem gewöhnlichen Maße zu messen ist, mit welchem gewöhnliche Menschen messen.

Da die Jahreszeit zur Bereisung Oberägyptens und der angrenzenden Länder günstig war, so säumte Semilasso nicht lange. Alles was er auf seiner vorhabenden Reise nöthig hatte, ward ihm auf den Befehl

Mehemed Ali's pünktlich und bereitwillig geliefert: die Furcht vor diesem Manne war groß, sein Wille respektirt soweit sein Name bekannt war, eben so wohl von den Osmanlis wie von den Fellahs, von den Beduinen der Wüste und den arabischen Stämmen, wie von den Negern Aethiopiens, Kordofans, im Sennaar, Dongola und andern Ländern mehr.

Der Vicekönig, der seinem Gaste voraneilte, ließ demselben den Dr. Koch, den Generalstabsarzt der ägyptischen Flotte, einen Dollmetscher und mehrere Andere als Begleiter zurück und verabredete einen Zusammenkunftsort in Siut. Semilasso bricht einige Tage nach der Abreise des Vicekönigs ebenfalls auf, besichtigt die Pyramiden und Ruinen bei Dschiseh, Abusir und Sakhara und trifft in Siut mit Mehemed Ali zusammen, mit dem er einige Tage die Reise zu Lande fortsetzt. In Keneh nimmt er von seinem freundlichen Wirth Abschied und schifft sich wieder auf dem Nil ein, weilt unter den grandiosen Trümmern von Theben und gelangt nach Assuan, einer Stadt am Nil. Im April 1837 verließ Semilasso Assuan, welches die Grenze von Nubien bildet, und drang weiter ins Innere von Afrika vor. Die Reise auf dem Nil in einer großen und einigen kleinern Barken zog er dem Landwege vor, der noch mehr Schwierigkeiten geboten haben würde,

obwohl auch die Fahrt auf dem Nil derselben genug hatte. Der Durchgang durch die Katarakten ward sogar für unmöglich gehalten, da der Nil in jener Zeit sehr seicht war, fester Wille jedoch und die Hülfe mehrerer hundert Barabra-Neger, welche die Barken durch die Felsen und Strudel schleppten und selbst trugen, besiegten die vermeintliche Unmöglichkeit. Waren die Ufer des Nils im Beginn der Reise niedrig, üppig und blühend, in Mittelägypten noch fruchtbar und wohlangebaut gewesen, so thürmten sich jetzt Felsen an den Ufern hüben und drüben auf und dazwischen und dahinter erstreckte sich trostloser Sand, nur hie und da durch einzelne Bäume, kleine Oasen oder Ruinen aus grauer Vorzeit belebt. Auf der Fahrt nach Dongola, welches er am 1. Mai wieder verließ, schiffte er an den großartigen Ruinen von Philä vorbei, die er einer langen Untersuchung würdigte und nächst denen von Theben für die merkwürdigsten und phantastischsten in Aegypten hält. Er ward im Verlauf der Reise überrascht von der Pracht und Menge der granitnen Säulen, der colossalen Statuen und Bildwerke ohne Zahl, der Massenhaftigkeit der Jahrtausende alten, oft nur wenig versehrten Monumente. Ueberall in jenen jetzt beinahe verlassenen Gegenden, bis in den tiefsten Süden, stieß er auf Ruinen, die Ufer des Nils waren buchstäblich mit

ihnen bedeckt. Der Tempel von Dandur und der Felsentempel von Jerf-Hussein erregten noch vorzüglich die Aufmerksamkeit unseres Reisenden.

Die Weiterreise durch Nubien nach dem Sennaar bot der Schwierigkeiten unendlich viele. Drei Franzosen, von denen der Eine durch die gewaltige Hitze und übergroße Anstrengung wahnsinnig geworden war, begegneten unserem Reisenden: sie hatten ihr Vorhaben, weiter vorzudringen aufgegeben, Semilasso ließ sich jedoch dadurch nicht auf- noch abhalten. Wo man sich der Barken nicht weiter bedienen konnte, oder auch wenn man näher oder ferner vom Nil gelegene Gegenden, Ruinen oder bewohnte Oerter besuchen wollte, bediente man sich der mitgeführten Pferde, Semilasso von Dongola aus eines Dromedar's, welches in Muskau sein vielbewegtes Leben endete, wo ich das fett und bösartig gewordene Thier noch sah.

Mit Pückler zu gleicher Zeit, jedoch in verschiedenen Richtungen, bereisten mehrere Europäer den Orient und vorzugsweise die Gegenden, in welchen wir Semilasso verlassen haben. Herr Rußegger besuchte und erforschte dieselben im Auftrage des Vicekönigs, um Goldwäschereien anzulegen; er hatte eine Menge Begleiter mit sich und eine sehr starke Escorte, so daß sein Zug dem einer kleinen Armee glich. Mit ihm hatte

Semilasso im Sommer 1837 in Karthum im Königreiche Sennaar eine Zusammenkunft, über welche, wie über die Mittheilungen, die ihm von Rußegger wurden, Pückler einen Bericht an die Augsburger allgemeine Zeitung einsendete, welcher Bericht nachmals die Ursache einer literarischen oder vielmehr scientifischen Fehde zwischen dem Fürsten Pückler einerseits und den Herren Rußegger und Dr. Rüppell andererseits wurde. Es ward Ersterem in Folge jenes Berichtes von Herrn Rußegger vorgeworfen, daß er seine Mittheilungen nicht ganz genau wiedergegeben, bei dieser Gelegenheit auch die Infallibilität des berühmten Reisenden Rüppell bezweifelt habe. Daraus entspann sich in der Folge ein langer und unerquicklicher Federkrieg, den Pückler von Anfang an hätte vermeiden sollen, da er ja nicht der Wissenschaft par excellence wegen reiste, keine geometrische, barometrische, geognostische und ähnliche Experimente anstellte, dazu auch weder die nöthigen Instrumente, noch die erforderlichen Kenntnisse besaß — da er gewiß auch nie behauptet hat, daß er ein großer Geograph, Mathematiker, Physiker, Mineralog und Zoolog und weiter — nichts sey. Der Eine mag der Wissenschaft wegen reisen und zwar ausschließlich und allein, der Andere der Unterhaltung und Belehrung wegen, und in letzter Absicht reiste Semilasso.

Der Herzog Max von Baiern besuchte zu jener Zeit ebenfalls Aegypten. Ein Correspondent der allgemeinen Augsburger Zeitung meldete damals aus Alexandrien, wie der Herzog sich überall beliebt gemacht und sich so generös bezeugt habe, was von einigen großen Herrn, die vor ihm da gewesen, nicht zu rühmen sey. Mit jenen großen Herrn, die den Orient ebenfalls bereisten, konnte Niemand gemeint seyn, als der Marschall Marmont und der Fürst Pückler. Gegen diese Invectiven, so hämisch sie waren und einen so niedrigen und widrigen Punkt sie betrafen, trat Pückler auf und theilte mit, da direkt von Trinkgeldern die Rede gewesen, was und wie viel er in dieser Beziehung gegeben. So erfahren wir, daß er in Alexandrien nach fünfwöchentlichem Aufenthalt 2500 Piaster (7—800 Franken), in Kairo nach vierwöchentlichem 2000 gegeben habe; er könne sich allerdings eben so wenig wie Marmont, der von seiner Pension lebe, mit dem reichen Herzog von Baiern vergleichen, da er nur ein armer preußischer Edelmann sey. Berechnet man jedoch jene Trinkgelder, die er dessen ohngeachtet gegeben hat, und bedenkt dabei, daß das Geld in Aegypten wie in allen den Ländern, die Semilasso damals durchzog, einen viel höheren Werth hat als bei uns, ferner, daß sein Gefolge nicht zahlreich war: so wird man sich überzeugen,

daß unser Reisender, der so oft und in so verschiedenen Beziehungen angefeindet und verläumdet worden, mindestens nicht knauserig war, und gleichfalls davon, daß ihm, wie ich schon früher angeführt, seine Reisen in den Orient nicht gerade wenig gekostet haben. —

Wir verließen Semilasso in Dongola, wo er anfänglich glaubte das Urpferd aufgefunden zu haben, später aber von dieser Ansicht zurückkam, vielleicht durch die Pferde selbst, die er dort gekauft hatte. Von Dongola aus durchzog er die Wüste und schiffte sich nach einer der beschwerlichsten Landreisen wieder auf dem Nil ein. Er sah während dieser Fahrt ein Nilpferd und mehrere Krokodille. So wenig er von diesen so gefährlich geschilderten Thieren, wie auch von den uncivilisirten und wilden Bewohnern jener Länder zu fürchten hatte, da er unter Mehemed Ali's mächtigem Schutze sie durchzog, so viel hatte er von der oft unerträglichen Hitze — gegen welche Pückler verhältnißmäßig jedoch weniger empfindlich ist, als gegen Kälte und namentlich Nässe — vom Staube und vom Ungeziefer zu leiden, und mußte sich mit den erbärmlichsten Lebensmitteln behelfen. Von Brod wußte man schon lange nichts mehr, man tauchte harten Zwieback in Wasser; Milch, Reiß und trockenes Schöpsenfleisch machte die Hauptnahrung aus. Auf dem Sklavenmarkte zu Gontar im Königreiche

Sennaar kaufte Semilasso zwei Sklaven, zwei Kinder, deren Schicksal ihn rührte. Auf einer Sklavenjagd in Abyssinien war durch plötzlichen Ueberfall eines feindlichen Stammes die ganze Familie eines Häuptlings oder Fürsten theils vertilgt, theils gefangen genommen, unter letzteren ein liebliches Mädchen von ungefähr 11—12 Jahren, eine bronzefarbene Schönheit, eine abyssinische Prinzessin mit Namen Machbubah. Dieses Mädchen und einen Negerknaben schwarz wie Ebenholz, der 8—9 Jahre alt sein mochte und Schuladur hieß oder später so genannt ward, kaufte Semilasso in Gontar und führte sie mit sich nach Europa, nicht wie ein harter Gebieter, sondern wie ein Vater seine Kinder.

Nachdem Semilasso so weit es irgend möglich gen Süden vorgedrungen war über Meravi nach Schendy, Sennaar und Gontar, und sich eine Kenntniß von den dortigen Ländern, deren Merkwürdigkeiten, Ruinen, Denkmälern, Bewohnern und Naturprodukten verschafft und auf den Ruinen von Mesaourat seinen Namen eingegraben hatte, der dritte Europäer, der bis dorthin vorgedrungen (vor ihm im Jahr 1822 Cailliaud im Auftrage der französischen und Linant im Auftrage der englischen Regierung) — trat er seinen Rückweg an, auf dem er mehrere Theile Arabiens und andere Gegenden, die ihm noch unbekannt waren und überhaupt

nur sehr wenigen Europäern bekannt seyn mögen, durchzog. Nach einer langen und sehr mühseligen Irrfahrt kehrte er nach Alexandrien zurück, wo Mehemed Ali damals residirte und ihm derselbe auszeichnende Empfang wurde, wie bei seiner ersten Ankunft und ohne Ausnahme in allen Ländern und Städten, die unter Mehemed Ali's Botmäßigkeit standen. Der alte Vicekönig faßte eine wahre Zuneigung zu seinem Gaste, zeichnete ihn vor Allen aus und überhäufte ihn mit Ehren bis zu seiner Abreise, die am 15. Januar 1838 Statt hatte.

Semilasso bewerkstelligte seine Ueberfahrt von Alexandrien nach Syrien, welches damals unter Mehemed Ali's eisernem Scepter stand, auf einem ägyptischen Kriegsschiffe. Wie in Aegypten ward der hohe Reisende auch in Syrien mit größten Ehren empfangen. Sogar der türkische Admiral Tahir-Pascha beeiferte sich in jeder Hinsicht sein Wohlgefallen durch unausgesetzte Dienstbeflissenheit zu erlangen und ebenso zeichnete ihn später der Oberbefehlshaber in Syrien, Ibrahim-Pascha, Mehemed Ali's kriegerischer Sohn, aus.

Das Osterfest 1838 brachte Semilasso in Jerusalem zu. Er durchzog das alte, heilige Palästina nach allen Richtungen, suchte die berühmtesten Oerter und Gegenden auf, welche uns die biblische Geschichte vor-

führt, brachte Erde vom heiligen Grabe, Wachskerzen aus dem heiligen Tempel und Nachbildungen des heiligen Grabes mit, welche in Perlmutter und Elfenbein von — Türken gefertigt werden! Darauf begab er sich in die Gegend von Damaskus, wo damals Ibrahim-Paschas Hauptquartier sich befand, welcher gegen die empörten Drusen im Felde stand. Während des Mai 1838 hielt er sich dort auf, lernte den vielfach angefeindeten und verläumdeten Ibrahim, der als Trunkenbold, Wüstling und Bluthund verschrieen ist, wobei vor Allem zu bemerken, daß er ein Muselmann, ein Orientale und ein Krieger ist, in Feindesland und nicht in einem civilisirten, oder gar konstitutionellen Staate lebte — näher kennen und urtheilt ganz milde über dieses Ungeheuer, wofür ihn Viele ausgeben und noch Mehrere halten. Ibrahim gleicht in vielem dem alten Blücher! Er ist ein Soldat im vollkommensten Sinne des Worts, ein Haudegen, der mit seiner Person zahlt, etwas roh und barsch, aber durchaus nicht ohne Bildung, ein Freund der Tafel und des Bechers, den er, da er ein rüstiger, kräftiger Mann, häufig leeren mag, hart und grausam, wenn es seyn muß, dagegen aber auch wieder milde und generös, wie er in Griechenland oft bewiesen hat, und durchaus nicht ohne Kenntnisse und ohne Geschmack, wie Jeder bekennen muß, der in seinem Umgange gelebt,

der seine Pflanzungen, Anlagen und sein Schloß in Kairo gesehen hat.

Den Sommer 1838 brachte Semilasso in Syrien und den angrenzenden Ländern zu, hielt sich in den größeren Städten Damaskus, Homs, Hama und Aleppo einige Zeit auf und durchzog mehrere Theile der nahen Wüste. In dieser Zeit stattete er auch dem Emir-Beschir im Libanon einen Besuch ab und weilte mehrere Tage bei der berühmten Lady Stanhope, die gegen Fremde damals sehr difficil war und seitdem das Zeitliche gesegnet hat. Ausführliche Berichte über diese Zusammenkunft, wie über so viele andere Begegnisse und Erlebnisse während des langen Aufenthaltes in Kleinasien würden das höchste Interresse erregen und es ist in der That zu beklagen, daß der beliebte Schriftsteller das Publikum so lange darauf warten läßt. — Zu Anfang des Herbstes 1838 hielt sich Pückler in Antiochia auf, wo er längere Zeit weilte. In der dortigen Gegend, wie auch in verschiedenen Ländern schon früher betrieb er den Ankauf ächter arabischer Pferde ganz nach seinem Geschmack und nach seiner Wahl, da er durch keine Vorschriften als seine eigenen und durch keine höheren Aufträge gebunden war. Schon damals theilte er in der Allgemeinen Augsburger Zeitung über arabische Pferde überhaupt und über die seinigen im Beson-

deren mehrere Artikel mit, die er theilweise dem berühmten deutschen Hippologen, dem Grafen Veltheim, dedicirte und die von vielen Seiten Einwürfe hervorriefen, namentlich von den sogenannten Anglomanen, die jedes Pferd außer das englische gering schätzen. Pückler ist unstreitig ein ausgezeichneter Pferdekenner und war früher selbst Angloman in Bezug auf Pferde; man sollte daher auf sein Urtheil in diesem Streite wohl etwas geben, da er mehrere Jahre im Oriente gelebt und die Leistungen der orientalischen Pferde im Allgemeinen und der arabischen im Besonderen kennen gelernt hatte. Es ist überdem eine unbestrittene Wahrheit, daß das veredelte englische Pferd vom orientalischen abstammt, und unter den bekannten orientalischen Raçen steht wieder die arabische unbestritten oben an. In den hippologischen Fehden, in welche Pückler verwickelt worden und in denen er sich sehr gemäßigt bewies, behauptet er nicht die unbedingte Vorzüglichkeit des arabischen Pferdes vor dem englischen in allen Leistungen und in jeder Lage und in jedem Klima, ist aber der Meinung, daß das englische Pferd im Orient, bei der dort gewöhnlichen Pflege der Pferde, in dem dortigen Sande, bei der glühenden Hitze, bei Futter- und Wassermangel, unbedingt bald zu Grunde gehen würde, das arabische dagegen, wenn es die englische Pflege und Dressur er-

hielte (trainirt würde), es dem englischen Pferde gleich thun würde. Das arabische Roß ist von Natur edler, das englische durch Kunst (Pflege, Dressur) veredelt; jenes ausdauernder, dieses auf kurzen Distanzen schneller; jenes angenehmer zum Gebrauch, dieses schwerfälliger, zugleich aber kräftiger. —

Zu Anfang des Jahres 1839 langte Semilasso in Burnabat in der Nähe von Smyrna an, wo er durch die Fürsorge des preußischen Konsuls ein Haus für sich hatte miethen und einrichten lassen. Auf der Seefahrt nach Smyrna wäre er beinahe ein Opfer des ihm stets feindlichen Elements geworden: heftiger Sturm trieb das Schiff, welches dem Steuerruder nicht mehr gehorchte, an die Küste, in der Nähe von Rhodus verlor es sämmtliche Anker und der Blitz schlug in den Hauptmast ein. Die Gefahr war groß und imminent, da sendete die englische Korvette Beacon dem bedrohten Fahrzeuge zwanzig Matrosen zu Hülfe, die dasselbe unter vieler Noth und Gefahren in den Smyrnaer Hafen brachten. In Burnabat und in dem nahen Smyrna verlebte Semilasso mehrere Monate und spricht noch jetzt von dem dortigen Aufenthalt, von der herrlichen Natur, der üppigen Fruchtbarkeit und der milden, gesunden Temperatur Kleinasiens mit wahrem Entzücken: er hält jene Länder für die schönsten der Erde. — Zu Ende des

Frühlings 1839 begab er sich über Sardis, des Crösus einstige Hauptstadt, und Brussa, dem Paradiese Kleinasiens, zu Lande nach Konstantinopel, wo er gleichfalls mehrere Monate verweilte. Er schloß sich in der Hauptstadt des jungen Abdul-Meschid, dem er gleichwie dessen verstorbenen Vater, dem Padischah Mahmud, und dem ganzen türkischen Reiche, wie es dermalen in seiner Schwäche vegetirt, nicht recht hold zu seyn scheint — den Gesandten der verschiedenen Mächte und andern angesehenen Familien in Pera, Bujukdere, auf Villen und in Dörfern der Umgegend von Konstantinopel an und begann wieder ein europäisches Leben zu leben, oder ein civilisirtes, wenn wir wollen, nachdem er mit kurzen Unterbrechungen fünf Jahre hindurch ein Nomaden- und Wüstenleben geführt hatte. — Von Konstantinopel fuhr Semilasso auf der Donau nach Pesth, wo er sich wieder mehrere Monate niederließ und die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme im höchsten Grade erregte. Das Dampfschiff Zrinyi brachte ihn mit seinem Gefolge, unter welchem die Abyssinierin Machbubah sich befand, den 30. September 1839 nach Pesth, wo es dem Fürsten in jeder Hinsicht gefallen mußte, da er so lange blieb. Seine Begleiter erregten kaum höheres Interesse als seine arabischen Pferde, deren er zwölf und darunter die trefflichsten Thiere jener Raçe, die

vielleicht je nach Deutschland gekommen sind, mitgebracht hatte. In Pesth besuchten ihn die Frau Fürstin von Pückler-Muskau und mehrere seiner Beamten, da es fast immer noch schien, als ob der Fürst so bald seine Besitzungen nicht wiedersehen werde, zu denen sich in letzterer Zeit bei günstiger gewordenen Konjunkturen viele Käufer gefunden hatten. „Der Fürst Pückler hat sich in Griechenland angekauft“ — daraus folgerten denn Viele, das er seine heimathlichen Besitzungen aufgeben und sich in Griechenland oder in einem anderen südlicheren Lande niederlassen werde, da es ihm im Norden wohl nie so recht behagt hatte. Das war bekannt und darauf bauten Spekulanten ihre Pläne, um die waldreiche, ergiebige und ausgedehnte Herrschaft Muskau unter dem Werthe zu kaufen. Aber auch einige hohe Personen reflektirten auf dieselbe, da außerdem, daß der Besitz so umfangreich und einträglich, das Schloß von Muskau und der berühmte Park daselbst viel Annehmlichkeiten bieten und sich zu einem würdigen Sitz einer erlauchten Familie vollkommen eignen. Man sprach von preußischen Prinzen, vom Grafen von Nassau, dem Herzoge von Coburg, die Muskau kaufen wollten, man nannte noch mehrere Andere als Käufer. Pückler, hieß es, würde gern verkaufen, er dürfe aber nicht, Verträge hinderten daran, oder Agnaten und Verwandte, oder

selbst Gläubiger. Das Eine war so grundlos und abgeschmackt wie das Andere: Muskau ist eine freie Standesherrschaft, die der Fürst Pückler von seiner Mutter ererbt hat. Er kann sie demzufolge verkaufen oder vererben, an wen er will und wie er will, ohne daß Jemand zu irgend einem Einspruch ermächtigt wäre, am wenigsten Gläubiger, indem außer der schlesischen Landschaft und denjenigen, die Pensionen von der Herrschaft beziehen und doch nicht wohl füglich unter jener Rubrik zu klassificiren sind, gar keine Gläubiger existiren, da, wie schon erwähnt, die schlesische Landschaft alle Gelder vorgeschossen hat, die zur Regulirung und Abtragung sämmtlicher auf der Herrschaft Muskau haftenden Schulden erforderlich waren. Diese Summe beläuft sich auf ungefähr 600,000 Thaler, also noch nicht auf ein Drittel des wahren Werthes der Herrschaft Muskau, welche, wenn sie verkauft werden sollte, unter jetzigen Verhältnissen, namentlich bei den jetzigen Holzpreisen, sicherlich nicht unter zwei Millionen Thaler verkauft wird, indem allein das beständige Holz, wenn man es Klafterweise und zu der niedrigsten Taxe berechnet, jenen Werth hat, ein Spekulant daher, der zwei Millionen gäbe, ganz gewiß ein sehr gutes Geschäft machen würde, zumal wenn er warten und die Konjunkturen benutzen könnte. Und ich glaube beinahe, daß der Fürst Pückler

für die genannte Summe seine Herrschaft Muskau — seine andere Herrschaft Branitz ist Majorat und geht nach des Fürsten Tode auf seinen Onkel, den Grafen Sylvius Pückler über — verkaufen würde, um sich in einem milderen Klima, auf einem fruchtbareren und dankbareren Boden anzukaufen, keine große Besitzung, sondern eine freundliche Villa, oder ein altes, romantisches Schloß, sey es an den Ufern des Rheins, in Italien, oder am Fuße der Pyrenäen — — Und wer wollte es ihm verargen? Weßhalb sollte er nach so vielen Mühen, so viel traurigen Erfahrungen, nach einem so bewegten Leben, nach dem Genusse aller irdischen sogenannten Glückseligkeiten sein Alter nicht ruhig und ohne Sorgen zubringen wollen? Ein großer Besitz ist zwar schön, schafft aber viele Sorgen und bringt selten das ein, was das Kapital bei mäßigen Zinsen einbringen möchte, zumal wenn nicht Alles kaufmännisch und industriell betrieben wird. So meine ich, daß es wohl möglich wäre, der Fürst Pückler verkaufte eines schönen Tages sein schönes Muskau und verließe für immer die sandige Lausitz und das Königreich Preußen.

Zu Anfang des Jahres 1840 finden wir Pückler in Wien. Er führte sowohl hier wie in Pest ein zurückgezogenes Leben und zeigte sich nur selten dem größeren Publikum, welches mit großer Theilnahme und Neugierde

den berühmten Reisenden und Schriftsteller, den geistreichen und originellen Mann beobachtete. Bisweilen zeigte er sich im Theater oder zu Pferde, an seiner Seite häufig die bekannte Abyssinierin. Am 15. Januar hatte er beim Kaiser von Oestreich eine Audienz und ward sowohl am kaiserlichen Hofe wie in den Kreisen der hohen Aristokratie mit Auszeichnung empfangen. Mit Vorliebe hing er an dem östreichischen Staatskanzler, einem Manne, den er hochachtete und bewunderte, dessen Umgang er jedem andern vorzog. Die andern Zirkel der östreichischen Aristokratie sprachen ihn, wie es scheint, nicht in gleichem Grade an: er fand in denselben wohl nur selten, was er suchte und was ihn zu fesseln vermochte. Es soll damit nicht gesagt seyn, daß die östreichische Aristokratie durchweg ohne Geist und Wissen und tiefere Bildung sey, obwohl man Mängel der Art in ihren Reunionen bemerken soll. Aber Pückler amüsirt sich wohl auch nicht mehr da, wo man bloß über Weiber, Pferde, Hunde und Aehnliches spricht und für höhere Interessen sehr wenig oder gar kein Interesse zeigt.

Des Fürsten langes Weilen in Pesth und Wien und später in einem böhmischen Bade, in Marienbad, gab zu vielerlei Vermuthungen und Gerüchten Anlaß. Diese meinten, er würde nicht wieder nach Preußen zurückkehren, wahrscheinlich in den östreichischen Staaten

verbleiben, wo er mit so großer Auszeichnung aufgenommen; Andere, er werde sein Nomadenleben fortsetzen, vielleicht gar nach dem Orient, wo es ihm so wohl gefallen, zurückkehren, oder sich in Griechenland niederlassen. Pückler sprach sich gegen Niemand über sein Vorhaben aus und ließ daher allen Vermuthungen den weitesten Raum. Da starb der König Friedrich Wilhelm III., dem Pückler persönlich zwar immer zugethan, dessen treuester Unterthan er war, aber mit dessen Regierungsweise oder vielmehr mit dessen Rathgebern er sich nicht immer einverstanden gezeigt hatte. Mit dem Nachfolger des verstorbenen Königs stand dagegen der Fürst, wie es hieß, im besten Vernehmen, welche Annahme auch darin mehr eine Bestätigung finden mochte, daß derselbe bald nach der Kunde von dem Ableben Friedrich Wilhelm III. von Marienbad aus über Dresden nach seinen Besitzungen sich begab, die er seit länger als sechs Jahren nicht gesehen hatte.

Gleich wie in Pesth, Wien, Marienbad und in allen Städten und Ländern, die er durchzog und in denen er sich aufhielt, erregte des Fürsten Anwesenheit in Dresden viel Aufsehen und Theilnahme, namentlich auch bei dem größern Publikum, welches so viel von dem berühmten Schriftsteller und Reisenden gehört hatte, sich theilweise noch des „tollen Pückler“ aus dessen

Jugendjahren, die er in Dresden verlebt, erinnerte und nun gern den Mann sehen wollte, von dem es so viel gelesen und gehört hatte. Und Alles, was diesen Mann umgab, was man sich von ihm, wahr oder unwahr, erzählte, fachte die Neugierde noch mehr an; man drängte sich, um die abyssinische Prinzessin, den Mohrenknaben Schuladur, die anderen Begleiter des Fürsten und die berühmten Pferde desselben zu sehen, man hörte in Dresden, sowohl in den höhern Kreisen als in den untersten, nur vom „Fürsten Pückler" erzählen und fabeln. Der Fürst selbst ließ sich nur selten sehen und lebte ganz zurückgezogen, er war leidend und wollte sich wohl auch nicht stets und auf allen Schritten anstaunen lassen. — Nach einigem Aufenthalte in Dresden, wo er seine bejahrte, aber noch lebenslustige Mutter, die Frau Gräfin Seidewitz nach langer Trennung wieder sah, reiste er nach Muskau, welches er seit dem Frühjahr 1834 nicht mehr betreten hatte. Während seiner Abwesenheit war jedoch seine Herrschaft keineswegs vernachläßigt worden, sie befand sich im Gegentheil im blühendsten Zustande, der Park war nach seinen Angaben vergrößert und verschönt, Alles erfreulich herangewachsen und gediehen. Ueberdem fand der heimkehrende Herr eine ansehnliche, während der Zeit seiner Abwesenheit ersparte Summe vor, ein schönes Kapital, welches

er alsbald für seinen Park und zur Aufführung mehrerer Gebäude verwendete.

Semilasso, den ich zum letzten Male mit diesem Namen nennen will, war in der That „halbmüde" von dem Allen, was er erlebt und erduldet, was er gesehen und erfahren; von Manchem degoutirt, was ihn früher angesprochen oder entzückt, für Manches jetzt eingenommen, was er früher verkannt oder verachtet — der Most hatte ausgegohren, ein Wein sich gebildet, hell und klar, aber für Diesen zu stark, Jenem zu sauer, dem Dritten, ein Mitglied des Mäßigkeitsvereins, sogar ein Gräuel! Pückler hat viele Gegner und Feinde, richtiger vielleicht Neider; er hat aber auch viel Anhänger und Freunde, meistens solche, die es durch nähere Bekanntschaft geworden sind, und das größere Publikum hängt überwiegend an ihm und hält zu ihm. Und Pückler ist ein Mann für das Volk, obwohl er ein Aristokrat und oft recht stolz zu seyn scheint; er ist aber deßhalb ein Mann des Volks und für das Volk, weil er menschlich fühlt, wahr und gerecht ist, weil er die Theilnahme der Massen zu erregen weiß durch seine äußere Erscheinung, durch seine Originalitäten (in frühern Jahren auch wohl durch Bizarrerieen), durch seine Ansichten in politischer, socialer und religiöser Beziehung, durch sein Thun und Wesen, welches, obwohl vom Ge-

wöhnlichen fast immer entfernt, dennoch anspricht und fesselt. Allen kann man es einmal nicht recht machen und gerecht werden, und Pückler buhlt um Niemandes Gunst; er freut sich allerdings, wenn er anerkannt wird, grämt sich aber auch nicht — wenigstens jetzt nicht mehr — wenn er verkannt und verleumdet wird. Er liebt es Aufsehen zu erregen, wie er unleugbar eine gewisse Eitelkeit in hohem Grade besitzt; liebt es aber eben so sehr und jetzt noch mehr, ruhig und friedlich in engerem Kreise oder in gänzlicher Abgeschiedenheit zu leben. Bisweilen taucht der alte Adam allerdings noch auf, er taucht aber auch bald wieder unter, und dann haben alle Eigenheiten, Sonderbarkeiten, oder, wenn man will, Schwächen und Fehler, die Pückler besitzt, einen Anstrich von Liebenswürdigkeit und Originalität, wodurch sie weniger fühlbar, weniger gehässig werden. „Laßt ihn wie er ist, ihr rigorösen Recensenten und bittern Kritiker, denn nehmt ihr ihm etwas, so ist es nicht mehr Pückler, so nehmt ihr ihm Alles!"

Zu den Krönungsfeierlichkeiten, die im Herbst 1840 in Berlin statt fanden, begab sich Pückler nach Preußens Hauptstadt, welche ihm fast fremd geworden war, und die er auch seitdem nicht wieder besucht hat. Ich folgere daraus, daß die preußische Hauptstadt ihm nicht durchaus zusagen, die dortige Luft ihm nicht wohl bekom-

men muß. So war es unter dem vorigen Herrscher, so scheint es unter dem jetzigen zu seyn, obwohl Pückler den Letztern, wie ich selbst einstmals gehört, als Deutschlands Messias betrachtete und Großes von ihm erwartete . . .

Vom Herbst 1840 bis zum Frühjahr 1842 hielt sich der Fürst, mit Ausnahme einer wenige Tage währenden Reise nach Dresden und Leipzig, beständig in Muskau auf. Seine Hauptthätigkeit erstreckte sich auf die Verschönerung und Verbesserung seiner Herrschaft, namentlich auf seinen Park, an dem er rastlos arbeiten ließ, denselben bedeutend vergrößerte und arrondirte und mit einem 2¾ Meilen langen Ringgraben umgeben ließ. Im Frühjahr und Herbst sah man den Fürsten täglich mehrere Stunden in seinen neuen Anlagen und unter seinen wendischen Arbeitern, anordnend, abmessend und absteckend. Was er in seinen Mußestunden, d. h. in denen, welche er weder im Park, noch an der Tafel, noch mit seinen Beamten und Gästen zubrachte, gearbeitet und geschafft hat, wage ich mit Gewißheit nicht zu behaupten, kann aber verbürgen, daß der Fürst sehr fleißig und nie unbeschäftigt ist. Sey es, daß er seine sehr ausgedehnte Correspondenz besorgte, daß er Journale oder Werke las, belletristische wie wissenschaftliche, sey es, daß er schrieb, ob an seinen Memoiren, oder

an einem neuen Werke — ich weiß es nicht und Andere eben so wenig, da sich der Fürst darüber eben nicht ausspricht. Daß er schreibt und viel Geschriebenes, wahre Actenstöße, vorhanden ist, habe ich in Erfahrung gebracht, weiß aber eben so wenig, wie des Fürsten neugieriger Verleger und derjenige Theil des Publikums, welcher an Pückler und an dessen Schriften reges Interesse nimmt, ob derselbe gesonnen ist bald, oder überhaupt noch etwas zu veröffentlichen, und wenn letzteres Statt hätte, ob es seinen Aufenthalt im Orient beträfe. Wenn sich der Fürst dazu entschlöße, so würde dieses Werk ohne Zweifel interessant und lehrreich im höchsten Grade seyn, da vielleicht kein Europäer die günstige Gelegenheit hatte den Orient zu bereisen und kennen zu lernen, wie eben Pückler. Und man glaubte früher wirklich, daß er ein größeres Werk unter dem Titel: „Mehemed Ali's Reich" erscheinen lassen werde, die Zeit jedoch mag ihm dazu nicht die geeignete scheinen. Mehemed Ali wird wieder steigen oder ganz fallen — dann ist es Zeit über ihn zu sprechen. Unter des Vicekönigs Fall verstehe ich zugleich auch seinen Tod. —

Ueber des Fürsten Pückler Lebensweise, die er in Muskau der Regel nach befolgt, will ich für diejenigen Leser, die es interessirt, einige Worte beifügen. Er steht gegen, bisweilen erst nach Mittag auf, frühstückt

ziemlich einfach, aber mit bestem Appetit, und läßt während dem oder nachher diejenigen vor, die mit ihm in Geschäften zu sprechen haben, oder ihm ihre Aufwartung machen wollen. Gegen drei Uhr Nachmittags reitet er, wenn das Wetter nicht zu ungünstig, aus und bleibt oft bis acht Uhr Abends zu Pferde, es wäre denn, daß er einen Pfad absteckte, oder kurze Zeit auf dem Jagdschlosse u. s. w. abstiege. Um acht, oft erst um neun Uhr Abends wird dinirt, reichlich und gut und lange, und das Trinken dabei nicht vergessen. Der Fürst ist ein eben so guter Kenner des Kellers wie der Küche und liebt ein Glas guten Wein nicht minder, als gute Schüsseln. Es ist ihm das ja oft genug vorgeworfen worden, in diesem Punkte bleibt er aber unverbesserlich, ein wahrer Stockaristokrat. Wer mit spartanischer Suppe vorlieb nimmt und es besser haben kann, nun wohlan, dem möge ein grundgütiger Gott solch' abderitische Selbstcastration verzeihen!

Pückler speist selten allein, er liebt die trauliche Unterhaltung beim Mahle und geht in dieser Hinsicht, ebenso wie im Essen und Trinken, mit gutem Beispiele voran. Wenn die Frau Fürstin Pückler nicht in Muskau, oder sonst kein Besuch dort ist, so ladet der Fürst von seinen, oder von den im Städtchen Muskau befindlichen königlichen Beamten, oder von den dortigen Hono-

ratioren Einige ein, gewöhnlich nur zwei bis vier Herrn, die ohngefähr für einander passen. Große Gesellschaften, geräuschvolle Festins, scheint der Fürst nicht mehr zu lieben, so sehr er sich vordem in und bei solchen gefiel und selbst deren häufig veranstaltete. — Convenirt ihm sein kleiner Abendzirkel und ist er bei guter Laune, so wird das Diner bis Mitternacht ausgedehnt, dann Kaffee servirt, Pfeifen und Cigarren präsentirt und noch einige Zeit lang conversirt. Der Fürst zeigt sich dann wahrhaft liebenswürdig, ist gesprächig, jovial, voll trefflicher Einfälle, mit einem Worte, der beste Gesellschafter, wie er vorher der beste Wirth war. Nachdem sich seine Gäste entfernt haben, setzt oder stellt sich der Fürst an die Arbeit und arbeitet ohne Unterbrechung und ohne irgend eine Störung bis vier, ja bis sechs Uhr Morgens und sucht dann erst sein Lager.

Aber nicht immer führt Pückler die eben beschriebene Lebensweise, er richtet sich nach Zeit, Ort und Umständen. Während seinen Reisen aß er, wenn er Hunger und etwas zu essen hatte, schlief, wenn er müde war und sich die Gelegenheit dazu darbot, stand früh auf, reiste in der Nacht, schlief am Tage, wie es eben ging. Er weiß sich in jeder Lage leicht den Verhältnissen zu accomodiren, bald und ohne Mühe seine Lebensweise einzurichten. Im verflossenen Sommer unternahm er

eine Reise nach dem südlichen Deutschland, und stand in der Regel früh auf und legte sich um zehn oder elf Uhr nieder — wie ordentliche Leute zu thun pflegen, insonderheit die deutschen Philister. Mit der eben angeführten Reise, von der die Mehrzahl meiner geneigten deutschen Leser gewiß vernommen hat, hatte es auch eine eigene Bewandtniß. Die große Dürre ennuyirte den Fürsten dermaßen, daß er den Jammer nicht länger ansehen mochte und eine kleine Reise antrat, vielleicht auf vierzehn Tage, und wiederkehren wollte, nachdem es geregnet. Er ging nach Dresden, ließ mehrere Wagen, viele Leute und vierzehn Pferde nachkommen und blieb fast zwei Monate in Dresden. Statt nach Muskau zurückzukehren, zog er mit dem größten Theile seiner Dienerschaft und Pferde (die Wagenpferde sendete er nach Muskau zurück und nahm nur seine Araber mit, die überall so viel Aufsehen erregten) nach Weimar, von da nach Rudolstadt, Coburg, Bamberg, Kissingen, Baden-Baden, und ging rückwärts über Heidelberg, den Johannisberg u. s. w. Ueber diese Reise ist viel gesprochen und gemuthmaßt, viele Gerüchte in Umlauf gesetzt worden. Der Fürst, meinten Einige, wird bald wieder nach Muskau zurückkehren, Andere: das wird nie wieder geschehen, er hat Muskau, Preußen und ganz Deutschland satt. Ein Dritter behauptete, er

suche einen Käufer für Muskau, ein Anderer: er suche nur Käufer für seine Pferde, und wieder war die Ansicht verbreitet, er suche eine Frau — — Und es ist möglich, daß an Jedem etwas war, wie es eben so wohl möglich ist, daß der Fürst an Keines von allen dachte. Nach Muskau ist er allerdings nach fast halbjähriger Abwesenheit wieder zurück gekehrt, ob er jedoch die Herrschaft oder seine arabischen Pferde verkauft, ist mir zur Zeit eben so wenig bekannt, als daß er eine Lebensgefährtin gefunden habe. Ich möchte jedoch auch darauf nicht schwören, daß, wenn er ein weibliches Wesen fände, das ihm vollkommen convenirte, er sich auch wieder verheirathen würde. Und ich will offen gestehen, was mich zu dieser Annahme berechtigt. Der Fürst hat das empfänglichste Gemüth, und aus dieser Empfänglichkeit, die den Grundzug seines Charakters bildet, leite ich das Bedürfniß her, eine Seele sein zu nennen, der er nicht nur ganz vertrauen, Alles mittheilen darf, sondern die sich auch jugendlich innig und lebenslustig ihm anschließen kann, ihm, der trotz seiner Jahre noch lauter jugendliche Bedürfnisse hat, und ein Leben führt, das nicht jeder Jüngling mit der Hälfte seiner Jahre ihm nachmachen kann. Er hatte auch schon ein solches Wesen gefunden, dem er unendlich treu, wahrhaft rührend anhing, und dessen Verlust ihn

unsäglich schmerzte und beugte, ich meine Machbubah, die abbyssinische Sklavin, die der Fürst jedoch, nachdem er ihren reinen, kindlichen Sinn, ihre herrliche Natur erkannt hatte, wie eine Gebieterin hielt. Das arme Kind, eine erotische Pflanze, die auf andern Boden, in ein anderes Klima versetzt worden, erlag, trotz ihrem fröhlichen Gemüth, der ungewohnten Veränderung, trug vielleicht auch schon früher den Keim zu ihrer nachmaligen Krankheit, einer unheilbaren Auszehrung, im Busen. Nachdem sie einige Monate in Muskau, auf welches sie sich seit Jahren so unendlich gefreut hatte, gesiecht, aber dennoch Alle, die sie gekannt, durch ihre Milde, Freundlichkeit und ihr so liebevolles Wesen wahrhaft entzückt hatte, erlag sie im Herbst 1840, als sich ihr geliebter Herr und Freund gerade in Berlin befand. Unaufgefordert bestatteten Muskau's Geistlichkeit und Bürger die Muhamedanerin mit großem Gefolge und unter Fackelschein auf dem protestantischen Kirchhofe, ein Akt der Duldsamkeit, der in unserer Zeit gewiß alle Anerkennung verdient. — Der Fürst eilte auf die Nachricht von der Trauerkunde sofort nach Muskau, kam jedoch leider zu spät an. Sein Schmerz soll an Verzweiflung gegrenzt haben. Es hat ihn wohl in seinem ganzen Leben nichts so sehr geschmerzt und angegriffen, wie der Tod der Machbubah.

Ich habe das Vorstehende hier aufgenommen, eines theils, um einen Beitrag mehr zu Pücklers Charakteristik zu liefern, anderntheils, um böswilligen Gerüchten, die über das Verhältniß des Fürsten zur kränkelnden Machbubah ausgestreut worden, zu begegnen, und endlich, um meine frühere Behauptung zu belegen, daß der Fürst einer Verbindung, die ihm gewährt, was er wünscht und was ihm fehlt, gar nicht abgeneigt seyn möchte. Mögen jedoch das Alles nur Hypothesen seyn, da Pückler nicht so leicht zu durchschauen und zu ergründen ist, und dies um so weniger, da er in Folge seiner großen Empfänglichkeit ein Mensch des Augenblicks ist, und sich selbst zu dem Unerwartetsten oft so schnell entschließt, daß ein früher bei uns sehr einflußreicher Herr von ihm zu sagen pflegte: „Vor dem nehme ich mich sehr in Acht, denn er ist nicht zu berechnen."

Eben so wenig läßt sich mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit über des Fürsten nächste Vorhaben und Pläne etwas sagen, ob er wieder eine größere Reise antreten, ob er Muskau verkaufen und sich in einem südlichen Lande niederlassen, ob er bei Lebzeiten noch etwas von seinen vorhandenen Manuscripten veröffentlichen werde. Er liebt einmal plötzliche Entschlüsse und Ueberraschungen, sehr möglich, daß er bald diese faßt und jene bereitet.

Ueber des Fürsten Pückler Charakter, Ansichten, Leben und Gewohnheiten habe ich im Vorhergehenden bereits so viel angeführt, daß eine kurze Charakteristik desselben schließlich wohl überflüssig, überdem auch sehr schwierig sein möchte. Wie kann man das Seelenleben eines Menschen in wenige Worte bringen! Ueber des Fürsten politische und sociale Ansichten habe ich oft gesprochen, mögen mir noch einige Worte über seine religiösen gestattet seyn. Wie er in jeder Beziehung ein Mann des Fortschrittes ist, so auch in seinen religiösen Ansichten, über die er sich gern und oft ausläßt. Er besitzt, wie häufig erwähnt, ein empfängliches, edles Gemüth, und wenn er auf Abwege gerathen, so klage man deßhalb seine Erziehung, seine Umgebungen, seine Verwöhnung von frühe an, seine Ungebundenheit und unsere Zeit an. Er fühlt ein religiöses Bedürfniß ohne besondere Neigung zum christlichen Cultus wie er jetzt besteht, er glaubt ohne Zweifel an eine andere bessere Welt, an eine künftige Vervollkommnung, er bildet sich seine Religion aus den verschiedensten Offenbarungen, besonders aus denen des eigenen Innern. Pückler ist in religiöser Beziehung ein Naturalist, in politischer ein liberaler Aristokrat, und in socialer ein geistreicher Bonvivant.

Für diejenigen meiner nachsichtigen Leser, und be-

sonders für diejenigen meiner liebenswürdigen Leserinnen, die den Fürsten Pückler nicht mit eigenen Augen, oft dagegen durch fremde und gefärbte Gläser gesehen haben, muß ich doch wohl Einiges über seine Person, seine äußere Erscheinung beifügen. Ich kann ihn in dieser Hinsicht allerdings nur schildern, wie er ist, nicht wie er war, und bemerke hierbei, daß fast alle Porträts von ihm, Kupferstiche wie Lithographieen, in Civil, Uniform und im orientalischen Costüm, theilweise getroffen sind, wenigstens alle diejenigen, die ich zu Gesicht bekommen. Das Alter des Fürsten ist uns bekannt, im Vergleich zu demselben hat er sich trefflich conservirt. Sein Haar soll, als eine Erbschaft des Vaters, frühzeitig seine Rabenschwärze verloren haben, doch diesen Mangel weiß der Träger vollkommen durch Kunst zu ersetzen, und es wird ihn daher, wenn er öffentlich erscheint, zumal wenn er sich in seiner rosigen Laune befindet, gewiß Jedermann für zehn bis fünfzehn Jahr jünger halten als er wirklich ist. Er kann in der That unbeschreiblich liebenswürdig seyn, eben so aber auch streng, ja abstoßend, und wenn letzteres der Fall, oft nur die Folge der Migraine oder körperlichen Uebelbefindens, so nimmt der Ausdruck seiner Züge und seiner schönen Augen etwas Hartes, Unfreundliches an. Doch sind solche Anflüge schnell vorübergehend, da der Fürst,

ein Hauptzug in seinem Charakter, nicht lange zürnen, nicht nachtragen kann. Eine Wendung des Gesprächs, eine freundliche Erinnerung, ein guter Einfall glättet seine Stirne und macht das Finstere und Unheimliche in seinen Augen erlöschen.

Der Fürst ist von hohem, schlankem Wuchse, un bel homme, wie die Franzosen sagen, obwohl er sich nicht mehr so gut tragen soll, wie in früheren Jahren. Damals war er sehr eitel, auch im Aeußeren, ein vollkommener Dandy oder Lion; das hat sich geändert, obwohl er immer noch aufs Aeußere viel hält und die höchste Reinlichkeit, äußerlich wie innerlich, liebt und fordert. Er trägt — um sein Conterfei zu vollenden — einen kleinen Schnurrbart und einen Bart um das Kinn, und hat, was einem preußischen Offizier besonders aufgefallen, der einst diese Wahrnehmung in großer Gesellschaft erzählte, und nur allein bei Erwähnung des Fürsten davon sprach, sehr schöne Hände. Jener preußische Offizier hätte füglich noch mehr und Männlicheres anführen können. Auf mich machte die äußere Erscheinung des Fürsten stets einen wohlthuenden Eindruck, sie gab mir das vollkommene Bild eines gereiften Weltmannes, dessen sicheres Auftreten seine innere Entschiedenheit und Ueberlegenheit andeutet. Das schöne Geschlecht mag hierüber noch günstiger urtheilen, hat

es wenigstens in früheren Zeiten gethan und hängt, wenn mich nicht Alles trügt, noch heute mehr und inniger an Pückler als das männliche, welches ihn der Mehrzahl nach beneidet und deßhalb zu verkleinern sucht.

Der Park und das Hermannsbad bei Muskau.

Der Muskauer Park, obwohl noch lange nicht in allen seinen Theilen und nach den großartigen Plänen seines Gründers vollendet, erfreut sich schon seit einer Reihe von Jahren eines wohlverdienten Rufes und darf mit Fug und Recht, fern von aller Uebertreibung und Lobhudelei, allen anderen derartigen Anlagen in Deutschland vorangestellt werden. Und wenn neuerdings nach seinem Vorbilde die Besitzer ausgedehnten Grundeigenthums neue Anlagen schufen, oder die vorhandenen umschufen, und weder Mühe noch Kosten sparten auf einem oft günstigeren, in der Regel fruchtbareren Terrain, als demjenigen des Muskauer Parks, landschaftliche Verschönerungen anzubringen, und in ihren Unternehmungen glücklich waren: so gebührt um deßwillen dem Schöpfer der Muskauer Anlagen, wie diesen selbst nicht geringerer Ruhm und wenn dieselben sogar von anderen, die durch die Natur oder die Verhältnisse ihrer Besitzer mehr begünstigt waren, übertroffen werden sollten. Doch

steht dies, fürs Erste wenigstens, nicht zu erwarten, denn auch der Fürst Pückler rastet nicht in seinen Schöpfungen und hat das bereits Bestehende, seine große Erfahrung, seinen geläuterten Geschmack, ein außerordentlich ausgedehntes Terrain, bedeutende Mittel jeglicher Art und seine eiserne Beharrlichkeit für sich. Verleiht der Himmel dem Fürsten Pückler noch zehn Jahre Lebensdauer, ungeschwächte Lebenskraft und fortdauernde Lust am Schaffen und Vollenden, so wird sein Werk in allen Theilen beendet seyn und dann an Ausdehnung, Großartigkeit und geschmackvoller Ausführung im Ganzen wie in den kleinsten Theilen alle ähnliche in Deutschland übertreffen. Der Muskauer Park wird dann über 5000 Morgen an Anlagen, Pflanzungen, Wiesen, Gärten und Gehölz enthalten; der beinahe vollendete Ringgraben mißt in seiner Ausdehnung $2^3/_4$ deutsche Meilen und schließt außer dem Städtchen Muskau mehrere Dörfer, Vorwerke und andere Besitzungen des Fürsten ein. Zwei Drittel der erforderlichen Arbeit sind gemach gethan, das letzte, sicherlich nicht das schwierigste, wird auch gethan werden, und dann das Ganze das herrlichste, grandioseste Denkmal des schaffenden Geistes seines Gründers seyn.

Es ist in der That erstaunlich, was Pückler durch Beharrlichkeit, Mühen und Opfer ohne Zahl gefördert

hat, was er einem undankbaren Boden abgewann, was er nach Besiegung der ersten Hindernisse und Schwierigkeiten Großartiges schuf. Er mußte, um seinen Plan ausführen zu können, über zwei tausend Morgen des nöthigen Terrains, welches Eigenthum einzelner Bürger von Muskau oder der nahen Dorfgemeinden war, an sich bringen, oft zu drei und vierfachem Preise; er mußte eine ganze Straße der Stadt, die unmittelbar am Schlosse vorbeiführte, zuerst kaufen, dann abtragen und auf derselben Stelle einen See ausgraben, zu demselben Ende auch mehrere ihm zugehörige Gebäude, die seinem Vorhaben hinderlich waren, niederreißen lassen. Ueberdem war das Schloß selbst ringsum von alten Festungswerken umgeben, tiefen Gräben und ehernen Mauern von 8—10 Fuß Dicke, welche letztere kaum durch die Gewalt des Pulvers gesprengt werden konnten. Die Zerstörung dieser Werke aber, nebst der Zufüllung der Gräben, war nicht zu umgehen, theils weil das stehende Wasser sich der Gesundheit nachtheilig erwies, theils diese Ueberbleibsel aus einer längst entschwundenen Zeit dem Charakter des Schlosses, wie den projektirten Anlagen völlig widersprechend erschienen. Der Grundidee, welche Pückler bei seinem Unternehmen leitete, mußte Genüge geschehen, wenn in dem Ganzen eine nie gestörte Harmonie, eine sichere Ruhe wohnen sollte.

Die leitende Hauptidee des Schöpfers war aber: ein sinniges Bild des Lebens seiner Familie, oder vaterländischer Aristokratie, wie sie sich in seiner Gegend vorzugsweise ausgebildet, auf eine solche Weise darzustellen, daß sich jene Idee im Gemüth des Beschauers, so zu sagen, von selbst entwickeln müsse. Dazu war nur nöthig, daß das schon Gegebene benutzt, hervorgehoben und in demselben Sinne bereichert, der Lokalität und ihrer Geschichte aber nirgends Gewalt angethan werde. „Mögen manche Ultraliberale über einen solchen Gedanken lächeln — um mich Pücklers eigener Worte zu bedienen — aber jede Form menschlicher Ausbildung ist ehrenwerth, und eben weil die hier in Rede stehende sich vielleicht ihrem Ende naht, fängt sie wieder an ein allgemeines, poetisches und romantisches Interesse zu gewinnen, das man bis jetzt Fabriken, Maschinen und selbst Konstitutionen noch schwer abgewinnen kann. Suum cuique. Euer ist jetzt das Geld und die Macht — laßt dem armen ausgedienten Adel seine Poesie, das Einzige, was ihm übrig bleibt. Ehrt das schwache Alter, Spartaner!" —

Um nur das Neue anfangen zu können, hatte Pückler fast mehr Schwierigkeiten zu überwinden, als manchem Anderen eine ähnliche Anlage kosten würde. Er fand eine sandige, höchstens mit Kieferwäldern be-

deckte Gegend vor, die namentlich im nächsten Bereich des Schlosses sehr steril war; er mußte einen ganzen Stadttheil und über 2000 Morgen Land acquiriren und ungeheure Vorarbeiten ausführen lassen, bevor er die neuen Anlagen beginnen konnte. Zu den Vorarbeiten zähle ich außer den genannten und vielen anderen z. B. daß alles Land rajolt, geebnet und gedüngt werden mußte, bevor es irgend Fruchtbarkeit erlangte: die Ausgrabung eines Flusses, der aus der Neiße um das Schloß und durch einen großen Theil des Parks geleitet ward, zwei Seen und mehrere Wasserfälle bildet und außer dem Vortheil, daß er das stagnirende Wasser in der Nähe des Schlosses aufnimmt, den Theilen, die er durchfließt, Fruchtbarkeit und dem Ganzen durch freundliche Wasserpartien Schönheit verleiht. Dagegen boten sich dem Fürsten bei seinem Unternehmen auch Vortheile dar. Dazu gehören ein wellenförmiger Boden, Berg und Thal, die Neiße, die Fernsicht auf die schlesischen und oberlausitzischen Gebirge, viele alte Bäume, namentlich Eichen und Linden, theils Alleen bildend, theils einzeln, oder nach einem alten wendischen Brauche paarweise gepflanzt, — ein sehr ausgedehntes Terrain, nachdem die Enclaven einmal erworben, und die Wohlfeilheit des Tagelohnes und des Materials, welches letztere fast ohne Ausnahme aus der Herrschaft und deren

Fabriken bezogen werden konnte. Auf der anderen Seite fand der Fürst außer den Schwierigkeiten und Kosten, die das Terrain, die Vorarbeiten, die nöthigen Acquisitionen u. A. m. verursachten, auch noch manches andere Hinderniß. Als er anfing den erkauften Stadttheil zu demoliren, die Gräben zuzufüllen, den schönen großen Marstall nieder zu reißen, glaubten Viele, mit seinem Verstande sey es nicht recht richtig, Andere schüttelten die Köpfe und meinten, daß er niemals seine Pläne würde ausführen können und darüber zu Grunde gehen müsse und deßhalb kündigten wieder Andere die Kapitalien, welche sie auf der Herrschaft stehen hatten. Aber der Angefeindete und vielfach Behinderte verfolgte mit festem Willen und unbeugsam ganz ruhig den eingeschlagenen Weg, auf dem er allerdings rascher fortgeschritten seyn würde, wenn er nicht gegen so mancherlei anzukämpfen gehabt hätte. Und siehe, es ging!

Bevor ich zu einer, so weit es der Umfang dieses Werks gestattet, detaillirteren Beschreibung des Muskauer Parks schreite, will ich versuchen, dem Leser einen Ueberblick über die Gegend um Muskau zu verschaffen. Ich nehme zu dem Ende meinen Standpunkt in der kleinen, aber netten Mediatstadt Muskau, die mit mehreren Thürmen geziert ist und sich gegen Westen malerisch an einen Bergabhang lehnt, bis an dessen Gipfel die Ter-

rassengärten der Bürger emporsteigen. Auf der Höhe erstrecken sich Obstplantagen und Baumpflanzungen, alte, würdige Bäume mit dichtem, schönblühenden Unterholz abwechselnd: inmitten des schönen Grüns der Bäume und des Rasens erhebt sich das fürstliche Vorwerk „Berg“ mit dem dahinter liegenden gleichnamigen Dorfe. Ein alte Kirche ist, wie es heißt durch Pücklers „Sorge“, zur Ruine geworden und wie Alles, was im Bereiche des Parkes liegt, zu demselben gezogen worden. Von dieser Höhe genießt man eine überraschende Aussicht über das unten liegende Städtchen, über das alte und neue Schloß mit ihren Umgebungen und über einen großen Theil des gegen Osten sanft aufsteigenden Parks, durch den die Neiße sich schlängelt. Weiter in der Richtung nach Süden beschreibt der Abhang einen Halbkreis, ist dort mit Buchen, Eichen und Nadelholz bedeckt und bildet viele romantische Schluchten. In einer derselben liegt das Alaunwerk mit ansehnlichen Gebäuden, Gradir- und anderen Werken. Zwischen dem Alaunwerk, der Stadt und der Neiße befindet sich auf wellenförmigem Terrain, im Westen durch steiles, waldige Höhen und Schluchten, im Osten durch die Neiße, im Norden durch den großen Park und im Süden durch das Alaunwerk begränzt, das Hermannsbad mit dem es umgebenden Park, in welchem

Gebäude, Galerien, Blumenpartien und Vergnügungsplätze in einem eigenen, der Anstalt und der Umgegend entsprechenden Genre angebracht sind. — Oestlich von der Stadt dehnt sich ein von der Neiße durchströmtes Thal aus, welches durch zwei sanft aufsteigende Hügelketten, die über einander beinahe parallell hinlaufen, im Osten begränzt wird, hinter denen eine größere Ebene sich darbietet, auf welcher das Dorf und fürstliche Vorwerk Braunsdorf gelegen sind. In dem Neißthale und nahe der Stadt liegen das alte und neue Schloß mit den sie umgebenden Wasserpartien und Blumenparterres, das Theatergebäude, Stallungen, Remisen, Treibhäuser, verschiedene Wohnungen für Aufseher und Arbeiter, eine Mühle und die Brauerei, welche letztere jedoch sehr bald nach einem neuen grandiosen Gebäude, welches westlich vom Schloß und hart an der Stadt aufgeführt wird und außer zu einer baierischen Brauerei als Gasthaus und Restauration dienen soll, verlegt werden wird.

Das Schloß selbst — ich rede vom „neuen," das „alte," weniger ansehnliche wird als Amthaus benutzt — umgaben früher französische und Gemüsegärten, auch einige sogenannte „englische" Anlagen mit Wegen in Korkzieherform, und mehrere schöne Lindenalleen, die der jetzige Besitzer zu seinem Zweck bestens genutzt hat. Den übrigen Theil der nächsten Umgebungen des Schlosses,

wie des ganzen Neißethales, nahmen Aecker, Kartoffelfelder und saure Wiesen, Moor und Sumpf ein, was Alles großentheils Einwohnern von Muskau gehörte. Außer einer guten Anzahl vereinzelter Eichen und in weiterer Ferne Schwarzholz in Masse waren noch die Ufer der Neiße mit Eichen und anderen hohen Bäumen und Buschwerk besetzt. Aus diesem Vorhandenen und der Hinzuziehung der erworbenen Grundstücke, wo dann das Ganze beliebig ausgedehnt werden konnte, da beinahe alles andere Terrain meilenweit in seinem Besitz war, beschloß Pückler einen Park, oder da dieses Wort eigentlich nur „Thiergarten" bedeutet, landschaftliche Anlagen zu schaffen, in deren Bereich er das Flußgebiet der Neiße in einer beträchtlichen Ausdehnung, die angrenzenden Ebenen und Hügelreihen, weit ausgedehnte Feldfluren und Waldungen von Nadelholz, ein Vorwerk, die Fasanerie, die Schloßmühle und das Alaunbergwerk hineinzog und durch Hinzunahme des sich hinter der Stadt fortziehenden Abhangs, nebst dem darauf liegenden Vorwerk und Dorf Berg, die Stadt Muskau selbst mit einschloß. Dadurch erhält der Park, außer zwei entlegeneren, sehr ausgedehnten Partien, dem Jagdschloß Hermannsruhe und der Wussina, den beträchtlichen Umfang von 2¾ deutschen Meilen, ist sonach auch an Flächeninhalt wohl der größte Deutschlands.

Als ein Theil der Vorarbeiten, namentlich die Abtragung der Schloßwälle, die Zufüllung der Schloßgräben, die Planirung unebenen und das Rigolen unfruchtbaren Terrains, zu Ende gebracht war, fing Pückler mit den Pflanzungen an und zwar auf verschiedenen Punkten gleichzeitig, dies sowohl im Kunstinteresse des Ganzen, als um Zeit und Geld zu ersparen. Mit den aufzuführenden Gebäuden ließ er es am längsten anstehen und sind viele der projektirten noch jetzt nicht vollendet, manche noch nicht einmal in Angriff genommen. Ein Gebäude steht bald da, nicht so ein schattiger Baum, eine dichte, hochaufgeschossene Pflanzung; vielleicht wären die Gebäude wieder eingefallen, bevor der Park vollendet. Den nächsten Umgebungen des Schlosses ward von Anfang an die größte Aufmerksamkeit geschenkt und diese bald in einen freundlichen und reichen Blumengarten (pleasure-ground), in eine geschmackvolle Wasserpartie und einen üppigen Wiesengrund (bowling-green) umgeschaffen. Die älteren Bäume, vorzugsweise Linden, die sich auf diesem Terrain vorfanden, wurden so viel als möglich beibehalten, viele auch versetzt und noch mehr an andern, oft entfernten Orten ausgegraben und hierher verpflanzt. Bäume von 60—80 Fuß Höhe werden im Muskauer Park, wie ich im verflossenen Frühjahr häufig Gelegenheit hatte selbst zu sehen, versetzt und

zwar ohne daß deren Kronen und Wurzeln Gewalt gethan, oder dieselben nur verschnitten werden. Mühsam ist die Procedur allerdings, auch kostspielig, aber ihre Resultate überraschend und belohnend. Der zu versetzende Baum wird umgraben, das Erdreich behutsam ausgeworfen, jede Wurzel und jede Faser von der daran befindlichen Erde befreit, dann ein großes maßives Gestell auf zwei hohen Rädern, ganz ähnlich dem Vordergestell eines Lastwagens, an den Baum herangeschoben, dieser sorgfältig umwickelt und nachdem die Deichsel erhoben und an den Stamm des auszuhebenden Baumes oben befestigt worden, der untere Stamm ungefähr vier Fuß vom Boden auf die nahe herangerückte Achse des Gestelles ebenfalls befestigt. Mehrere Leute ziehen nun die Deichsel nieder, während Andere hinten an den Wurzeln heben: durch die doppelte Hebelkraft werden die noch übrigen Wurzeln aus der Erde gehoben und der Baum niedergelassen, der Art daß er auf der Achse in einer schwebenden Lage zu ruhen kommt. Die Pferde werden verkehrt angespannt d. h. an dem Ende, wo die Wurzeln befindlich sind und die Krone von begleitenden Arbeitern vor Beschädigungen möglichst geschützt. Zwei Pferde ziehen mit Leichtigkeit den größten Baum auf diese Art fort. An dem Orte, wo derselbe hingesetzt werden soll, ist ein großes und tiefes rundes Loch

gegraben und fruchtbares Erdreich, Compost oder ähnliches, in dasselbe geworfen. Das Vordergestell, auf dem der Baum herangefahren ist, wird nun, nachdem die Pferde abgespannt, an das Loch gerückt und der Baum langsam eingelassen, mit schützenden Pfählen umgeben und in der ersten Zeit, wenn es nicht ohnehin feucht und naß ist, fleißig begossen. In den beiden ersten Jahren kränkelt ein auf diese Art versetzter Baum allerdings, aber schon im Dritten erholt er sich völlig und gedeiht von nun an besser und trefflicher, als auf seinem früheren Stande, was theils der Düngung und der Wässerung, theils der Versetzung selbst, der sorgfältigen Behandlung und der Auflockerung des Bodens zuzuschreiben ist. Durch diese Pflanzart allein ward es möglich, dem Muskauer Park das Ansehen eines schon längst bestehenden und, soweit die älteren Pflanzungen sich erstrecken, vollendeten zu geben. Denn nehmen wir nur an, daß 25 Jahre lang an demselben unausgesetzt gearbeitet wird und von Anfang an größere und ältere Bäume angepflanzt wurden, überdem die vorhandenen Eichen und Linden größtentheils stehen blieben, so wird es erklärbar, daß wir in demselben so viele große und schöne Bäme finden, die ohnerachtet des nichts weniger als günstigen Bodens in größter Ueppigkeit prangen und bereits das Ansehen von hundert- und mehrjährigen

haben. Aber nicht allein auf das Oberholz sind so viel Sorgfalt und Kosten verwendet, sondern auch auf das Unterholz, auf Sträucher und Gebüsch, welches mit großen Kosten von fern herbeigeschafft wurde. Der Professor Reum aus Tharandt äußerte einst bei seiner Anwesenheit in Muskau, daß der dortige Park für den Forstmann und in gewisser Hinsicht auch für den Botaniker der wichtigste in Deutschland sey, denn in keiner Anlage habe er so viel verschiedenartige Holzarten beisammen gesehen und in so schöner, sorgfältiger Gruppirung. Es genüge hier die Angabe, daß allein über dreißig verschiedene Arten Eichen sich im Park befinden, darunter alte Riesen, die unten am Stamm gegen zwanzig Fuß im Umfang messen.

Ich will jetzt versuchen eine Beschreibung der einzelnen Partien und Schönheiten des Muskauer Parks zu geben, obwohl ich recht gut fühle, daß dies Beginnen sehr schwierig, wenn nicht unmöglich ist, denn Naturschönheiten muß man sehen, um sie recht fühlen und genießen zu können. Obwohl ich den Park in allen seinen Theilen genau zu kennen vermeine und ihn bei meinen öfteren Anwesenheiten in Muskau, namentlich während der letzten, die sechs Monate währte, täglich mit erneutem und erhöhtem Genuß besuchte, so sind mir vielleicht doch noch nicht alle Schönheiten desselben,

alle überraschenden Partieen und Fernsichten bekannt, täglich entdeckte ich neue Schönheiten, täglich gefiel mir der Park in seinem Ganzen besser, je mehr ich in die Einzelheiten einging, je mehr ich den Plan und die Idee seines Gründers erfaßte. Bei anderen Parks tritt gewöhnlich gerade das Gegentheil ein: sie verlieren mehr und mehr, je öfter man sie sieht, sie ermüden durch ihre Einförmigkeit, oder verletzen durch das Disharmonische ihrer einzelnen Theile, oder erregen durch Ueberladung mit Spielereien das Lächeln des Beschauers. In der Regel ist auch ihr Flächeninhalt zu unbedeutend; ein Park soll ein ausgedehntes Terrain einnehmen und mindestens so groß und so eingerichtet seyn, daß man seine Hauptpartien durchfahren oder durchreiten kann, ohne sobald den Ausgangspunkt wieder zu erreichen.

In Gedanken diene ich jetzt, wie ich es so häufig Fremden und Freunden gethan, dem geneigten Leser als Führer durch den Muskauer Park. Der leichteren Uebersicht halber lege ich die gewöhnliche, für die Bewirthschaftung wie für die Besichtigung des Parks angenommene und bequemste Eintheilung desselben zu Grunde, nach welcher er in drei Haupttheile zerfällt, in den Schloßpark, in den Park des Bades und den äußeren Park. Jeder von diesen bietet hinreichenden Raum zu einer Spazierfahrt. Den ersten begrenzt theilweise ein

hoher Holzzaun, der durch eine breite Bepflanzung versteckt ist, theilweise die Neiße; den zweiten nach der Stadt zu ein geschmackvoller Holzzaun und auf den anderen Seiten ein breiter Graben, dessen innere, hoch aufgeworfene Seite mit Dornen, Akazien und Gleditschien bepflanzt ist; dieselbe Befriedigung schließt den dritten beinahe in seiner ganzen Ausdehnung ein. — Ich führe jetzt den Leser nach dem ersten Park und gehe vom Schloß aus. Die breite Schloßtreppe, von der man die Uebersicht über den gegen Osten sich ausdehnenden bowling-green genießt, d. h. eine üppige, sorgfältig gehaltene Rasenfläche, die mit Baumgruppen, einzelnen Prachtexemplaren von Bäumen und Sträuchern, mit immergrünem Gebüsch, mit Blumenrondells, und an passenden Orten mit Tischen und Bänken besetzt und geziert ist — wie die beiden breiten Auffahrten nach dem Schloßhof, die an den Seiten der zum bowling-green führenden Schloßtreppe hinlaufen, sind mit Orangeriebäumen und Blumen besetzt, ebenso wie die unteren Theile des Hauptgebäudes und die Flügel des Schlosses nach dem Schloßhofe zu. Unter und zwischen den sorgfältig ausgewählten und gehaltenen Blumen und exotischen Pflanzen schaukeln sich mehrere ausgezeichnet schöne buntgefiederte Vögel, Papageien, Kakadus u. a. m. Auf den Schloßhof und die denselben umgebenden Ter-

rassen führen Glasthüren aus den Gesellschaftszimmern des Schlosses, so daß man unmittelbar aus den geschmackvoll dekorirten und ebenfalls mit Blumen reich ausstaffirten inneren Räumen des Schlosses in die schönsten Blumenpartien und die reichste Natur tritt.

Das ganze Viereck des Schlosses umgibt ein sorgfältig gepflegter, herrlicher Blumengarten, der durch einen unter der Schloßauffahrt, der Rampe, angebrachten Tunnel verbunden ist. In diesem, auf drei Seiten von einem See, dem Luciesee, umflossenen Blumengarten bewundern wir die schönsten, seltensten Blumen in der sinnigsten Aufstellung; die verblühten werden alsbald durch andere ersetzt, Alles prangt hier im köstlichsten Blüthenflor. Wir erblicken auf sammetartigem Rasen einen durch verschiedenfarbige Blumen gebildeten Fächer in den lachendsten, glühendsten Farben, ein in einen Stern gefaßtes kolossales H, einen großen Stern, wie ihn die jüdischen Oberpriester trugen, ein Füllhorn, eine kolossale Blume durch verschiedene Beete gebildet, ein großes S unter Rosen und Vergißmeinnicht, Pfauenfedern und andere höchst überraschende, ganz originelle Compositionen aus Blumen. Hier wird man inne, daß man auch mit natürlichen Blumen m a l e n kann! Der Platz vor einer Blumenglorie ist den Büsten zweier Damen reservirt, die Pückler für die lieblichsten hält,

denen er auf seinem Lebenswege begegnet: es sind die Gräfinnen Alopäus und Rossi. — Den Hauptpunkt dieses Blumengartens bildet ein etwas höher gelegener Platz unter drei alten, stattlichen Linden. Die Fülle der reichsten Blumen umgibt diesen Zauberort, der am Abend häufig durch bunte Laternen erleuchtet wird. Auf der einen Seite begrenzt der See, auf dem Gondeln zu einer Wasserfahrt bereit stehen, auf der andern der schönste Blumenflor diesen herrlichen Ort. Ganz in der Nähe ist das Rosary, eine Rosette aus Monatsrosen und Buchsbaum gebildet und mit Granatbäumen umkränzt. Pyramiden, Rondells, Lauben, Nischen u. a. m. sind ringsumher aus Blumen und Topfgewächsen formirt, doch so, daß man weder die Stellagen, noch die Töpfe gewahr wird. Die größtmöglichste Sauberkeit und Nettigkeit herrscht in dieser wonnigen Anlage, wie denn der ganze Park durch die sorgfältigste Pflege und fast übertriebene Reinlichkeit sich auszeichnet.

Wenn wir aus diesem ersten Blumengarten, der mit einem eisernen Geländer umgeben ist, wieder auf die Rampe steigen und noch einen Blick auf den vor derselben sich ausdehnenden bowling-green geworfen haben, steigen wir zur Linken, gegen Norden, wieder hinunter und gelangen durch hohes, schattiges Gebüsch in einen zweiten Blumengarten, der „blaue Garten“ genannt,

weil er von stahlblauen Ketten und Hellebarden eingeschlossen ist und alle Brücken, Bänke, Stühle, Körbe u. s. w. darin himmelblau und weiß gemalt sind. Dieser Blumengarten hat von dem früher beschriebenen einen ganz verschiedenen Charakter. Er ist auf der einen Seite durch dichtes Gehölz, auf der andern von einer hohen Lindenallee eingeschlossen und wird in der Mitte durch den künstlich gegrabenen Fluß durchströmt, dessen Ufer von riesigen Bäumen beschattet und mit Wasserpflanzen geschmückt sind und der in dieser Gegend einen Wasserfall bildet, wo unter vier alten Eichen eine Bank den Beschauer zur Ruhe und zum Ueberblick der vor ihm sich ausbreitenden unvergleichlichen Gegend einladet. Von hier kehrt man über einen mit Blumen und Gesträuch gezierten Rasenteppich nach dem Schlosse zurück, hart an einem großen Gebäude vorbei, in welchem das Theater und viele Räume für wirthschaftliche Zwecke befindlich sind.

Sehenswerth sind noch in der Nähe des Schlosses die Treib- und Gewächshäuser, die Frühbeete und der Gemüsegarten. Diesen Anlagen, namentlich den Gebäuden, stehen jedoch bedeutende Veränderungen bevor: die Ställe, Remisen und Werkstätten, die mit jenen jetzt verbunden sind, sollen größtentheils hinter das Theatergebäude verlegt, die Brauerei, wenn die neue

vollendet seyn wird, in ein Gewächshaus umgewandelt und mehrere neue kalte und warme Häuser in der Art, wie bereits begonnen, angelegt werden. Nichts desto weniger bietet das Bestehende des Interessanten genug und wird den Besuchenden die Menge der Gewächse und Treibhäuser, die Accuratesse, die überall herrscht, befriedigen. Vorzügliche Aufmerksamkeit wird der Ananaszucht geschenkt, wie denn auch in den Treibhäusern bereits im April reife Weintrauben, Erdbeeren und andere Früchte in Menge vorhanden sind und junge Gemüse den ganzen Winter, frische Champignons das ganze Jahr hindurch nie ausgehen dürfen.

Ich führe jetzt den geneigten Leser durch den ersten, den Schloßpark, von dem die geschilderten Blumengärten und andere Anlagen in der Nähe des Schlosses Theile ausmachen. Wir gehen in südlicher Richtung bei dem pleasure-ground und dem bowling-green, bei den Treibhäusern, der Brauerei und der Mühle vorbei, durch einen Hain einzeln auf dem Rasen gruppirter Bäume und wenden uns nördlich einer großen Wiesenfläche zu, die sich zwischen dem Schloß und der Neiße erstreckt und ebenfalls mit Baumgruppen und Shrubberies besetzt ist. Unübertrefflich sind die Wege, die breiteren sämmtlich zum Reiten und Fahren eingerichtet, was sogar jedem Fremden nach vorhergehender Meldung bei

dem Parkinspektor gestattet ist. Mag es noch so sehr und anhaltend geregnet haben, die Wege im Muskauer Park sind in wenigen Stunden wieder abgetrocknet, weil sie fest und so gebaut sind, daß das Wasser überall abfließen muß. Es existiren im Park über drei Meilen chaussirter Wege, die befahren werden dürfen. — Unsern Weg fortsetzend, von dem wir viele schöne Ansichten auf das Schloß und die Stadt Muskau zur Linken, und zur Rechten auf die gegenüberliegenden Höhen genießen, gelangen wir in eine Waldpartie an der Neiße, welche durch hohe Eichen und Gebüsch gebildet ist, passiren den Neißearm ohnweit seiner Einmündung in die Neiße auf einer alterthümlichen Brücke, von der wir hüben und drüben die belohnendsten Fernsichten und das Gemurmel zweier Wasserfälle ganz in der Nähe genießen, und ersteigen in der Richtung gegen Westen einen Hügelrücken, der das Neißethal im Westen begränzt. Von hier erblickt man unter sich einen See mit einigen belaubten Inseln, an dessen Ufern später eine Fischerhütte und eine Wachsbleiche zu stehen kommen sollen. Die überraschendsten, stets wechselnden Ansichten bieten sich uns bei unserem Fortschreiten. Durch eine Sammlung fremder Hölzer und Sträucher gelangen wir an das stattliche, seiner Vollendung entgegenschreitende Gebäude, welches zu einem Hotel, zu einer Restauration

und zu einer baierischen Brauerei bestimmt ist, erhalten bald darauf, nachdem wir durch dunkles Gebüsch weiter gegangen, eine vortheilhafte Nahansicht von der Westseite des Schlosses, gehen beim alten Schlosse vorüber, vor welchem Pückler seinem Ahnherrn, Rüdiger von Bechlarn, eine Reiterstatue setzen will, und gelangen, uns östlich wendend, zu einer Brücke, von der wir auf der einen Seite beide Schlösser sich im Wasser spiegeln sehen, auf der andern einen Wasserfall erblicken, der von colossalen Granitsteinen geformt ist und mit Wasser- und Schlingpflanzen, gleichwie die Ufer hüben und drüben, geschmückt ist. An dem Arm der Neiße setzen wir den Weg durch üppige Anlagen auf eben so üppigem Wiesengrunde fort bis an die Neiße, bis zu der Stelle, wo der Arm aus dem Hauptstrom abgeleitet und durch ein Schleusenwerk beliebig mit Wasser zu versehen ist. Weiter auf dem nach dem Hermannsbade führenden Laubwege fortschreitend, biegen wir links auf die große Neißebrücke und begeben uns auf das gegenüber stehende Ufer des Flußes. Wir betreten den ersten, östlichen Höhenzug, auf dem eine Fasanerie im großartigen Style erbaut werden soll. Die dermalige sehr zahlreiche Fasanerie ist an zwei Plätzen vertheilt und besteht nur noch aus gewöhnlichen Fasanen, neben denen in einem großen eisernen Käfig ein ansehnlicher

Adler sich erschrecklich langweilt; ehedem gab es auch Gold- und Silberfasanen und anderes Gethier, was sicherlich auch wieder angeschafft wird, wenn die projektirte Fasanerie fertig ist.

Ueber eine tiefe Schlucht, der wir uns nähern, führt eine Brücke auf das jenseitige Ufer, wo wir unter einer riesigen Eiche den Anblick des Neißethales, des Schlosses und eine pittoreske, durch Schwarzholz begränzte Fernsicht genießen. Nicht fern von diesem Punkte soll inmitten hoher Bäume und dichten Gebüsches ein Tempel der Beharrlichkeit zu stehen kommen, ein Werk, welches der Schlußstein des Ganzen seyn soll und daher auch bis zuletzt aufgespart ist. — Ueber eine zweite Schluchtbrücke gehen wir im dichtesten Walde fort, passiren mehrere Stege und Brücken, die aus Aesten und Stämmen, an denen die Rinde gelassen, construirt sind, und gelangen dann an das Ufer der Neiße. Ein schattiger, chaussirter Weg führt uns hart am Ufer fort, darauf über eine Wiese und bringt uns durch eine Wendung auf eine Anhöhe, die im Vordergrunde mit einer weitschattigen Eiche und Blumenrondells, im Hintergrunde mit mehreren Gebäuden, Lauben und Pavillons, Alles mit Blumenpartieen untermischt, gekrönt ist. Diese freundliche Anlage heißt das „englische Haus" und ist die Nachbildung einer wohlhäbigen und comfor-

tabeln englischen Pachterwohnung. Mir gefällt diese Partie, mit der eine Restauration, Schießstände, Kegelbahn u. a. m. verbunden ist, ganz besonders und vor allem: die Aussicht von dem traulichen Plätzchen unter der alten Eiche ist so erquickend, Alles so ruhig, so ländlich, so heiter und lachend! Die Gebäude sind mit Rosen und wildem Wein und andern Schlingpflanzen umzogen und die einzelnen Theile durch Gitterwerke getrennt. Hinter dem englischen Hause liegt das Dorf Köbeln, welches der Fürst fast gänzlich an sich gekauft und jenseits der Neiße versetzt hat. Die stehengebliebenen Wohnungen dienen Arbeitern zum Aufenthalte und zwischen ihnen befindet sich eine Stuterei. Einige obstinate wendische Bauern haben ihren Vortheil so schlecht verstanden, daß sie trotz der übertriebensten Anerbietungen ihre alten Baraken und die daneben befindlichen Grundstücke dem Fürsten nicht haben abtreten wollen, die Zeit wird sie jedoch eines Bessern lehren. Nach dieser Seite zu erstrecken sich nämlich die neuen Anlagen, die erst in den letzten Jahren in Angriff genommen sind.

Vom englischen Hause wenden wir uns gegen Osten und ersteigen die zweite, höhere Hügelkette. Wir wandeln durch einen dichten Wald, in dem die Wege geebnet, hie und da eine Ruhebank angebracht und eine Durchsicht ausgehauen ist. Wir bemerken gar nicht, daß

Alles durch Kunst und Mühe hervorgebracht ist, daß, wo jetzt üppiges Laubholz, schlanke, hohe Bäume und dichtes Unterholz, vordem nur einige Fichten auf sterilem Boden standen. Wir kommen bei der Stelle vorbei, wo der Besitzer eine Begräbnißkapelle projektirt hat und eine kleine Viertelstunde weiter eine alterthümliche Burg, die zugleich als Vorwerk dienen soll. In dieser Gegend, gerade vis-à-vis dem Schlosse in östlicher Richtung, wurde bei den Erdarbeiten das wohl erhaltene Gerippe eines Mannes gefunden, welchen räthselhaften Fund der Besitzer des Parks bestens benutzte, indem er auf einer Erhöhung am Wege ein grünes Grab, auf demselben ein steinernes Kreuz mit einer Inschrift und davor eine Bank nebst einem Tisch aufrichten und mit Bäumen umpflanzen ließ. Von dem „Grabe des Unbekannten," wie der Ort in der ganzen Gegend heißt, genießt man eine treffliche Aussicht auf das Schloß und die Stadt. Von der Höhe steigen wir in der Richtung nach dem Schlosse hinab, kommen über die sogenannte Doppelbrücke, welche über die Neiße führt und von der man die Mühle, das Wehr, das Bad und Alaunwerk übersieht und hätten sonach die Tour in dem Schloßpark vollendet, da wir eben so wenig alle Partieen desselben, alle Wege u. s. w. hätten besuchen können, als ich dieselben hier beschreiben. Um den Muskauer Park in

allen seinen Theilen genau kennen zu lernen, bedarf es mindestens acht Tage Zeit, wenn man nämlich nicht immer laufen oder fahren, sondern auch genießen will.

Zur Besichtigung des zweiten Parks, den ich den „Park des Bades" genannt habe, führe ich den Leser vom fürstlichen Schlosse aus bei der neuen Brauerei und Restauration vorbei, über eine Straße des Städtchens und durch ein gegenüber stehendes Thor auf die Anhöhen, die sich im Westen hart an Muskau hinziehen. Ueberall umgiebt uns auch hier Anlage und Pflanzung, welche durch viele vorhandene alte Bäume eine besondere Zierde erhalten. Von der Höhe, die mit dem Vorwerk Berg und einer alten Kirchenruine gekrönt ist, genießt man auf mehreren Punkten die schönste Uebersicht über die tief unten gelegene Stadt, über das Schloß mit seinen Umgebungen und einen großen Theil des Parks, über den schönsten und üppigsten, den die Neiße durchfließt. Die Wege sind auf unserer neuen Rundschau theils über Schluchten oder an Abhängen entlang geführt, theils steigen sie so steil bergan, daß Treppen angebracht worden sind. In den Anlagen auf der Westseite erblicken wir auch viele Obstbäume und von Pflanzungen umgebene Feldflächen, der Park nimmt hier ein mehr ländliches, oder ökonomisches Ansehen an. Der Weg führt bald bei tiefen Schluchten vorbei, die bereits

auf die Nähe eines Bergwerks, nämlich des Alaunwerks, schließen lassen. Wir wenden uns noch einmal rechts, schreiten durch die Ebene, bei zierlichen Häusern vorbei, in denen Parkarbeiter und Bergleute freie Wohnung genießen, nach dem Weinberg, wo wir zwar keine Weintrauben, nicht einmal Weinreben, dagegen aber von der Höhe eine belohnende und weite Aussicht auf die Bautzener und Görlitzer Gegend finden. Die hohe Landskrone erhebt sich aus der Mitte unabsehbaren Waldes, mit dem die ganze Landschaft bis an den fernsten Horizont bedeckt ist. Den Windungen des Bergrückens folgend, welcher das Alaunwerk umschließt, steigen wir in dieses hinab, erblicken thätige Menschen das Erz, oder die Erde, in welcher Alaun enthalten ist, und die Braunkohlen, durch deren Gluth die vorher gradirte Soole gekocht und das Alaun gewonnen wird, an den Tag fördern, fahren vielleicht auch in einen Schacht ein. Die Natur ist hier wild: abgerissene Bergabhänge, hoch aufgethürmte schwarze Massen ausgelaugter Alaunerde, Asche, Erzhaufen, dazwischen geschwärzte Männer und Weiber und dampfende Essen.

Unmittelbar hinter dem Alaunwerk liegt das Herrmannsbad. Mehrere geschmackvolle Gebäude, die Restauration mit dem Kursaale und einer daran stoßenden Moosgallerie, Logishäuser und Mineralbäder, unten

im Thale ein großes, für Badgäste eingerichtetes Haus, ein Moorbad, mit dem mehrere Badewohnungen verbunden sind, lange Trinkgallerien, Pavillons und Buden — sind von trefflich unterhaltenen Anlagen und Blumengärten umgeben, durch bequeme Fahrwege verbunden und mit häufigen Ruheplätzen für Promenirende versehen. Schattige Fußpfade führen auf die benachbarten Höhen und in die benachbarten Waldungen. Alles, was im Badepark an Blumen und Sträuchern blüht, gehört solchen Arten an, die erst in der Mitte des Sommers, während der Badesaison, blühen. Es gibt viel trauliche, stille Plätzchen im Park des Bades, wo Kranke ungestört sich ausruhen und Gesunde schäkern, oder den Tönen der Musik, die während dreier Sommermonate täglich mindestens sechs Stunden lang an Wochentagen und ohne Aufhören an Sonn- und Festtagen spielt, lauschen können. Eine schöne, schattige Straße führt vom Bade hart am Ufer der Neiße hin nach dem Hauptpark und dem Schlosse, von derselben mehrere Wege nach dem nahen Muskau.

Der äußere Park, dessen Beschreibung noch übrig bleibt, ist noch nicht vollendet, aber abgesteckt und an einzelnen Orten in Angriff genommen. Er dehnt sich hauptsächlich gegen Osten und Norden hin aus und begreift die ganze bedeutende Feldfläche des Vorwerks

Braunsdorf, wie diejenige von Köbeln und verschiedene Waldpartieen in sich. Dieser neue Park, der den ältern, außer einigen projektirten Gebäuden durchaus vollendeten Park, halbmondförmig einschließt, hat mehr den Charakter einer verschönerten Feldflur, als den eines Parks nach gewöhnlichem Begriffe. Die Wege laufen schlangenförmig um Saatfelder und Wiesen; die Höhen, die Schluchten und die weniger fruchtbaren Stellen sind mit Bäumen und Gebüsch bepflanzt; die Teiche, die alten Bäume, das bestandene Gehölz mit Geschmack für die neuen Anlagen benutzt und nur hie und da die Kunst sichtbar, wie bei einigen wenigen Blumenpartieen, dem Vogelheerd, Ruheplätzen, der großen Baumschule, dem Observatorium u. a. m. Eines bereits vollendeten Denkmals inmitten dieser neuen Anlagen will ich noch Erwähnung thun. Ein großer Granitblock, deren es in der Gegend von Muskau theils über, theils in der Erde sehr viele gibt, ist von hohen Ebreschenbäumen beschattet, von der ihn umgebenden Erde befreit und durch Ausgrabung des vor ihm befindlichen Raumes, welcher eingezäunt und mit Blumen bepflanzt ist, auf drei Seiten frei gestellt. Die vordere ist behauen und in dieselbe eine schwarze Tafel eingelassen, auf welcher mit goldenen Buchstaben geschrieben steht:

Hofdame

verschieden am Nervenschlage den 11. März 1842. Sie war der Liebling ihres Gebieters, weil sie in treuer, zärtlicher Anhänglichkeit zu ihm mehr Seele verrieth, als die meisten ihres Gleichen. Von ihrem Fortschritte nach dem Tode sind wir trostvoll überzeugt.

Wer war diese Hofdame? Die Arbeiter wissen es nicht, die Mehrzahl der uncivilisirten Muskauer wohl auch nicht. Es war ein kleiner Spaniel, wie ich mit Bestimmtheit versichern kann.

Ich bin jedoch mit der Beschreibung der Anlagen um Muskau, derjenigen, die von dem dermaligen Besitzer der Standesherrschaft herrühren, noch nicht fertig, indem noch zwei entferntere, aber höchst interessante Partieen, die durch treffliche, grüne Wege mit dem Hauptpark verbunden sind, übrig bleiben. Die eine ist die Wussina, welches Wort in der wendischen Sprache „Wildniß" bedeutet, ungefähr anderthalb Stunden in südöstlicher Richtung von Muskau gelegen. Der Weg dahin führt anfänglich an den Ufern der Neiße entlang, windet sich dann links durch Kiefernwälder, bis man an ein neuerdings aufgestelltes Gehäge gelangt, welches einen Flächenraum von 1500 Morgen einschließt. Dies ist die Wussina, ein großentheils aus Laubholz bestehender Urwald, mit wilden Schluchten, in denen wie an und auf den steilen Höhen Schwarzwald steht, einem

Waldbach, der durch jene stürzt, tiefen Wiesenthälern und einigen Feldfluren, die in ihrer Abwechslung einen wohlthuenden Eindruck hervorbringen. Die Sorgfalt des Besitzers hat Wege und Brücken und an passenden Punkten Ruheplätze und rustike Pavillons bauen und einrichten lassen.

Einen ganz andern Charakter, als die Wussina, trägt das drei Stunden von Muskau entfernte Jagdschloß Hermannsruhe mit seinen Umgebungen. Das Schloß selbst verdient diesen Namen kaum und ist in letzten Zeiten überdem vernachläßigt; der Fürst hat sich in einem der Nebengebäude einige Zimmer einfach und freundlich einrichten lassen und in denselben, in der größten Zurückgezogenheit und Stille, an seinen zahlreichen Werken gearbeitet. Ansprechender als die Gebäude sind die Anlagen, welche dieselben umgeben und vor Allem der herrliche Wald, welcher diese wie jene umschließt und dem Beschauer das vollkommene Bild eines Urwaldes liefert. Die Axt hat hier nur selten gewüthet, der jetzige Besitzer schont dieses Revier (beiläufig über 7000 Morgen, auf denen nach den geringen Holzpreisen der dortigen Gegend für eine Million Thaler Holz stehen mag) wie ein Heiligthum und läßt lieber die stärksten Bäume eingehen als fällen. Kiefern, so schlank wie Pinien und 150 Fuß hoch, dreihundertjährige und noch

ältere Eichen und riesige Fichten und Tannen stehen bunt durcheinander und der ganze Boden ist gleich einem Teppich mit Heidel- und Preißelbeerenkraut, mit wildem Rosmarin und Farrenkraut bewachsen. Zwei in der ganzen Gegend berühmte Bäume, die in der That Jeden, der ihrer ansichtig wird, überraschen, will ich, da sie häufig abgezeichnet sind, in der Kürze erwähnen: eine freistehende Fichte von ungefähr 100 Fuß Höhe, von oben bis unten so gleichmäßig bewachsen und so ausgebreitet, daß eine große Gesellschaft unter ihren herabhängenden Zweigen, die den Boden berühren, und ein undurchdringliches Dach bilden, Platz findet. Die Nadelgehänge an den untern Aesten, die selbst über 30 Fuß lang sind, erreichen eine Länge von 7 Fuß. Der andere Baum ist eine würdige Eiche, 85 Fuß hoch und unten am Stamme 24 Fuß im Umfange haltend.

Vordem war das ganze Gebiet des Jagdschlosses eingezäunt, jetzt aber ist das Gehäge größtentheils niedergerissen, da der Fürst kein zahmes Wild haben mag, welches bald seine Natur, und dessen Fleisch den feinen Geschmack verliert. Nichts desto weniger erblickt man im Gebiete des Jagdschlosses zahlreiches Wild, Hirsche, darunter ganze weiße, Rehe und wilde Schweine, letztere allerdiugs nur, wenn man in das Dickicht eindringt.

Einen vorzüglichen Reiz für Waidmänner bietet dieses Revier durch den Auerhahn, der immer seltener wird, in den Muskauer Forsten jedoch noch häufig anzutreffen ist und zur Zeit des Balzes, im Frühjahr, viele rüstige Waidmänner auf dem Jagdschloß versammelt, die vor Tagesanbruch schon auf die edle Jagd ausgehen und den balzenden Auerhahn „anspringen.“ Leidenschaft und Sinnenrausch wird dann auch das Verderben des sonst so vorsichtigen Thieres!

Soll ich den Totaleindruck, den des Fürsten Pückler Schöpfungen in der landschaftlichen Gartenkunst bei mir hervorgebracht haben, mit wenigen Worten wiedergeben, so muß ich gestehen, daß derselbe das Bild der Vollendung und Vollkommenheit und der erhabensten Ruhe bei mir zurückgelassen hat. Das Gefühl drängt sich unwillkürlich auf, daß Alles so seyn müsse, wie es ist; nirgends eine Spur von Affectation und Ueberladung, man möchte glauben, daß Alles ohne Beihülfe der Kunst entstanden sey. Das aber, meine ich, ist gerade der Triumph des genialen Gartenkünstlers, wie ich nicht minder der Meinung bin, daß ein Jeder, der Sinn für Natur hat, sich im Muskauer Park befriedigt und seine von demselben gehegten Erwartungen übertroffen finden wird. Diese Anerkenntniß ist dem großartigen Werke des genialen Schöpfers von allen

Seiten geworden, laut und unverhohlen nennt man seinen Park den schönsten und vollendetsten Deutschlands. Ich mag nicht mehr sagen, obwohl ich Parks in England und Frankreich in Menge gesehen habe, ich will nur einen Gewährsmann anführen, den Lord Stanley, der vor einigen Jahren in Muskau war und von dem vorauszusetzen ist, daß er die renommirteren Parks in seinem Vaterlande kennt und nicht absichtlich herabsetzen wird. Der Lord äußerte in dem Muskauer Bade vor mehreren Zuhörern, daß kein englischer Park die Schönheiten biete, so trefflich und verständig angelegt sey, wie der Muskauer.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

4 30
1 45
6 15

SBB013401666327

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jäger- von Schlumb, August,

Das Leben des Fürsten von Pückler-Muskau

Stuttgart 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.488
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426089-8